

Riesengebirgs- Buchkalender 1990





1990


Riesengebirgs- Buchkalender

www.riesengebirgler.de

Herausgegeben von Helmut Preußler



Helmut Preußler – Heimatverlag – Nürnberg



35. Jahrgang

Das Heimatbuch

Wun kommt auch der Kalendermann
mit seinem Büchlein wieder an,
in Frieden dein zu lesen.
Das Leben, wie ein Falter bunt,
vorbei fliegt's in der Dämmerstund,
wie's ist und wie's gewesen.

Ich blättere her, ich blättere hin
und lasse die Gedanken ziehn,
ein Bild nur ist beständig.
Auf dünnen Blättchen von Papier
wird wie ein kleines Wunder hier
die Heimat mir lebendig.



www.riesengebirgler.de

Schau nur, der Dörfes Angesicht,
die Berge in verklärtem Licht,
und auf den breiten Wegen
die Menschen, die mit mir gelebt,
die einst gekämpft und die gestrebt,
wie sind sie mir zugewen!

O Heimat, komm und spinn mich ein
und laß mich wieder bei dir sein,
und sei's auch nur für Stunden!
Willkommen, du Kalendermann,
und bring mir Trost und Freude an,
das Herz soll dean gesunden!

Wenn das neue Jahr beginnt

Von A. Ertter

Wenn das neue Jahr beginnt,
sind noch Glück und Sorgen
für das Leben, das vererbt,
allertieft verborgen.

Und wir starren stumm hinauf,
wie um Ihn zu fragen.
Wird der Zeiten dunkler Lauf
uns ins Felle tragen?

Werden über Tag und Nacht
finstere Schatten liegen? www.riesengebirgler.de
Wird wohl in des Lebens Schlacht
auch das Gute siegen?

Doch aus jenen Himmelshöhen
kann kein Wort erklingen.
Soll ich Gottes Weg verstehen,
brauch ich Engelschwingen.

Er, der Rätselhafte, weiß
Stein auf Stein zu legen,
und er schließt des Lebens Kreis
oft auf bunten Wegen.

Darum muß ich seinem Schluß
mich auch stille fügen.
Er bewacht des Lebens Fluß,
das muß mir genügen.



Doch um eines bitt ich Ihn:
Kraft aus seinen Händen,
daß ich meinen Weg kann ziehn
und ihn recht beenden.

Januar



katholisch	evangelisch	Januar (Jänner) – Hartung
1 Mo Neujahr	Neujahr	Steinbock (22. 12.–20. 1.) 
2 Di Namen-Jesu-F.	Abel, Seth	Der 100jährige Kalender (Januar)
3 Mi Genoveva	Berthilde	1.– 4. trüb und mitteltalt
4 Do Rigobert	Methusalem	5. Schnee und etwas Regen
5 Fr Alfred	Simeon	6. Schneefall
6 Sa Hl. Dreikönig	Ersch. d. Herrn	7.– 9. trüb
7 So Valentin	Julian	10./11. trüb und auch etwas Wind
8 Mo Erhard	Erhard	12./13. Schneefälle
9 Di Julian	Berthold	14./15. trüb und nicht sehr kalt
10 Mi Agathon	Paulus, Eins.	16./17. hell und kalt
11 Do Werner	Werner	18.–20. Wind und Schnee
12 Fr Ernst	Reinhold	21.–23. kalt
13 Sa Gottfried	Hildegard	24.–27. Schneefälle
14 So Hilarius	Felix	
16 Di Marcellus	Marcellus	
17 Mi Antonius, Abt	Antonius	Zum Jahresbeginn
18 Do Pet. Stuhlf. z.R.	Karimann	<i>Was wird das Jahr uns bringen, das noch so unberührt?</i>
19 Fr Mar. u. Martha	Sara	<i>Wird vieles uns gelingen, das es so mit sich führt?</i>
20 Sa Fabian u. Seb.	Fab. u. Seb.	<i>Mög sich zum Guten wenden so mancher kühne Plan, den man mit eignen Händen zu Ende bringen kann.</i>
21 So Agnes	Agnes	<i>In Freud und auch in Pflichten wolln wir nach oben schau'n es läßt so viel sich richten mit etwas Gottvertraun.</i>
22 Mo Vinzenz	Vinzenz	<i>Laßt uns nun froh beginnen, das Jahr, das vor uns liegt, Vergangenem entrinnen – die Zukunft überwiegt.</i> URSULA BECKERT
23 Di Emerich	Emerentiana	
24 Mi Timotheus	Timotheus	
25 Do Pauli Bekehr.	Pauli Bekehr.	
26 Fr Alberich	Alberich	
27 Sa Joh. Chrysost.	Joh. Chrysost.	
28 So Karl	Karl	
29 Mo Franz v. Sales	Valerius	
30 Di Martina	Adelgunde	
31 Mi Johan. Bosco	Ludwiga	

Ein Winterabend

GEORG TRAKL

Wenn der Schnee ans Fenster fällt,
lang die Abendglocke läutet,
vielen ist der Tisch bereitet
und das Haus ist wohlbestellt.



Mancher auf der Wanderschaft
kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.
Golden blüht der Baum der Gnaden
aus der Erde kühlem Saft.

Wanderer tritt still herein;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reinster Heile
auf dem Tische Brot und Wein.

Notizen:

Gedenktage:

Februar



katholisch	evangelisch	Februar (Feber) – Hornung
1 Do Ignaz	Brigitte	Wassermann (21. 1.–18. 2.) 
2 Fr Mar. Lichtmeß	Mariä Reinig. ☾	
3 Sa Blasius	Blasius	
4 So Andreas	Veronika	
5 Mo Agatha	Agatha	Der 100jährige Kalender (Februar) 1.– 5. schön und sonnig 6.–11. trüb 12.–17. Schnee und Wind 18.–25. hell und kalt 26. bis Ende sehr kalt
6 Di Dorothea	Dorothea	
7 Mi Romuald	Richard	
8 Do Joh. v. Matha	Salomon	
9 Fr Konrad	Konrad	
10 Sa Scholastika	Scholastika	
11 So Maria Lourdes	Euprosine	
12 Mo Eulalia	Eulalia	
13 Di Siegfried	Siegfried	
14 Mi Valentin	Valentin	
15 Do Faustinus	Faustinus	
16 Fr Juliana	Juliana	
17 Sa Mangold	Konstantin ☾	
18 So Simeon	Konkordia	
19 Mo Konrad	Susanna	Heimaterde – Erinnerung <i>Ein Stück Erde nenne ich mein Eigen. Nur in einem Blumentopf berge ich bescheid'nes Glück, seitdem mir bitteres Geschick die Scholle in der Heimat nahm.</i> <i>Über grauen Häusermauern erhelte es meinen Sinn, zieht an sich der Sonne Strahlen, täglich, ja zu tausendmalen, gibt es sie an mich zurück.</i> <i>Und erblüht in holder Blüte immer wieder neu, wechselt täglich ihre Kleider, diese Blume vor der Fensterscheibe bleibt mir weiter treu.</i>
20 Di Eleutherius	Eucherius	
21 Mi Eleonore	Eleonora	
22 Do Stuhl. z. Ant.	Petri Stuhlfeier	
23 Fr Petr. Damiani	Sieghard	
24 Sa Matthias	Matthias	
25 So Walburga	Viktor ○	
26 Mo Alexander	Nestor	
27 Di Fastnacht	Fastnacht	
28 Mi Aschermittwoch	Aschermittwoch	

OTTO ZERLIK

Fern der alten Heimat

JOHANNES WONDROUSCH



Steht ihr noch fern ihr Berge
sicher in eurem Grund?
Rauschen die dunklen Wälder
noch immer in der Rund'?

Ich höre die Bäume flüstern
von Frohsinn und Jugendzeit.
Ach, ihr grüngoldenen Wipfel,
wie liegt das alles so weit!

Wo einst mein Leben begonnen,
Liebe ward mir und Glück.
Ich mußte dies alles verlassen.
Kein Weg führt dahin zurück.

www.riesengebiet.de

Notizen:

Gedenktage:

März



katholisch	evangelisch	März - Lenzing
1 Do Albin	Albin	<p>Fische (19. 2-20. 3.)</p>  <p>Der 100jährige Kalender (März)</p> <p>1.- 6. morgens kaltes Wetter gegen Abend nimmt die Kälte ab und taut es</p> <p>7./8. regnet und schneit es durcheinander</p> <p>9.-15. hart gefroren</p> <p>16./17. kleinere Schneefälle</p> <p>18.-23. nochmals hart gefroren</p> <p>24.-26. trüb mit Regen, mal warm, mal gefroren</p> <p>27. bis Ende kalt und gefroren</p> <p><i>Im Winde wehn die Lindenzweige, von roten Knospen übersäuml; die Wiegen sind's, worin der Frühling die schlimme Winterzeit verträuml.</i></p> <p style="text-align: right;">THEODOR STORM</p>
2 Fr Heinrich Suso	Hartwin	
3 Sa Kunigunde	Kunigunde	
4 So Kasimir	Adrian	
5 Mo Friedrich	Friedrich	
6 Di Perpetua	Fridolin	
7 Mi Thom. v. Aquin	Felicitas	
8 Do Joh. v. Gott	Philemon	
9 Fr Franziska	Franziska	
10 Sa 40 Märtyrer	Alexander	
11 So Wolfram	Rosina	
12 Mo Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	
13 Di Gerold	Ernst	
14 Mi Mathilde	Hildebert	
15 Do K. M. Hofbauer	Christoph	
16 Fr Heribert	Cyriakus	
17 Sa Gertrud	Gertrud	
18 So Eduard	Anselm	
19 Mo Josef	Josef	
20 Di Frühlingsanfang	Frühlingsanfang	
21 Mi Benedikt	Benedikt	
22 Do Nik. v. d. Flüe	Kasimir	
23 Fr Otto	Eberhard	
24 Sa Gabriel, Erz.	Gabriel	
25 So Mariä Verk.	Mariä Verk.	
26 Mo Emanuel	Emanuel	
27 Di Rupert	Rupert	
28 Mi Guntram	Malchus	
29 Do Helmut	Helmut	
30 Fr Quirinus	Guido	
31 Sa Guido	Amos	

Erinnerungs- bilder

R. REINHARD



Das Dorf im Tal. Fast weltvergessen.
Nichts Großes macht es je bekannt.
Es zeigt nur Dächer, Bäume, Wiesen
und Wälder bis zum Himmelsrand.

Die kleine Welt, Abbild der großen,
in Licht getaucht, hell übersont
sie zeigt nur Dächer, Gärten, Wiesen
und Türme fern am Horizont.

Das laute Leben weht vorüber
an dieser meiner kleinen Welt.
Sie zeigt den Bach und Dächer, Wiesen
und einen Wald im weiten Feld.


Und hört man jetzt auch fremde Laute,
wo einst mein Kinderlachen klang,
es ölieben Teiche, Dächer, Wiesen
und auch der Wald am Hügelhang.

Notizen:

Gedenktage:

April



katholisch	evangelisch	April - Ostermond
1 So Hugo	Theodor	Widder (21. 3.-20. 4.) 
2 Mo Franz v. P.	Amalia	Der 100jährige Kalender (April) 1.- 3. kalt und gefroren 4. Schneefall 5.-12. schön, doch zwischendurch Regen und kleiner Schnee 13.-15. Wind und unbeständig 15.-20. schönes Wetter 21. rauhe Winde 22.-29. Reif und Frost 30. schön warm Es werde! <i>Frühling, Regen, Sonnenschein, Dreiklang, froh und heiter, Lachen, Weinen der Natur treibt das Leben weiter. Eben wärmt die Sonne noch: fegen Frühlingswinde Wölkchen übers Himmelsblau: zitternd steht die Linde. Und es schauert sanft herab köstlich leichter Regen, schenkt der Erde Glanz und Duft, Keim empfängt den Segen. Jäh die Sonne wieder lacht, und es dampft die Erde, Pflützen spiegeln Himmelsblau: ewig ist: Es werde!</i>
3 Di Christian	Christian	
4 Mi Isidor	Ambrosius	
5 Do Vinz. Ferer	Maximus	
6 Fr Brunhilde	Brunhilde	
7 Sa Cölestin	Cölestin	
8 So Amantius	Liborius	
9 Mo Waltraud	Hugo	
10 Di Engelbert	Daniel	
11 Mi Leo d. Gr.	Leo d. Gr.	
12 Do Julius	Julius	
13 Fr Karfreitag	Karfreitag	
14 Sa Justin	Tiburtius	
15 So Ostersonntag	Ostersonntag	
16 Mo Ostermontag	Ostermontag	
17 Di Rudolf	Rudolf	
18 Mi Werner	Valerian	
19 Do Emma	Hermogenes	
20 Fr Viktor	Hildegund	
21 Sa Anselm	Adolar	
22 So Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	
23 Mo Georg	Georg	
24 Di Albert	Albrecht	
25 Mi Markus	Markus	
26 Do Ferdinand	Kletus	
27 Fr Petr. Canisius	Hilda	
28 Sa Theobald	Theobald	
29 So Peter, Märt.	Sibylla	
30 Mo Walburga	Ludwig	

April

HANS BAHRIS

Jetzt tanzen
die Kätzchen wieder
kosend im Frühlingswind.
An den Haselsträuchern
am Hag
fährt die Sonne dahin
in ihrem goldenen Wagen,
werden die Menschen unten
auf der erwachenden Erde
trunken vor Freude.
Blumen schmücken
die sauber geputzten Häuser.
Es will Ostern werden,
Festtag
des neugeborenen Lebens.



www.riesengebirgler.de

Notizen:

Gedenktage:

Mai



katholisch	evangelisch	Mai - Wonnemond
1 Di Maifeiertag	Maifeiertag	Stier (21. 4.-20. 5.) 
2 Mi Ruthard	Sigmund	
3 Do Kreuzauff.	Kreuzauff.	
4 Fr Florian	Florian	
5 Sa Pius V.	Gotthard	
6 So Dietrich	Dietrich	
7 Mo Stanislaus	Gottfried	Der 100jährige Kalender (Mai) schön und warm 6. Donner 7.-16. viel Regen 17.-23. schönes, mildes Wetter 24.-29. raube Luft 30./31. schöne und warme Maientage
8 Di Mich. Ersch.	Stanislaus	
9 Mi Gregor	Hiob	
10 Do Anton	Gordian	
11 Fr Gangolf	Adalbert	
12 Sa Pankratius	Pankratius	
13 So Servatius	Muttertag	
14 Mo Bonifatius	Bonifatius	Abendständchen <i>Hör' es klagt die Flöte wieder, und die kühlen Brannen rauschen. Golden wehn die Töne nieder, stille, stille, laß uns lauschen!</i> <i>Holdes Bitten, mild Verlangen, wie es süß zum Herzen spricht! Durch die Nacht, die mich umfängen, blickt zu mir der Töne Licht.</i> CLEMENS BRENTANO
15 Di Sophie	Sophie	
16 Mi Joh. v. Nep.	Peregrin	
17 Do Giselbert	Giselbert	
18 Fr Erich	Erich	
19 Sa Peter Cölestin	Potentiana	
20 So Bernhard	Anastasius	
21 Mo Konstantin	Prudens	
22 Di Julia	Helena	
23 Mi Helma	Helma	
24 Do Christi Himmelfahrt		
25 Fr Urban	Urban	
26 Sa Philipp N.	Philipp N.	
27 So Gerda	Ludolf	
28 Mo Wilhelm	Wilhelm	
29 Di Gerold	Gerold	
30 Mi Felix I.	Wigand	
31 Do Angela	Petroneila	

Heimat

MICHAEL ZOLLNER

Du bist das Haus,
in dem mein Urahn saß,
der Nachfahr werkte
und die Bibel las,
des Vaters Stimme bist du,
Mutters Hand,
der erste Lichtstrahl,
den mir Gott gesandt,
mein Kindertraum,
das erste Wort und Lied,
der Weihnachtsbaum,
mit Wundern übersprüht.

Du bist der helle Anselruf
im Mai,
der Lerche Jubel,
erster Kuckucksschrei,
der Wälder Raunen
und des Windes Sang,
der Quellen Murmeln:
Alles in mich drang
wie Aveglockenläuten
früh und spät,
du bist mein
tiefempfundenes Gebet.



Mein Schulerlebnis bist du, erstes Buch,
mit Sagen, Märchen buntdurchwirktes Tuch,
der Raum, den ich vieltausendmal durchmaß,
der Baum, der mit mir wuchs, von dem ich aß,
die immergrüne Myrte, die ich band
um Festtagskerzen und zum Brautkranz wand.


Du bist mein Nächster, bist mein Kamerad,
www.riesenschule.de
denn jeder war im Kern ein Stück von dir;
verstoßen – von dir fern – ersehnen wir
als Einzelinsel dich allein, das Meer ...
Wir glauben, Heimat, an die Wiederkehr!

Notizen:

Gedenktage:

Juni



katholisch	evangelisch	Juni – Barchet
1 Fr Kuno	Nikomed	Zwillinge (21. 5.–21. 6.)
2 Sa Ilse	Ilse	
3 So Pfingstsonntag	Pfingstsonntag	
4 Mo Pfingstmontag	Pfingstmontag	 <p>Der 100jährige Kalender (Juni) 1.–12. warm und schön 13.–21. Donner und Regen, aber auch wechselhaft 22. bis Ende fast täglich Donnerwetter und Regen und unlustig bis zum Ende</p> <p>Heimat <i>Einem Märchenbuche gleich aus der Kindheit Zauberreich, stehst du vor mir in alter Pracht wie einst, eh' kam die Nacht mit ihrem Schrecken über dich und trennte uns – auch dich und mich.</i> FRANZ SCHMIDL</p>
5 Di Bonifatius	Bonifatius	
6 Mi Norbert	Norbert	
7 Do Robert	Lukretia	
8 Fr Medardus	Medardus	
9 Sa Irmgard	Irmgard	
10 So Margarete	Onuprius	
11 Mo Barnabas	Barnabas	
12 Di Joh. Fak.	Basilides	
13 Mi Ant. v. P.	Tobias	
14 Do Fronleichnam	Eilsäus	
15 Fr Veit	Veit	
16 Sa Benno	Luitgard	
17 So Tag der deutschen Einheit		
18 Mo Arnulf	Arnulf	
19 Di Jul. v. Fal.	Gervasius	
20 Mi Silverius	Silverius	
21 Do Alois	Sommeranfang	
22 Fr Eberhard	Rotraud	
23 Sa Edeltraud	Basilus	
24 So Joh. d. Täufer	Joh. d. Täufer	
25 Mo Wilhelm	Berta	
26 Di Johann u. Paul	Jeremias	
27 Mi Siebenschläfer	Siebenschläfer	
28 Do Leo II.	Leo	
29 Fr Peter u. Paul	Peter u. Paul	
30 Sa Pauli Ged.	Pauli Ged.	

Vaterhaus

fröhlicher

Wenn der Abendwind
Durch die Blätter rinnt
Und der Sonne Lauf sich neigt zu Tal,
Wenn das Halmhörn gelst
Und die Unrast schweigt,
Hebt das Mädchen an: Es war einmal!

Eng um Hof und Haus
Streicht die Fledermaus
Und im Stalle stampft das müde Vieh,
Leis und sehnsuchtsbang
Schwebt im Glockenklang
Die vergess'ne Kindheitsmelodie.

Älter Brunnen tauscht,
Hohe Linde kauft
Weit ins traumerhängte Land hinaus,
Und die Seele steht
Stumm im Dankgebet
Vor dem Gotteswunder Vaterhaus.



www.riesengebirgler.de

Notizen:

Gedenktage:

Juli



	katholisch	evangelisch
1 So	Theobald	Theobald
2 Mo	Maria Heims.	Maria Heims.
3 Di	Fr. Dietbald	Kornelius
4 Mi	Ulrich	Ulrich
5 Do	Eberhard	Hugo
6 Fr	Gottlieb	Gottlieb
7 Sa	Willibald	Willibald
8 So	Kilian	Kilian
9 Mo	Cyril	Cyril
10 Di	Amalie	7 Brüder
11 Mi	Pius I.	Pius
12 Do	Heinrich	Heinrich
13 Fr	Margareta	Margareta
14 Sa	Bonaventura	Bonaventura
15 So	Apostel Teilg.	Apostel Teilg.
16 Mo	Maria v. B. K.	Ruth
17 Di	Alex	Alexius
18 Mi	Friedrich	Rosina
19 Do	Vinzenz v. P.	Rusina
20 Fr	Hieronymus	Elias
21 Sa	Helga	Helga
22 So	Maria Magdal.	Maria Magdal.
23 Mo	Arnulf	Arnulf
24 Di	Christine	Christine
25 Mi	Jakob	Jakob
26 Do	Anna	Anna
27 Fr	Pantaleon	Martha
28 Sa	Innozenz	Pantaleon
29 So	Martha	Beatrix
30 Mo	Ingeborg	Ingeborg
31 Di	Ernestine	Ernestine

Jul - Heuet

Krebs
(22. 6.-22. 7.)



Der 100jährige Kalender (Juli)

- 1./2. trübes und trauriges Wetter
- 3./4. morgens recht kühl, nachmittags Donner und Regen
- 5.- 9. schöne Tage
- 10.-14. Regenwetter
- 15.-17. schönes Heuwetter
- 18.-23. Regen
- 24.-26. drei herrlich schöne Tage
- 27.-30. Donner und viel Regen
- 31. schöner Tag

Reiselied

*So ruhig geh ich meinen Pfad,
so still ist mir zumut,
es dünkt mir jeder Weg gerad
und jedes Wetter gut.*

*Wohin mein Weg mich führen mag,
der Himmel ist mein Dach,
die Sonne kommt mit jedem Tag,
die Sterne halten Wach.*

*Und komm ich spät und komm ich früh
ans Ziel, das mir gestellt:
Verlieren kann ich mich doch nie,
o Gott, aus deiner Welt!*

JOSEF V. EICHENDORF

Vaterhof

HUGO SCHÖLZ



Süße Verwirrung,
wenn ich so als Kind
von greller Straße
in die grüne Kühle
des Vaterhofes trat.
Im sanften Wind
des Nachmittags,
beschattet,
lag die Schwüle,
und nirgends
eine Sorge,
eine Klage,
nur Ruhe,
träumerisch,
auf jedem Ding –
und tief im Innern
alles Glück der Tage
wie gold'ne Frucht
an grünen
Zweigen hing.

Notizen:

Gedenktage:

August



katholisch		evangelisch	August – Ernting
1 Mi	Petri Kettenf.	Petri Kettenf.	Löwe (23. 7.–23. 8.) 
2 Do	Alfons v. L.	Gustav	
3 Fr	Steph. Auffdg.	August	
4 Sa	Dominik	Dominik	
5 So	Maria Schnee	Oswald	
6 Mo	Verkl. Christi	Verkl. Christi	Der 100jährige Kalender (August) 1.–7. Regentage 8. ein schöner Tag 9.–13. wieder Regen 14.–24. schöne warme Tage für die Erntezeit 30. wieder ein besonders schöner Tag
7 Di	Adalbert	Adalbert	
8 Mi	Hartwig	Hartwig	
9 Do	Roman	Roland	
10 Fr	Lorenz	Laurentius	
11 Sa	Gerhard	Hermann	Im Jahreslauf <i>Im Garten vor dem Pfarrhaus blühen Veil, Sonnenblum und Rosmarin. Vincula Petri geht alsdann den Weizen mit der Sense an. Die Traube kocht, es gibt der Mais, die Störche sammeln sich zur Reis', und bleiben sie noch nach Barthelmä', ein Winter kommt, der tut nicht weh. Brachüber gras das Weidevieh, und auf den Tennen schlagen sie den Flegeltakt durchs ganze Land. So geht das Ackerjahr zu Rand.</i> JOSEF WEINHEBER
12 So	Klara	Klara	
13 Mo	Reinhild	Reinhold	
14 Di	Eusebius	Eusebius	
15 Mi	Maria Himmelfahrt		
16 Do	Rochus	Rochus	
17 Fr	Bertram	Bertram	
18 Sa	Helene	Agapitus	
19 So	Sebald	Sebald	
20 Mo	Bernhard	Bernhard	
21 Di	Joh. Franziska	Hartwig	
22 Mi	Unb. Herz. Mar.	Philibert	
23 Do	Philipp	Zachäus	
24 Fr	Bartholomäus	Bartholomäus	
25 Sa	Ludwig	Ludwig	
26 So	Hermine	Hermine	
27 Mo	Gebhard	Gebhard	
28 Di	Augustin	Augustin	
29 Mi	Joh. Enthaupt.	Joh. Enthaupt.	
30 Do	Rosa v. L.	Benjamin	
31 Fr	Raimund	Paulinus	

Heimat

E. LICHTENECKER




Staubweiße Straße, Birken am Rain,
glitzender Weiher im Sonnenschein,
Lilien im Garten und rosige Herzen,
Kartäusernelken und Königskerzen
Kirche mit Wehrgang und stattlichem Turm,
uralte Linden wie Säulen im Sturm.
Hof an Gehöft wie Perlen gereiht,
Wiesen im farbigen Blütenkleid.
Goldenes Licht überm Ährenfeld,
bunter und schöner als die Welt.
Über die Weite geht summend ein Lied.
Heimat, wo bist du? Der Sommer verglüht...

Notizen:

Gedenktage:

September



katholisch	evangelisch	September – Scheidung
1 Sa Aegidius	Aegidius	Jungfrau (24. 8.–23. 9.) 
2 So Stephan	Absalon	
3 Mo Emmerich	Mansuet	
4 Di Rosalia	Moses	Der 100jährige Kalender (September) 1./2. zwei schöne Tage 3. windig und trüb 4.–6. kühle Morgen 7. warm und schön 8./9. stürmische, schlechte Tage 10. kühl und trocken 11. Regen 12.–18. schönes, warmes Wetter 19.–21. trüb mit etwas Regen 22. bis Ende schönes Herbstwetter
5 Mi Laurentia	Herkules	
6 Do Magnus	Magnus	
7 Fr Regina	Regina	
8 Sa Mariä Geburt	Mariä Geburt	
9 So Wilfrieda	Bruno	
10 Mo Nikolaus v. T.	Jodokus	
11 Di Helga	Helga	
12 Mi Mariä Namen	Syrus	
13 Do Notburga	Arnatus	
14 Fr Kreuzerhöhung	Kreuzerhöhung	
15 Sa 7 Schm. Mar.	Nikodemus	
16 So Edith	Edith	
17 Mo Hildegard	Lambert	Heimatworte <i>Mögt ihr wahrhaft froh genießen, was euch die neue Heimat beut; doch bewahrt in euren Herzen die Ahnen-Heimat allezeit.</i> <i>Die Heimat ist des Lebens Ursprung, die Quelle der Kraft, das lockende Ziel der Sehnsucht, das ewige Glück im Alltag. Wohl dem, der sie besitzt! Wehe dem, der sie ändern nimmt!</i> ALBERT STREI
18 Di Thomas v. V.	Titus	
19 Mi Januarius	Sidona	
20 Do Friederike	Friederike	
21 Fr Matthäus	Matthäus	
22 Sa Moritz	Moritz	
23 So Thekla	Herbstanfang	
24 Mo Rupert	Joh. Empf.	
25 Di Hildegard	Kleophas	
26 Mi Cyprian	Cyprian	
27 Do Adolf	Kosmas u. D.	
28 Fr Wenzelslei	Wenzel	
29 Sa Michaeli	Michaelis	
30 So Erntedankfest	Erntedankfest	

Sehnsucht

FRED ZACZYK

Sehnsucht ist ein Lied der Liebe,
Widerschein, ein Wunsch, ein Traum.
Traulichkeit im Umgetriebe
dieser Welt, des Glückes Saum.

Sehnsucht ist ein Lied der Treue.
Nur wer treu ist, kann versteh'n,
diese Seligkeit, gemeinsam,
immer alle Wege geh'n.

Sehnsucht ist ein Lied der Heimat.
Die Gedanken zugewandt,
dem Erinnern froher Tage,
froh in einem schönen Land.

Sehnsucht ist ein Lied der Ferne.
Fortzuziehen aus der Zeit,
Wegbegleiter sein der Sterne.
Weit, ganz weit aus allem Streit.

Sehnsucht ist ein Lied des Friedens.
Ein Gebet an jedem Tag:
Haß und Zwietracht zu vertreiben,
Krieg und Not und alle Plag'.



Sehnsucht lebt in allen Herzen.
Lang, solange die Welt besteht,
Wird in Himmelsräume wandern,
wenn sie hier zuend', vergeht.

Notizen:

Gedenktage:

Oktober



katholisch	evangelisch	Oktober – Gilbhart
1 Mo Giselbert	Giselbert	Waage (24. 9.–23. 10.) 
2 Di Schutzengelfest	Vollrad	
3 Mi Ther. v. Jesusk.	Jairus	
4 Do Franz v. Assisi	Franz v. Assisi ●	
5 Fr Placidus	Placidus	
6 Sa Bruno	Friederike	Der 100jährige Kalender (Oktober) 1. schöner Tag 2./3. Blitz, Donner und großer Regen 4.–9. trüb und Regen 10.–13. schön warm 14. gibt es nachmittags Regen, früh hat es gereift 15.–27. schönes und gutes Wetter 28./29. Eis gefroren 30. Schnee 31. trüb und nieseln
7 So Rosenkranzf.	Amalie	
8 Mo Brigitta	Brigitta	
9 Di Arnold	Arnold	
10 Mi Franz v. Borgia	Gideon	
11 Do Muttersch. Mar.	Burkhard	Mein Freund der Herbst <i>Bunt ist sein Rock wie seine Palette, kühn führt er den Pinsel, wo immer er malt; flammend sein Rot, wie Korallenkette, Patinagrün, das im Sonnenlicht strahlt.</i> <i>Er ist ein Freund, den ich so liebe, Freund auch des Windes, dem Laub zugenetigt. Er lehrt mich sinnen: Im Zeitgetriebe blüht es und reift es, vergeht und schweigt.</i> ZITA LADWIG
12 Fr Maximilian	Maximilian	
13 Sa Eduard	Koloman	
14 So Dietmar	Wilhelmine	
15 Mo Theresia	Hedwig	
16 Di Hedwig	Gallus	
17 Mi Ignatius	Ignatius	
18 Do Lukas	Lukas ○	
19 Fr Ferdinand	Ferdinand	
20 Sa Wendelin	Wendelin	
21 So Ursula	Ursula	
22 Mo Irmtraud	Irmtraud	
23 Di Severin	Severin	
24 Mi Raphael	Salome	
25 Do Wilhelmine	Crispin	
26 Fr Helmut	Helmut	
27 Sa Florentius	Sabina	
28 So Simon v. Jud.	Simon v. Jud. ☾	
29 Mo Narzissus	Engelhard	
30 Di Hartmann	Claudius	
31 Mi Wolfgang	Reform.-Tag	

Heimatstadt

ALBERT STREIT

Ich seh' im Geist dich vor mir liegen,
du waldumrauschte Heimatstadt,
wo ich mit kindlichem Vergnügen
des Lebens weite Bahn betrat.

Vom Glanz des Himmel übergossen
erstrahlst du hell vor meinem Blick,
und ruft der Jugend ganzen Zauber
in die Erinnerung mir zurück.



Und fühlte wieder mich erquicken
der Wälder Pracht, die dich umgibt,
wo Baum und Strauch davon erzählen,
wie sehr ich diesen Ort geliebt.

Wo ich genoß des Lebens Freuden,
so fröhlich und so unbeschwert,
wie sie so ungetrübt und heiter
das Glück der Heimat nur beschert.

Sei mir begrüßt darum, mein Städtchen!
Ich spürs deines Herzens Schlag,
und bleib' in Treue dir verbunden
bis an des Lebens letzten Tag.

Notizen:

Gedenktage:

November



katholisch	evangelisch	November – Nebelung
1 Do Allerheiligen	Allerheiligen	Skorpion (24. 10.–22. 11.) 
2 Fr Allerseelen	Viktorinus ●	
3 Sa Hubert	Gottlieb	
4 So Kari Bor.	Charlotte	
5 Mo Zacharias	Blandina	Der 100jährige Kalender (November) 1.– 3. trüb mit rauen Winden 6./7. schöne Tage 8.–10. fällt Regenwetter ein 11. den ganzen Tag Schneefälle 12.–17. Regen und Schneefälle 17. bis Ende hart gefroren, fast täglich etwas Schnee; sehr kalt, der Schnee bleibt bis Weihnachten liegen.
6 Di Leonhard	Leonhard	
7 Mi Engelbert	Engelbert	
8 Do Gottfried	Gottfried	
9 Fr Theodor	Theodor	
10 Sa Andreas, Aveli	Walt/Lutins	
11 So Martin	Mart. v. T.	
12 Mo Kunibert	Jonas	
13 Di Adalbert	Adalbert	
14 Mi Alberich	Levinus	
15 Do Albert d. Gr.	Leopold	
16 Fr Gertrud	Ottomar	
17 Sa Gregor d. W.	Hugo ○	
18 So Volkstrauertag	Volkstrauertag	
19 Mo Elisabeth	Elisabeth	November <i>Das Jahr neigt sacht dem Ende zu, die bunte Pracht hat ausgeblüht, Gelassen geht das Jahr zur Ruh' und alles, was sich treu gemüht.</i> <i>Vom Gottesacker grüßt der Stein, die Toten sind vertraut und nah, und milder dünkt beim Ampelschein, was uns bedrängt, was uns geschah.</i> <i>Und leiser werden Wort und Schritt, Der Nebel streift um Baum und Haus. Gereift an dem, was es durchlitt, ruht nun das Herz vom Sommer aus.</i>
20 Di Felix v. V.	Edmund	
21 Mi Buß- und Betttag		
22 Do Cäcile	Alfons	
23 Fr Klemens	Klemens	
24 Sa Joh. v. Kreuz	Chrisoganus	
25 So Totensonntag	Totensonntag)	
26 Mo Konrad	Konrad	
27 Di Virgil	Otto	
28 Mi Günther	Günther	
29 Do Eberhard	Eberhard	
30 Fr Andreas	Andreas	

URSEL PETER

Vergiß ihn nicht!

KLARE HOHNE

Vergiß ihn nicht,
den Bruder
unter Fremden dort!
Heiß dürstet er
nach einem Wort,
er hungert hart
nach seiner Art –
denk seiner,
wenn du brichst dein Brot!
Es wird ihm Kraft
in seiner Not.



Ein fremdes Feuer muß er schüren
und fremden Laut im Munde führen,
muß abseits auf verlor'nem Posten stehn
und fremdem Recht ins kalte Auge sehn,
will er behaupten sich auf harter Scholle,
sich und die Zukunft, komme was da wolle.

Vergiß ihn nicht!
Er ist von deines Stammes Blut,
in seiner Seele lebt die gleiche Glut,
in seinem Herzen schwingt der gleiche Ton,
er ist derselben Heimateerde Sohn.

Notizen:

Gedenktage:

Dezember



katholisch	evangelisch	Dezember - Julmond
1 Sa Elgius	Arnold	<p>Schütze (23. 11.-21. 12.)</p>  <p>Der 100jährige Kalender (Dezember)</p> <p>1./2. noch sehr kalt 3.- 6. tägliche Schneefälle 7. Regen 9.-19. hellt sich auf und friert 20.-25. unfreundlich und Regenwetter 26. bis Ende kalt</p> <p>Advent der Herzen</p> <p><i>Nicht allein nur die Kerzen, nicht allein ihr gold'ner Glanz, sei Advent dir und Erwartung, nicht allein der Lichterkranz!</i></p> <p><i>In das Denken, in das Fühlen, in dein Herz dir ströme ein hell die Freude, die Erwartung aus des Lichtes gold'nen Schein.</i></p> <p><i>In den Tag, den grauen, trage still der Kerzen gold'nes Licht! Trag es in die dunklen Stunden und vergiß die Liebe nicht!</i></p> <p>TRAUDE SINGE</p>
2 So 1. Advent	1. Advent	
3 Mo Franz Xaver	Cassian	
4 Di Barbara	Barbara	
5 Mi Gottfried	Gottfried	
6 Do Nikolaus	Nikolaus	
7 Fr Ambros	Agathe	
8 Sa Mariä Empf.	Edith	
9 So 2. Advent	2. Advent	
10 Mo Judith	Herbert	
11 Di Muttersch. Mar.	Damasus	
12 Mi Synesius	Epimachus	
13 Do Lucia	Lucia	
14 Fr Ingeborg	Ingeborg	
15 Sa Christiane	Johanna	
16 So 3. Advent	3. Advent	
17 Mo Lazarus	Lazarus	
18 Di Maria Erw.	Christoph	
19 Mi Thea	Lot	
20 Do Christian	Abraham	
21 Fr Thomas	Thomas	
22 Sa Winteranfang	Winteranfang	
23 So 4. Advent	4. Advent	
24 Mo Adam u. Eva	Adam u. Eva	
25 Di 1. Weihnachtsfeiertag		
26 Mi 2. Weihnachtsfeiertag		
27 Do Johann	Johann	
28 Fr Unsch. Kinder	Unsch. Kinder	
29 Sa Th. v. Canterb.	Jonathan	
30 So David	David	
31 Mo Silvester I.	Silvester	



Besinnlicher Dezember

GERDA HERBIG

Es brennt ein Licht in dunkler Zeit,
Bis Weihnachten ist's nicht mehr weit.
Betrachte dieses Kerzenlicht,
erfüll' dein Herz mit Zuversicht!

Dann stimm mit mir ein Liedlein an,
Die Zeit der Wunder fängt jetzt an,
trotz Kälte, doch mit Flockentanz,
St. Nikolaus und Adventkranz.

Und Tag um Tag enteilt uns leise,
nach üblicher Kalenderweise.
Doch an der letzten Tage Rest,
da kommt das liebe Weihnachtsfest.

Wir denken nach und auch zurück.
Wir sehen uns im Kindheitsglück.
Die Bilder deutlich, doch nur Traum:
im Elternhaus, beim Lichterbaum.

Notizen:

Gedenktage:

Sudetendeutsche Landschaft in Böhmen

Die Heimat der Sudetendeutschen erstreckt sich entlang den Gebirgen, die den böhmischen Kessel umranden, und umspannt von drei Seiten den Raum der Tschechen. Sie ist karger, rauher als die Scholle des anderen, glücklicheren Volkes. Doch ist die Sudetenheimat mit dem reichen Wechsel und den anmutigen Gegensätzen ihrer Landschaftsformen unvergleichlich schöner als das etwas einförmige Gebiet des Anrainers. Sie schließt in sich den feinen, gedämpften, herzbegehlichen Reiz des Mittelgebirges, sie trägt die ungestörte, ewig feiertägliche Bergeinöde und die Urwildnis alter Wälder wie den hellen, nimmer rastenden Arbeitslärm dichtbevölkerter Gauen, deren Wahrzeichen der rauchende Schlot ist.

Ein Wogenschlag aus Urgestein, gewaltig und sanft in seinen Formen, Träger des Immergrüns eines Nadelwaldes, wie er in solchem Überschwang selten mehr zu schauen ist in dem beraubten Abendland, rafft sich der Böhmerwald finster und wie von Schmerz verschattet aus dem zartgewellten, legendendurchwirkten Teppich des südböhmischen Vorlandes, darauf die weißen Kapellen der Muttergottes schimmern, die hier, gehalten von der Lieblichkeit dieses Bereiches, gar oft beschaulich auf den Hügeln und Steinen und an den Brunnlein gerastet haben soll. Im Umring des Plöckensteins dann schwingen die Bergfirne in gelassenen Zügen, getaucht in heimwehmütige Schwermut und verklärt von dem großen, leisen Geist des Dichters Adalbert Stifter, und im geräumigen Tal säumt die bernsteinbraune Ader der frühen Moldau. Nordhin ziehend, ermannt sich das Gebirge aus seiner versonnenen Ruhe und keusch verhaltenen Schönheit und gewinnt mehr heldische Gebärde, es steigert sich zu dem ungeheuerlichen Trümmerhaup des Lusens, zum zer-

schroffen Rachel, zu dem erhabenen Bergvater, Arber, zu dem jähgebäumten Doppelpiriff des Ossers.



Böhmerwald

In dem steil zerschrammten, baumverwucherten, vermoosten und mit wirrem Blockwerk aufs tollste übersäten Flanken solcher Höhen buchten sich große ruhige Seen, Felsenspiegel, dunkelklar und erdverloren. Junge Waldströme, gezwängt in enge Runsen, branden in dem riesenhaften Hemmnis der Schollen niedergebrochener Berge. Hochmoore mit kärglich verzweigtem Fichtenwuchs und kriechender Latschenknorrnis ruhen in unsäglich er Öde, als habe ein Fluch sie versengt, und starren aus schwarzen, reglosen Lacken wie mit toten Augen empor, ein Gespensterland und letzte, fast unüberbietbare Einsamkeit, wenn hangende Nebel es mit ihrem Spuk noch rätselhafter machen und die moorversunkene Kirche ihr ersticktes Geläute anhebt. Hier hat sich das Landschaftsbild nicht geändert, seit die Gletscher von den nahen Höhen geschmolzen, hier schauert noch die Vorzeit. Und mancherorts grünt aus verwichenen Jahrhun-

dernten der ungetüme Urwald herüber, in Verwesung und Erneuerung sich selbst überlassen.

Vor der Größe der Wälder tritt das Siedlungsland zurück. Verfallene Burgen, gewachsen aus dem Urgestein, aus ehrwürdigem Granit gebaut oder flimmernd im Silberblick des Glimmerschiefers, hüten und bedräuen die Tiefe. In Hutweiden, Wiesen und ärmlichen Äckern lagern die Einödegehöfte, im geschindelten Dachreiter das Glöcklein, am Zaun das Totenbrett des Vorfahrs. In den Dörfern herrscht das Holzhaus vor und erinnert an die Fülle des umgebenden Waldes. Das aus verschollenen Säumerleben erwachsene Wallem erfreut sich eines hölzernen Stadtviertels, dessen Gebälk die feingetörnten Farben der Verwitterung zieren, dessen flache Legbrettdächer Steine tragen nach altbayrischem Brauch, und dessen Söller und Doppelsöller anmutig geschnitzte, wunderbar aus dem Formensinn des Wäldlers quellende Säulen und Geländer führen.

Zwei Städte sind es, darin stößt das Erzgebirgler.de
litz böhmischer Landschaft vergeistigt: Krummau, wie eine graue edle Druse in eine Talkrümmung der Moldau geschmiegt, ein Gewirr enger Gäblein und fester Häuser von mittelalterlichem Schrot



Krummau

und Korn, überkrönt von dem felsentblühenden Burgturm der verloschenen Witigonen, und Prachatitz, rastend in breitem Waldkessel, versehen mit Zinnen, Ringtürmen und Wehrmauern, mit üppigen Fresken an den Renaissancebauten, die Prunkstadt der Grafen von der Rose.



Prachatitz

Tiefer dehnt sich die deutsche Siedlung in den Leib Böhmens hinein. Da rundet sich das Egerland wie eine reiche, bunte Bauernschüssel. Schlichte Waldberge kränzen, was da an Dorf und Korn und Wiese sich freundlich aneinander schmiegt. Ein Volk voller Eigenwuchs haust hier, voller Mark und Kern, wacker bei der Arbeit, wehrhaften und derben Blutes und im Lied gern spiegelnd seinen heiteren Sinn. Es haust in stattlichen Gehöften fränkischer Art, wie sie uns aus Albrecht Dürers Bild vom verlorenen Sohn vertraut sind. Zu dem rätselhaften Stumpf des Kammerbühs führt die Spur Goethes, der dieses Land überaus geliebt hat. In wunderbaren Brunnen dringt

hier aus der Tiefe das Heil. In einer umwaldeten Schlucht der Tepl liegt Karlsbad mit dem dampfenden, hochspringenden Weltwunder seines Sprudels. Franzensbad öffnet sich wie ein zierlicher Schmuckschrein. In weite, ruhige Forste ist Marienbad versunken. Von hohem Stein lockt Elbogen, die graue, stromentstiegene Feste, aller Romantik Heimat und Hort. Der zu Fels verwunschene Hochzeitszug Hans Heilings malt sich in dem klaren Fluß. Und mitten in dem allen die alte, teure Reichsstadt Eger! Die mächtigen stolzen Dächer ihres Marktplatzes künden beharrlichen Bürgersinn. Es rühmt sich in den Trümmern der Staufenburg einer romanischen Akropolis. Sie birgt die unbeschreiblich herrliche frühgotische Doppelkapelle, darin Kaiser Rotbart sich vermählte. Der Atem reichster geschichtlicher Vergangenheit umwittert diese Mauern. Und drunten in dem düstern Rathaus wurde Wallenstein ermordet.

Ein halbes Jahrtausend schon ist es her, da wurde das Egerland vom Deutschen Reich der böhmischen Krone verpfändet. Es wurde nimmer eingelöst.

An das Tepler Gebirge, das einsame Rodeland des hochgemuten Stiftes Tepl, und an die Duppauer Berge, diesen ernsten, schweren, weltabgewandten Rest eines versiegten Feuergebirges, schließt sich das Nutzland von Saaz. Hier grünt auf roter Erde der Hopfen, seine feinen Ranken winden sich um Stangen und Schnüre, und endlos fast weiten sich die Rübenfelder. Hier lebte einst der Dichter der tiefsinnigsten Zwiesprache des Mittelalters, des Streites zwischen Ackermann und Tod, der Stadtschreiber Johannes von Saaz.

Nördlich der Eger aber heben und senken sich die sanften Bogen des Erzgebirges wie leise atmende Brüste. Tief eingeschnittene, laubige Gründe gliedern die Kette. Die rauen Höhen tragen Weiden und Moore, und zuweilen erhebt sich aus dieser Unwirklichkeit ein stattliches, ehrwürdiges Städtlein, das weiland in den Zeiten des Erzbaues

gar verheißend geblüht hat, nun aber erstorben liegt, seit in den Schrunden das Silber versiegt und der Berg ertaubt ist. Viele seiner Kinder wandern als fahrende Musikanten heimatlos in der Fremde. Ein betagtes Mütterlein sitzt vor der Hütte und klöppelt Spitzen. Der Wind schauert durch ein kümmerliches Kartoffelfeld. An einer toten Halde, die an den vergangenen Bergesegegen mahnt, wächst ein Vogelbeerbaum. Schroff und mit bewaldeten Hängen stürzt das Grenzgebirge gegen Böhmen ab, und zu seinen Füßen drängen sich emsige und rasch anwachsende Städte wie das an schmerzlichem Schicksal reiche Komotau, der sonnige Kurort Teplitz-Schönau und dann Brüx und Dux im schienenzerschnittenen, rührigen Bielagau, wo der Mensch die verkohlten vorweltlichen Farnwälder wieder aus Tagbau und Taufe ans Licht fördert, wo weithin der Boden verwüstet trauert, mit Wasser gefüllte Pingen aufstieren und entzündete Halden gespenstisch dampfen. Doch im Norden blauen die gelinden Kämme mit dem Frieden ihrer eingeschümmerten Erzstädtlein Zinnwald, Niklasberg und des lieblichen mit der Rosenburg gezierten Graupen.

Das mächtige Kohlenbecken stößt im Süden an eine unruhige Landschaft voll verbotter Vulkane, durchnagt von der Elbe, an die trotzigigen Kegel, Hörner und Dome des Böhmisches Mittelgebirges, die aus düsterem Basalt und lichtem Klingstein erbaut, ohne Täler regellos und unvermittelt aus Feldern und Wiesen aufschroffen. Wie das Riesenbild einer lungernenden Wüstenkatze lagert der Borschen mit zerfetzten Felsenflanken neben Bilin.

Der Elbstrom rinnt von dem großen Garten um Leitmeritz angefangen in deutschen Ufern. An Salesel vorüber bis zu dem Burgrest Schreckenstein, der wie ein ergrimmt Raubritter das Tal sperrt, durchrollt der Fluß ein Paradies, ein fruchtüppiges Ostgestade, eine Schlucht des Entzückens, die im Frühling von einer einzigen weißen Blütenlawine verschüttet ist. Kirschwälder,

Apfel- und Birnbaumhaine und Aprikosengärten verhüllen die Dörfer. Hier war die Werkstätte Ludwig Richters, hier ging ihm zuerst deutsche Landschaftsinigkeit auf, hier entstand seine „Überfahrt beim Schreckenstein“.



Prebischtor

Und immer gewaltiger, lebendiger, froher schwillt das Leben um die Elbe, der starken Ader des Landes, die die Wasser Böhmens aufnimmt und in sich vereinigt, um sie dem deutschen Meer zuzuführen. Von der riesenden Stadt Aussig bis hinab zu den Schwesterstädten Tetschen-Bodenbach klingen die Ufer vom Fleiße des Volkes, Dampfer schleppen Güter, Kühne und Zikken gleiten dahin, Kräne drehen sich an den Umschlagplätzen, Ketten rasseln, Dampfpeifen schrillen, Nebelhörner röhren wie brünstige Urhirsche, Eisenbahnzüge keuchen links und rechts des Stromes. Eine stolze Arbeitswelt! Nur in dürrer, regenlosen Sommern wird es hier stiller, wenn die tragenden treibenden Wasser sinken und spärlich fließen und aus dem Flußbett die Hungersteine tauchen, darin die Zahlen unseliger Jahre gemeißelt sind.

An dem hohen Schloß zu Tetschen wallt der königliche Strom vorüber. Er hat eine riesige Runse in das Sandsteingebirge gerissen, Felswände schauen auf ihn nieder. Und rings steilt sich eine schluchtenzerzägte, abenteuerlich verworrene, schrullige Irwelt voller Zerklüftung auf, eine Welt, zu lustvoller, sorgloser Wanderschaft und

staunendem Schauen geschaffen, die Böhmisches-Sächsische Schweiz.

Und daran reiht sich die Polzerlandschaft, ein gemütvolltes, herzliches Stilleben, dessen hübsche Nester den Wandersmann mit Laubengärten und besinnlichen Fachwerkgiebeln, mit heimlichen Winkeln und schmalen, wunderlichen Gäblein beglücken, zwischen deren Katzenkopfpflaster das grüne Gras atmet; das Daubaer Ländlein, das mit seinem verstreuten Gefels, mit dessen Zacken, Wänden und Pfeilern wie ein verkleinertes Elbesandsteingebirge anmutet, aber milder und weicher ist und mit vielen blanken Wasseradern und weiten Teichen blüht, darüber die Wildgänse und Möven schweben.

Um diese ländliche, in sich selber vergessene Stille rainen wiederum das volkreiche, hügelige Niederland und der Neißebegau, besät mit endlosen Ortschaften, die die Straßen weithin begleiten und mit ihren Ausläufern einander berühren, eine unüberschaubare Menschensiedlung, eine unheimliche Heimat maßlosen Fleißes. Der Grund erzittert unter der Wut der Maschinen, in den Arbeitsburgen tanzen die Spindeln, brausen die Räder, stürmen die Riemen, schlägt das Eisen, stechen die Gluten. Der Himmel ist verhangen von dem Rauch der tausend und tausend Schloten, die hier mit langen Hülsen ausspähen. Hier bettet sich das schöne, lebensvolle Reichenberg, der bedeutendste Ort Deutschböhmens, zu den Füßen des Jeschken.

Doch neben dem tosenden Ausbruch der Menschenkraft, neben der äußersten Ansammlung ihrer polternden, dröhnenden Werke verschließt sich die unendlich grüne Ruhe des tief sinnigen Isergebirges, und dahinter steht das Riesengebirge auf und zieht geschlossen dahin mit öden Kegeln und weich verschwindenden Graten, den breiten Kamm hoch über die Baumgrenze hinaus erhoben und bedeckt mit Blockmeeren, mit Hochmoor und undurchdringlichem Kniehöhrich, eine überwältigende Einöde, der Machtbezirk des launischen Rubezahl.

Und Almen prangen da voller Nelken und Glockenblumen und Ampfer rot und blau und goldig und weiß im Grün des Sommers. An den gewaltigen, vernarbten Flanken flattern die fallenden Bäche wie silbernes Gesträhn. Wälder legen ihren dunklen Mantel um die Hänge und Matten öffnen sich, belebt mit stillen Bauden. In der Tiefe mulden sich die Täler, von den schleifenden Gletschern der Eiszeit einst zu ungeheuren Trögen erweitert, und im Talgrund glühen auf farrentoller Flur Rittersporn und Eisenhut, gelber Fingerhut und Enzian und schneeweißer Hahnenfuß und wuchern übermannshohe Latschen, durch deren Gestrüpp die blutjungen Flüsse brechen, an wildgranitenes Gebüsch brandend und ihre erste Kraft erprobend. Vor all den erhabenden Räumen dieses Erdstriches sei der Riesengrund gerühmt, den die Schneekoppe hochherrlich abschließt, deren kah-

ler, stumpfer Schieferkegel in alpenhaftem Adel den höchsten Gipfel des Deutschen Mittelgebirges bildet.

Bis in das Herz Böhmens stieß die landschaftbildende Kraft der Deutschen vor.

Die Steine erheben sich als feierliche Zeugen und sprechen. Erlauchte Baumeister wie der Schwabe Peter Parler, wie die beiden Dientzenhofer und Fischer von Erlach haben sich mit ewigen Zügen eingeschrieben in das Antlitz des slawischen Gebietes. Deutscher Formenwille bestimmte den gotischen Umriß der Prager Hochburg, wölbte die erhabene, graue Steinbrücke über die Moldau, ersann die wundervolle Barbarakirche in Kuttenberg und türmte Gralssehnsucht eines deutschen Kaisers in die Wirklichkeit empor; die Burg Karlstein, darin einst aufbewahrt wurde des deutschen Reiches Krone.

Kennst Du die Berge?

Alte Rainungsprotokolle berichten, daß es früher Sitte war, beim Grenzbegehen, also beim Abschreiten der Grenzsteine, anwesenden Knaben oder jungen Leuten „zum Gedächtnis“ einen kräftigen Schlag zu geben. Felder und Höfe haben wir durch die Austreibung verlassen müssen. Über die altehrwürdigen Grenzsteine wuchert Moos. Aber da stehen noch die gewaltigen Grenzsteine, die der Herrgott als Zeugen unseres Rechtes aufgerichtet hat – die Berge der Heimat. Bedarf es außer der Vertreibung noch eines Schlages in Dein Gesicht, daß Du Dir für Dein Leben diese Grenzsteine Gottes merkst? Komm mit mir zur großen Grenzbegehung!

Da steht als Eckstein das *Fichtelgebirge* vor dem Egerer Landestore.

Berge: Kapellenberg, Granit, 757 m.

Kammerbühl bei Franzenbad, Basalt und Tuffe, 500 m; von Goethe oft beschrieben.

Kulmer Berg, 567 m.

Fast 130 km lang baut sich als nordwest-

liche Umwallung Böhmens das *Erzgebirge* auf:

Keilberg, Granit, Glimmerschiefer, Gneis, 1240 m.

Die Basalttafelberge: Spitzberg 1111 m; Hassberg bei Pressnitz 900 m; Bärenstein bei Weipert 897 m; Pochlberg 832 m; Scheibenberg 806 m.

Der walddreiche Gebirgsstock des *Kaiserwaldes*:

Judenhau, Granit, 897 m.

Das *Tepler Hochland* (6–700 m durchschnittliche Höhe). Aus seinen Querspalten sprudeln die heißen Quellen von Karlsbad. Östlicher Abschluß des Falkenauer Beckens ist das *Duppauer Gebirge*, ein gewaltiger, vulkanischer Kraterkessel:

Ödschloß 925 m; der Große Burgstadler 935 m.

Ein Kegelspiel von Urweltriesen ist das *Böhmische Mittelgebirge*, von Postelberg bis zum Elbesandsteingebirge, in 80 km Länge: Basalt, Trachyt, Klingstein, Tuffe, Böhm. Granaten.

Berge: Der Donnersberg, 835 m. Wetterwarte. Von seinem Gipfel ist fast die Hälfte des Landes zu sehen. Nach Humboldt einer der Berge mit schönster Aussicht in der Welt.

Der Geltsch 725 m. Weithin sichtbar der Klingsteinklotz des Borschen über Bilin 538 m. Viel gemalt und viel besungen der Schreckenstein, dessen Burgruinen sich in der Elbe spiegeln.

Wolken und Wind wuschen und meißelten sich eine Welt seltsamer Gestalten aus dem bildsamen Gestein des *Elbesandsteingebirges*: Burgen, Türme, Tore (Prebischtor), Wackelsteine, Steingewordene Sage. Das ist die „Böhmische Schweiz“.

Berge: Der hohe Schneeberg, 721 m; Großer Zschirnstein 540 m; Rosenberg, 616 m; Tissaer Wände 614 m.

Eine Granitplatte, im Nordosten von Basaltkuppen und Klingsteinkegeln durchbrochen, ist das walddreiche und quellenreiche *Böhmische Niederland und Lausitzer Gebirge*.

Berge: Die buchenbedeckte Lausche, 791 m; der weithin sichtbare Kleiss, 755 m, die Finkenkoppe, 789 m.

Fortsetzung des Lausitzer Gebirges ist der gewaltige, steile Kamm des *Jeschken- und Isegebirges*: Quarzit- und Grauwackenschiefer.

Berge: Der Jeschken mit 1010 m erreicht bereits die Waldgrenze, wo nur mehr die Krüppelkiefer wächst.

Buchberg, 999 m, die höchste Basaltkuppe Mitteleuropas.

Isermoore aus Granitverwitterung (850–950 m) mit Sieghübel 1120 m und Schwarzeberg 1084 m.

Tafellichte, 1122 m, der nördliche Eckpfeiler Böhmens.

38 km lang, eine einheitliche Granitmasse, in sich geschlossen, mit tiefen Talgründen, die von Gletschern der Eiszeit ausgesägt wurden, auf den höchsten Gipfeln walddlos und mit Blöcken übersät, ragt der mächtige Horst des *Riesengebirges*.

www.riesengebirgler.de



Blick ins Riesengebirge

Historische Gast- und Logierhäuser in der Heimat

Unter den zahlreichen ehemaligen deutschen Hotels, Gasthöfen und Logierhäusern im Sudetenland gab es mehrere mit historischer Vergangenheit.

So den vielbesuchten „Posthof“ mit Blüchersaal in Karlsbad. Er wurde im Jahre 1791 als zur Post gehöriger Hof erbaut, hatte aber bereits damals im Hauptgebäude Säle, die bei Festlichkeiten verwendet wurden. Im Blüchersaal fand 1817 zu Ehren des greisen Marschalls Blücher, der in dem bei Waterloo erbeuteten Reisewagen Napoleons nach Karlsbad gekommen war, eine Feier statt. Nach verschiedenen baulichen Veränderungen wurde aus dem „Posthof“ später ein beliebtes Kaffeehaus.

Goethe, der in der Zeit von 1785 bis 1820 zwölfmal als Kurgast in Karlsbad weilte, nahm neunmal Wohnung im Hause „Drei Mohren“, welches dreistöckige Gebäude 1908 einem Neubau weichen mußte. Vorher bewohnte der Dichter den „Weißen Hasen“, die „Drei roten Rosen“ und den „Grünen Papagei“. Vom „Posthof“ fertigte er eine Zeichnung an.

Ein altes Einkehrhaus, in dem Goethe öfters übernachtete, war das Hotel „Post“ in Asch. Auf der Fahrt von Weimar nach Karlsbad übernachtete er dort immer beim damaligen Poststallhalter Langheinrich. In Elbogen a. d. Eger wurde das Gasthaus „Zum weißen Rössel“ von Goethe und Bismarck aufgesucht. In Franzensbad wohnte Goethe im „Kurhaus“ und im Gasthaus „Drei Lilien“. Bismarck im Hotel „Hübner“, Beethoven im „Haus Magdeburg“, der Weimarer Kanzler Friedrich von Müller im „Goldenen Engel“.

Richard Wagner hat während seiner Kuraufenthalte in Teplitz-Schönau im Gasthof „Zur Eiche“ Quartier genommen. Er ließ sich dort 1843 ein Klavier in sein Zimmer stellen, zerschlug, wie in seinen Lebenserinnerungen berichtet, alle Saiten darauf

und entwarf mit Mühe und Not die erste Musik zu seinem „Tannhäuser“, den er damals noch „Venusberg“ nannte.

Im früheren Hotel „Goldener Engel“ in Saaz wohnte Goethe bei seinen Durchreisen und in Schlaggenwald bekam der Weimarer Krach mit dem Wirt des Gasthofes „Zum roten Ochsen“, der ihm für ein Essen für 4 Personen und dem Kutscher eine Rechnung von 76 Gulden präsentiert hatte. Der Dichterstur war darüber so erobost, daß er sich weigerte, zu bezahlen und eine ausführliche Beschwerde an den Kreishauptmann richtete, worauf sich der Wirt mit 41 Gulden und 20 Kronen begnügen mußte, außerdem hatte er wegen der überhöhten Rechnung noch 20 Gulden Strafe zu zahlen.

In Marienbad, wo Goethe in den Jahren 1821, 1822 und 1823 zur Kur weilte, hatte er in dem Graf Klebelsberg'schen Hause Quartier genommen, in dem auch die Familie Levetzow wohnte. Bei seinem letzten Besuch 1823 war er in der „Goldenen Traube“ untergebracht, welche er als „ein allerliebstes wohlgelegnes Quartier“ bezeichnete. Er sah dort täglich die 19jährige Ulrike v. Levetzow, die „lieblichste der lieblichen Gestalten“ (Marienbader Elegie), bevor er für immer von Böhmen Abschied nahm.

Im Theatersaal des Gasthofes „Zum goldenen Lamm“ in Bürgstein tat 1901 der später berühmte österreichische Schauspieler Emil Jannings seine ersten Bühnenschritte. Unter dem „hochlöblichen“ Prinzipal Jeschek debütierte er in Schillen „Räuber“.

Der Komponist Carl Maria von Weber, der im Sommer 1814 in dem kleinen Isergebirgsbad Liebwerda zur Kur weilte, logierte dort in dem alten Kurhaus, „Zum Helm“ und schrieb in dem „friedlichen Stübchen“, das er gewählt hatte, täglich zärtliche Lie-

besbriefe an seine in Prag zurückgelassene Braut Caroline Brandt. Ebenfalls in Bad Lieberwoda weilte 1804 der „Wanderer von Syrakus“, der Dichter Johann Gottfried Seume, der im Logierhaus „Zur Traube“ wohnte.

Bekanntester Gasthof in dem als Wallfahrtsort und Sommerfrische vielbesuchten Gebirgsstädtchen Haindorf im Isergebirge war das Hotel „Zum Kaiserhof“, das sich einst als Konzerthaus eines gutes Rufes erfreute und viele namhafte Gäste beherbergte. Seine größte Zeit hatte der „Kaiserhof“ in den Jahren vor dem 1. Weltkrieg, als häufig bekannte Künstler in ihm gastierten, u. a. der Walzerkönig Johann Strauß.

Die Wasserscheide zwischen Ostsee und Nordsee (Neiße- und Kamnitzgebiet) bildete die „Kreuzschänke“ (629 m), ein einfaches Wirtshaus an der Gebirgsstraße Gablonz-Tannwald. Wenn es regnete, traufte das Wasser vom Dach der Kreuzschänke nach zwei verschiedenen Meeren ab.

In Trautenau war das alte Hotel „Zippel“ (früher Hotel „Weißes Roß“) ein Wirtshaus Absteigequartier geschichtlicher Persönlichkeiten. Es weilten hier u. a. Kaiser Franz Josef, Kaiser Josef und Kaiser Friedrich Wilhelm I. 1866 hatte Kronprinz Friedrich von Preußen hier sein Quartier.

Ältestes Gasthaus in dem Luftkurort und Wintersportplatz Petzer im Riesengebirge war der „Alte Petzerkretscham“, der 1793 gegründet wurde. Das einfach eingerichtete, aber altbewährte Gasthaus hatte Führer, Tragstühle, Reitpferde und Wagen für die Riesengebirgsreisenden. Nach Angabe eines in dem Gasthof hängenden Bildes wurde 1811 in Petzer der letzte Bär im Riesengebirge erlegt.

In prächtiger Lage im Riesengrunde befand sich die Gastwirtschaft „Zur Bergschmiede“ (1010 m), nach der eine epische Dichtung von Karl Hauptmann benannt ist. Das Gebäude war früher Zechenhaus der Riesenhainer Arsenik- und Kupferbergwerke und ist über dem Mundloch eines 150 m tiefen Stollens erbaut.

In Schwabitz (Bez. Deutsch-Gabel) stand die „Zollschänke“. Hier wurde bereits im 14. Jahrhundert an der durch das Dorf führenden Handelsstraße Zittau-Prag der Zoll erhoben. Ein altes Einkehrhaus war auch die „Geräumigtschänke“ in Hermsdorf bei Deutsch-Gabel. Der Gasthof „Herrenhaus“ in Auscha wurde bereits im Jahre 1575 von dem Geschlecht der Sezyma erworben.

Wahrscheinlich aus dem Mittelalter stammte auch das „Blauda-Höfel“, ein altes Gasthaus in Blauda (Bez. Mähr. Schönberg). Ehemals Innungsstätte der Handwerker war das Gasthaus „Goldenes Kreuz“ in Bad Groß-Ullersdorf. In Oberkreibitz-Schönfeld befand sich der „Glashüttenerbschrank“, der an die alte Kreibitzer Glashütte erinnerte, die schon im 15. Jahrhundert bestand. In Hainspach (Bez. Schluckenau) war der Gasthof „Obergericht“ das ehemalige Dorfgericht und in Warnsdorf das Hotel „Börse“ der ehemalige Gerichtskretscham mit katakombenartigen Kellern. Erinnert sei auch noch an die alte „Hemmerichschänke“, (gegr. 1726) in Buschullersdorf im Isergebirge, in der am 16. Sept. 1779 der Volkskaiser Josef II. rastete.

MARGARETE KUBELKA

Erinnerung an Böhmen

Je ferner, desto näher,

je wohler, desto weher.

Wirf die Münze in die Schale Zeit.

Je weiter, desto dichter.

Wieviel Schatten, soviel Lichter.

In der Truhe liegt das alte Kleid.

Je bitter, umso süßer

und ein König jeder Bißer.

Die Gedanken wandern frei und weit.

Je blasser, desto klarer,

je verwirrter, desto wahrer:

Rosen blühen im Garten und es schneit.

Je leiser, desto lauter,

je fremder, so vertrauter –

bist zu Hause dort für alle Zeit.

Landflucht und Landheimweh

Im deutschen Wesen sind mancherlei seltsame Widersprüche vereinigt. Wie kaum ein anderes Volk hängt das deutsche an seiner Art, an seiner Vergangenheit und seinen Überlieferungen. Und doch ist kaum ein anderes Volk mehr als das deutsche geneigt, fremde Einflüsse mächtig, ja übermächtig auf sich wirken zu lassen. Ein ausgeprägter Sinn für heimische Art wird oft überwuchert und umrankt von dem Schlinggewächse einer allerweltsheimischen Fremdtümelei. Oder ein anderer Widerspruch! Das deutsche Volk ist ein Heimatvolk durch und durch. Die sehnsüchtige Liebe zur Heimat, das Eingewurzeltsein im Heimatboden ist fast nirgends stärker ausgebildet und ausgeprägt als im deutschen Volkstume. Ihm ist die Fremde, mag sie noch so lockend und glänzend sein, schlechthin „das Elend“, und es gibt für das deutsche Herz keinen schrecklicheren Fluch, keine traurige Enterbung als die Heimatlosigkeit. Daneben finden wir den seltsamen Zug, den treibenden Drang in die Fremde hinaus, der unsere Ahnen in zahllosen Wanderungen westwärts und südwärts geführt hat, der sie ihre besten Kräfte erschöpfen, ihr Herzblut hingeben ließ in unklarer, schwärmerischer Jagd nach einem Schemen.

Ein ähnlicher Widerspruch waltet zwischen dem ursprünglichen Landheimweh des Deutschen und der immer mehr um sich greifenden Landflucht der Gegenwart ob. Das deutsche Volk ist seiner Vergangenheit, seiner Anlage, seinem Seelenleben nach ein Bauernvolk. Das kann kein Mensch leugnen, und keine Entwicklung kann daran rütteln. Unsere Altvordern mußten hinter die Mauern der Städte gezwungen oder gelockt werden; freiwillig wollte kaum einer das freie Land verlassen. Das ganze Seelenleben des deutschen Volkes hat etwas Bodenständiges, hat seine gesamten Wurzeln

im Acker. Wer die deutsche Sprache und ihre geflügelten Worte sinnig sichtet und betrachtet, der wird finden, daß sie fast alle dem Landleben, den Beziehungen zur Natur, dem Ackerbau, dem Umgange mit der Haustierwelt entnommen sind. Das städtische Leben hat trotz seines steigenden politischen Übergewichts, trotz der Übermacht seiner Kultur in der Sprache des Volkes keinen Widerhall gefunden, keinen Niederschlag zurückgelassen. Auch die Kunst und Dichtung wurzelt eigentlich im Acker.

Wenn der Frühling wieder ins Land kommt und seine schüchternen Grüße auch in die toten, einförmigen Häusermassen und Menschenpferche der Großstädte sendet, dann ruft er dort ein Heimweh mit doppelter Gewalt hervor. Die Sehnsucht nach dem Landleben, die bei dem Großstädter immer mächtiger wird, das Bedürfnis nach dem Landaufenthalte ist durchaus nicht künstlich oder etwa eine Modeerscheinung, sondern weiter nichts als die natürliche Äußerung des Landheimwehs, das in unserem Volke lebt. Es hat etwas Rührendes, wenn man die kleinen Leute der Großstadt betrachtet, wie sie am Weichbilde draußen ein Stück Land bebauen, wie sie dort am Feierabende graben oder ihre Sonntage hinbringen. Wer diesen Brauch lediglich aus hygienischen Gründen erklären wollte, der würde sich gründlich irren. Alle die kleinen Gärten, die dort entstehen und weiterwachsen, alle die kunstlos gezimmerten Lauben, auf denen die seltsamsten Wimpel flattern, sind Zeugnisse, daß das Landheimweh auch in denen noch mächtig ist, welche die eigentlichen Typen der Großstädtertums zu sein pflegen.

Und neben dieser unüberwindlichen Sehnsucht nach dem Acker, nach dem Lande, nach der Stille des Dorfes finden wir die unheimliche Landflucht, die ziellos und heillos die Heimat mit der trügerischen

Fremde vertauscht, die, einem Trugbilde nachjagend, in die Brandung des städtischen Lebens sich stürzt, um darin zu verschwinden, oft unterzugehen. Die unklare, innerlich unwahre, träumerische Sehnsucht nach der falschen, aufgetünchten Schönheit der Stadt, nach ihren zweifelhaften, entnervenden Genüssen erinnert lebhaft an den seltsamen Trieb, der unsere Ahnen über die Alpen und westwärts zog. Wie vielen ist damals die Fremde nicht nur im Worte, sondern in der Tat zum Elende geworden! Und wie vielen unter den Landflüchtigen von heute wird die großstädtische Fremde zum grauenhaften Elende! Der heimkehrenden Schiffbrüchigen, die, wenn die Großstadt ihr Mark ausgesogen hat, wieder die Heimat suchen und belasten, werden immer mehr, und sie alle sind lebendige Warnungen vor der Landflucht. Es gehört wahrhaftig keine besondere Kunst dazu, um nachzurechnen, daß der scheinbar höhere Lohn der Großstadt tatsächlich geringer ist als das, was das Land bietet. Es gehört wenig Urteilskraft dazu, um den großstädtischen Vergnügungen das Gefährliche und den zweifelhaften Wert an-

zusehen. Aber trotzdem wird die Zahl derer, die den sicheren Heimatboden mit der unsicheren, klippenreichen, viele verschlingenden Flut des Großstadtlebens leichtfertig und leichtsinnig vertauschen, größer von Tag zu Tag.

Heute betrachten wir jene opferreichen, vergeblichen, im Grunde genommen ziellosen Wanderungen unserer Vorfahren als eine Verirrung des Volksgeistes. Heute beklagen wir, daß so viel edles deutsches Blut umsonst geflossen oder einem Truggebilde zum Opfer geworden ist. Wir feiern die Zeit, da das Volk wieder bodenständig wurde, da es sich wieder fest einwurzelte, als die Zeit der Volksbesinnung, der Volkserneuerung. Es wird eine Zeit kommen – und wir wünschen von Herzen, daß sie nicht allzufern sei –, wo man auch die heutige Landflucht als eine schwere Verirrung des Volksgeistes allgemein erkennen und beklagen wird. Schon heute bricht sich diese Einsicht immer breiter und immer tiefer Bahn. Noch ist sie aber nicht so erstarbt, daß sie zur rettenden, haltenden Tat der Selbstbesinnung werde. Die Landflucht ist und bleibt im wahrsten Sinne des Wortes eine Ver-

GERHART HAUPTMANN

O mein Vaterland

*O mein Vaterland, heil'ges Heimatland,
was du sagst, ich will es gerne tun:
Mähen will ich, mähen und nicht ruhn! –
Eh ich nicht die letzte Garbe band*

*und der Tod mich löst aus meiner Pflicht,
bin ich mit dem letzten Hauche dein.
Deine Ernte soll geborgen sein,
schwör' ich dir vor Gottes Angesicht!
Deinen Söhnen neu und treu bewährt.
Komme, komme, deutscher Völkermai!*



Anno domini 1914

Was bedeuten 75 Jahre im Ablauf der Weltgeschichte?... Nicht viel, kaum einen Atemzug, einen Wimpernschlag der Muse Klio – und doch haben die sieben Jahrzehnte unseren Kontinent, den Erdball, grundlegend verändert.

Die Politiker, die Historiker, wissen – oder glauben zu wissen – wie damals die Lawine zu rollen begann, groß und größer wurde und durch nichts mehr aufzuhalten war. Die in jener Zeit jung waren, begriffen das Ausmaß der sich anbahnenden Katastrophe nicht; die Folgen, die tragen sie bis zum heutigen Tage.

Ehe das Echo der Schüsse von Sarajevo die äußersten Grenzen der Habsburger Monarchie erreichte, vergingen trotz Telegraf und Telefon doch viele Stunden, bedeutungsvolle Stunden, die den Völkern noch das Bild einer heilen Welt, einer friedlichen Zeit sicherten.

Der dem Attentat folgenden Tagen stand Gaius, der Apostel Petrus und Paulus, war in Österreich-Ungarn ein gebotener Feiertag. Er bildete die letzte Rast vor den arbeitsreichen Erntewochen, den Tagen voll Schweiß und Mühe, die ihm folgten.

Deswegen gönnte sich das Landvolk noch einmal ein paar geruhsame Stunden am Biertisch, beim Schwatz mit der Nachbarin; damit war es dann aus bis nach dem Erntefest, bis zur Kirchweih, wenn die Arbeit

zung. Sie ist ebenso unnatürlich, der ganzen Volksart ebenso entgegengesetzt, wie das Landheimweh natürlich und der Volksseele entsprechend ist.

Die Landflucht macht unser Volk körperlich und seelisch krank. Das Landheimweh hegt und hebt und hält die Volkskraft. Wer also die Volkskraft fördern und festem will, der wehre der Landflucht und wahre unserem Volke sein Landheimweh.

getan und die Früchte des Fleißes in den Scheunen geborgen waren.

An diesem 29. Juni strömten die Besucher der festlichen Frühmesse aus den Portalen der Pfarrkirche, die mahnenden Predigtworte, den Schlußchoral der Orgel noch im Ohr.

Die Männer griffen nach der längst entbehrten Tabakpfeife, die Frauen ließen dem gestauten Fluß der Rede freien Lauf. Wie ein faltenloses Tuch aus blauer Seide hing der Himmel über der frühsummerlichen Pracht des Landes an der Grenze, den fruchtschweren Feldern, den prangenden Gärten. Es würde ein gutes Jahr werden, meinten die Bauern, und überschlugen in Gedanken den Ertrag, den Erlös der künftigen Ernte.

Wie ein summendes Bienenvolk schwärmten die Kirchgänger nach allen Seiten aus. Wie ein solches um seine Königin, drängten sich die Menschen um einen noch nicht sichtbaren Mittelpunkt.

Inmitten der geballten Menge, vor dem Rathaus stehend, verlas jemand mit erhobener Stimme einen Text. Erregte Zurufe zerrissen den Zusammenhang der Sätze, machten die Worte für die ferner stehenden unverständlich. Die Leute reckten die Hälse, um mehr zu sehen, sie hielten die Hände an die Ohren, um besser zu hören.

Aus dem Fenster an der Front des Rathauses schob sich die schwarz-gelbe Fahnenstange. Das zweifarbige Tuch rollte herab, über der goldhellen Hälfte hing ein Trauerflor. Gleich Wellen über einen Wasserspiegel, pflanzten sich einzelne Worte über die Versammlung fort: „Sarajevo...der Thronfolger...ermordet...“

Sarajevo, im fernen Bosnien, das war weit weg – und Franz Ferdinand, der Thronfolger, blieb immer eine mehr legendäre Figur im Schatten des alten Kaisers. Wer hatte ihn warum umgebracht? Warum auch

seine Frau? Keiner der Bürger, der Bauern, wußte Antwort auf solche Fragen.

Wie sollten sie etwas von Franz Ferdinands politischen Plänen, von den Zielen der Groß-Serben, ahnen?

Ein gutes Jahr – wenn's so bleibt!

Das hatte man vor einer viertel, einer halben Stunde gedacht. Die Ernteaussichten, die Getreidepreise, die Bierkrüge waren vergessen. Blau wie zuvor strahlte der Junihimmel, die Rosenstöcke im Stadtpark neben dem Rathaus dufteten, die Blumentöpfe auf den Fensterbrettern wetteiferten an Farbschmelz und bunter Pracht mit den Festkleidern der Mädchen und Frauen. Nur achtete niemand mehr darauf. Vom Kirchturm klagte die Totenglocke. Von der höchsten Zinne des fürstlichen Schlosses hing schlaff eine schwarze Fahne.

An Sonn- und Feiertagen warteten wir Kinder, bis Mutter aus dem Frühgottesdienst kam. Sie musterte Hals und Hände auf ihre Sauberkeit, ehe wir zum Hochamt gehen durften. Diesen Morgen kam Mutter später als sonst und lief eilig zur Großmutter ins Ausgedinge. Das war ungewöhnlich, Neugier trieb uns, ihr zu folgen.

Mit hastigen, sich überstürzenden Worten berichtete sie der Großmutter, was sie erfahren hatte. Großmutter saß im Lehnstuhl, das Gebetbuch mit den großen Buchstaben auf den Knien.



Sie machte ganz erschrockene Augen und begann zu weinen, daß die hellen Tropfen auf die sonst so geschonte seidene Sonntagsschürze fielen. Verstört, die Finger im Munde, standen wir in unserem steifen Kirchenstaat da und wagten angesichts der großmütterlichen Tränen und der Erregung der Mutter keine Fragen zu stellen.

Etwas ganz, ganz Furchtbares mußte wohl geschehen sein! Ein Mord!

Seit Menschengedenken hatte es in der ganzen Umgebung keinen Mord gegeben; hierzulande starben die Leute friedlich in ihren Betten. Und gar ein Mord an unserem künftigen Kaiser!

Darauf würde wohl ein Krieg folgen – mußte die Mutter. Krieg – das war doch ein lustiges Spiel, das wir auf dem Anger, in den Gärten trieben, bei dem wir mit hölzernen Säbeln aufeinander einhieben und mit Gewehren aus Holunderrohr schossen und oftmals laut „Hurrah“ schrien.

Großmutter erinnerte sich sogar an einen richtigen Krieg, den von 1866, als der Geschützdonner von Königgrätz her zu hören war, wenn man das Ohr auf die Erde legte. Einer von Großmüters Brüdern war bei Trautenua dabei gewesen und nicht mehr wiedergekommen.

Damals kamen preußische Soldaten über die Felder geritten, ganz vorsichtig hatten sie sich und ihre wertvollste Habe in den Bergwäldern versteckt. Weiter erfuhr das Land keinen Schaden und die feindliche Streitmacht zog wieder ab.

In den Tagen, die dem Drama von Sarajevo folgten, wurden die neuen Zeitungen aus Wien mit großer Spannung erwartet und den Briefträgern und Trafikanten fast aus den Händen gerissen. Von einer Lokalisierung des Konflikts, von feindlicher Propaganda, von Teilmobilisierung und verschiedenen Ultimaten stand darin. Diesen bisher kam gehörten Worten haftete etwas Drohendes, Beängstigendes an, das sich wie ein Schatten über die Sommertage legte. Die Erntewochen wurden eifrig genutzt, wer wußte, wieviel Zeit ihm noch blieb.

Der Weizen stand in Puppen, der Hafer war reif zum Schnitt; mit leisem Seufzen der Rispen sanken die Halme unter den Streichen der Sensen. Die Vesperzeit war vorüber, die Körbe, die Milchkrüge waren leer. Die Sonnenstrahlen fielen schräger, die Schweißtropfen rannen spärlicher.

An einem der letzten Julitage erscholl vom Ort her dumpfer Trommelwirbel; dann war des alten Gemeindevoten rostige Stimme zu hören. Was er zu sagen hatte, was er ausrief war nicht zu verstehen. Immer wieder dröhnte die Trommel. Die gebeugten Rücken der Schnitter, der Garbenbinderinnen, richteten sich auf, die Hände muschelten sich um die Ohren, die Blicke suchten den Ort des Geschehens. Vom Hof her kam, so schnell sie konnte, die Großmutter gelaufen. Kaum in Rufweite, schrie sie mit sich überschlagender Stimme: „Mobilisierung... allgemeine Mobilisierung!... Krieg!... Krieg!...“

Die weißen Zöpfe hingen ihr über den Rücken, das Kopftuch flatterte um die schweißfeuchte Stirn, um die tränennassen Wangen. Von den benachbarten Feldern kamen Fragen, kamen Rufe. Nach der Antwort legten sie das Arbeitsgerät hin, für die jüngeren Männer war Feierabend, sie mußten als erste einrücken.

Am Rathaus, an der Schule, am Kretscham, war das kaiserliche Manifest angeschlagen. In großen Buchstaben stand da: „An meine Völker!“ Die Leute drängten sich davor und lasen es immer wieder, so lange das Licht des Tages ausreichte. In dieser Nacht brannten die Lampen lange hinter den kleinen Fenstern.

Die ersten Einberufenen, die ersten Freiwilligen, zogen früh zur Bahnstation, Blumen

auf den Hüten, die Frau, die Braut zur Seite. Die auf dem Bahnsteig postierte Musikkapelle spielte: „Gott erhalte“ und „Heil dir, im Siegerkranz“. Wem der Abschiedsschmerz nicht die Kehle zuschnürte, der sang mit.

Der kleine Bahnhof sah noch viele solcher Szenen; sie wurden immer kürzer, immer stiller. Die Blumen fielen den ersten Frösten zum Opfer, die Musiker trugen Feldgrau und ihre Instrumente verstaubten, wurden blind.

Eine Kriegserklärung folgte der anderen, es gab kaum noch einen Staat, der nicht im feindlichen Lager stand. Wir Schulkinder zerpflten alte Leinwand zu Verbandmaterial, in Gasthaussälen und Turnhallen wurden Notlazarette eingerichtet. Die Mädchen strickten Socken und Pulswärmer, die Jungen schlugen die Schlacht bei Tannenberg. Wer kräftig genug war, mußte tüchtig bei der Arbeit zugreifen, denn es waren viele Hände zu ersetzen, die statt der Sense, der Hacke das Gewehr, das Bajonett hielten.

Die ersten Verlustlisten kamen heraus und in vielen Familien trugen die Frauen Trauerkleider. „Weihnachten seid ihr wieder dabei...“ hatte man den einrückenden Soldaten gesagt – nur welches Jahr, das wußte und ahnte keiner, damals, anno 1914.



Auf dem Friedhof



Von Christoph Mickwitz

Gräber an Gräber dicht gereiht,
Ackerfurchen der Ewigkeit!
Kinderlächeln, in Schmerzen erstickt,
Knabenwünsche, vom Sturm geknickt,
Mädchenträume, umsonst gesponnen,
Jünglingssehnsucht, in Nichts zerronnen,
Frauenliebe, an Schmach gekettet,
Männertreue, verspielt und verwettet, -
Alles unter den Rasen gebettet,
Eine lange schweigsame Reih -
Leid und Freude, alles vorbei!

Haß und Liebe und Leidenschaft,
Hoffnungsmut und erlahmte Kraft,
Jugend und Alter, Freund und Feind
Still im Schoße der Erde vereint.
Was in dem Leben keinem beschieden,
Ward den Entschlafenen: ewiger Frieden!

Längs dem entblätterten Laubengang
Führt der Weg all die Gräber entlang,
Name bei Name in Erz und Stein:
Wer wohl mag der nächste sein?

Die deutsche Kunst in Böhmen

Kaum ein anderer Arbeitsfaktor hat die deutsche Heimat zu so hohen Ehren gebracht, als die Pflege ihrer Kunst. Darf die Kunst überhaupt als eine der schönsten Blüten kultureller Entwicklung eines Volkes gelten, dann kommt ihrem Werdegang im deutschböhmischem- und Sudetengebiete eine ganz außerordentliche Bedeutung für die Erhärtung des Geltungsanspruches der Deutschen auf die durch der Väter Arbeit erworbene und geheiligte Scholle zu. Was sie im Laufe der Jahrhunderte geleistet, von welchen Strömungen und sozialen Schichtungen sie getragen wurde, wie sie deutsche Kraft und deutsche Begabung für eine trotz vieler Verluste schier unübersehbare Reihe erlesener Schöpfungen unter Heranziehung von Landesangehörigen oder von Deutschen anderer Gebiete auszuwerten verstand, bleibt ein Ruhmestitel besonderer Art. An seiner Größe wächst auch die Pflicht der Gegenwart für die Zukunft.

Der erste und vornehmlichste Vermittler der Anregungen deutscher Kunst für Böhmen war die Kirche. Seine ursprüngliche Zugehörigkeit zum Bistume Regensburg mußte das ganze kirchliche Leben und darüber hinaus gewiß noch manchen Belang des profanen Wirkens in Abhängigkeit von den in der ehrwürdigen Bischofsstadt an der Donau und in ihrem Sprengel geltenden Kunstanschauungen bringen, wie denn auch die frühesten Klostergründungen: das Prager Georgskloster oder das von Altaich besetzte Ostrow, die Vermittlung solcher Einflüsse übernahmen. Die große Welle der christlichen Stiftungen, besonders des 12. und 13. Jahrhunderts, verstärkte durch die Einführung von Kolonien aus nur deutschen Mutterklöstern die Möglichkeit der Zuleitung deutscher Kunst, die in solchen Niederlassungen und in den von ihnen abhängigen Gebieten um so mehr zum

Worte kommen mußte, als es ja im Lande selbst noch an Kräften fehlte, die mit der Befriedigung alles für die kulturellen Bedürfnisse Notwendigen vertraut oder ihnen gewachsen waren. So lag die Kunstübung selbst, beziehungsweise ihre Überwachung und Erteilung von Anleitungen, lange überwiegend in den Händen der Geistlichkeit, durch die natürlich auch Laienkräfte beschäftigt und angeregt wurden. Neben dem aus Metz stammenden, überaus kunstfertigen Benediktinerabte Reginhard von Sazawa seien da nur der Steinmetzmeister Wernher bei der Wiederinstandsetzung des Prager Georgsklosters oder die Laienbaumeister Eckward und Leopold bei der Errichtung des mährischen Zisterzienserstiftes Saar unter dem aus Pomuk gekommenen bauverständigen Abte Friedrich genannt.

In der Errichtung solcher Vororte der Kunstübung wetteiferten Herrscherhaus und Adel, die sich dadurch um die Förderung deutscher Kunst ganz besonders verdient machten. In der Bevölkerung der von ihnen so außerordentlich geförderten, nach deutschem Recht gegründeten Städte führten gerade die Premyslidenkönige dem Betriebe deutscher Kunst ein ganz neues Element zu, das sie ungemein schätzten. So rühmte Wenzel II. Meister Robert, einen Bürger der Prager Kleinseite, als hervorragendsten Baukundigen, beschäftigte in seinen Diensten den Goldschmied Gottfried wie den Helmschmied Günther von Elbogen und suchte den ob seiner Kunstfertigkeit gerühmten Helmschmied Heinrich von Wien durch besondere Begünstigungen nach Prag zu ziehen. Im ganzen Leben des Königshofes hatte das Deutschtum die Führung, so daß ein Chronist aus den Tagen des Markgrafen Otto von Brandenburg meinte, es hätte den Anschein, als ob das ganze Land deutsch werden sollte. Die

deutschen Beischriften auf den Fußbodenfliesen der Burgkapelle zu Klingenberg oder auf den – damals sonst lateinischen – Spruchbändern der Wandbilderfolge in der Burg zu Neuhaus hielten ein Stück der Deutschfreundlichkeit des königlichen wie des adeligen Auftraggebers fest. Gerade sie erklären es, daß in der Bevölkerung der Städte bestimmte kunstübende Kreise sich enger zusammenschlossen und einige Satzungen in deutscher Sprache aufstellten. So erscheint es als ganz naturgemäß, daß in Prag die Goldschmiede 1324, die Plattner 1328, die Maler 1348, die Zinngießer 1371 ihre Satzungen deutsch ausprägten und in den lateinisch geführten Wochenrechnungen des Prager Dombaues von 1372 bis 1398 die Bezeichnungen der in der Hütte gearbeiteten Stücke deutsch sind. Ist doch der sprachliche Niederschlag auch ein zweifellos unanfechtbarer Teil des Wesens der Kunst. Kann weder für Franzosen noch Tschechen Gleiches nachgewiesen werden, so läßt sich ihnen im Vergleiche zu den Deutschen auch die Vortragekunst nicht zusprechen.

Der unter Johann von Luxemburg und während der Stadthalterschaft seines Sohnes Karl etwas stärker einsetzende französische Einschlag wurde rasch überwunden, als Prag Residenz des deutschen Kaisers, Sitz der ersten hohen Schule des Deutschen Reiches, Sitz eines Erzbischofs und eines hauptsächlich aus Deutschen bestehenden Bürgertums geworden war, das, wie in den meisten Städten des Landes, die Führung hatte. Die Bestellung von Hofmalern, wie Nikolaus Wurmser von Straßburg und Sebald Weinschröter aus Nürnberg, die Berufung des deutschen Dombaumeisters aus Schwäbisch-Gmünd oder der Erzgießer Martin und Georg, der Söhne des Malers Nikolaus von Klausenburg, die Beschäftigung ungemein zahlreicher deutscher Steinmetze in der Prager Dombauhütte und ähnliches charakterisieren treffend jene Kunstrichtung, die im Lande besonderen Ansehens sich erfreute.



Veitsdom in Prag

Die Tatsache, daß der vollendete Domchor als das Werk eines auch bei andern hervorragenden bautenführenden deutschen Meisters bewundert wurde, kostbare Sonderteile des Dombaues, wie der Edelsteinbelag der Wände der Wenzelkapelle, als von deutschen Händen hergestellt, bekannt und der letzteren Wandgemälde von Meister Oswald, jene der Karlsteiner Kreuzkapelle von Theoderich von Prag ausgeführt, beleuchtet scharf die Voranstellung deutscher Kunst auf den verschiedenen Gebieten. Von ihr zogen natürlich auch Kräfte aus der tschechischen Bevölkerung des Landes Anregung und Nutzen. Aber wenn Böhmens Kunst im hohen und späten Mittelalter in der Geschichte Europas, besonders auf dem Gebiete der Baukunst und Malerei, einen ehrenvollen Platz sich zu sichern verstand, so ist das vor allem, vielleicht sogar ausschließlich, Verdienst der Deutschen gewesen, die nunmehr auch in den Reihen der Auftraggeber erscheinen. Die Kunstübung selbst war ganz in die Hände von Laienmeistern übergegangen; ihre fruchtbaren Anregungen griffen auf die nächsten Nachbarländer Niederösterreich

und Mähren über. In den Städten des Landes begegnen uns deutsche Meister: in Saaz Maler Lipold, in Budweis die Steinmetzen Ulrich Seydeswanz und Nikolaus Frenzender, in Pilsen als Meister der Steinmetzkunst Hans von Neuhaus; beim Klosterbau in Goldenkron Michael Parler, der Bruder des großen Dombaumeisters, bei jenem in Skalitz der Prager Kirchenbaumeister Markwart. Weder früher noch später stand deutsche Arbeit vor so vielen bedeutenden und verschiedenartigen Kunstaufträgen, an denen sie die Größe und das Wesen deutschen Geistes in der edelsten Sprache der Menschheit großzügig veranschaulichen konnte. Wenn man die Zeit Karls IV. ein goldenes Zeitalter der Kunst in Böhmen nennt, so haben sich um die Förderung dieses kulturellen Edelmetalles und um die Prägung seiner bewunderten Schöpfungen die Deutschen die höchsten Verdienste erworben.

Die in solch großzügigen Werken sich offenbarende Überlegenheit deutscher Meister und der von ihnen erworbene Wohlstand reizten den Neid der von ihnen unterworfenen Tschechen: die kunstfeindliche Unduldsamkeit des namentlich Werke kirchlicher Bestimmung rücksichtslos vernichtenden Hussitismus wurde ihr gesinnungsverwandter Genosse, die freventliche Entweihung oder kirchenschänderische Zerstörung vieler von deutschen Händen geschaffenen Zierden des Landes der Hauptprogrammpunkt der Tätigkeit beider. Ein ganz eigenartiger Gegensatz: die deutsche Arbeit durch Jahrhunderte zielbewußter, zum Höchsten fortschreitender Aufbau, die tschechische, von wildem Hasse erfülltes, fanatisches Niedertreten segensvollster Kulturbüte.

Merkwürdigerweise bemühte sich die Wiederaufnahme der Kunstförderung nach den Hussitenkriegen sofort um die Heranziehung deutscher Meister. So erbat 1476 Wladislaw II. für die Ausführung seiner Bauten den Egerer Steinmetzmeister Erhart und bestellte später den aus Piesting in

Niederösterreich stammenden Benedikt Rieth zu seinem Hofbaumeister. Die Kunstfertigkeit seines Schülers, des Görlicher Stadtbaumeisters Wendel Roßkopf, stand bei den Schießblauer Bürgern in hohen Ehren. Das an die Regensburger Ordnung des gesamten deutschen Steinmetzwesens von 1459 sich anschließende Passauer Hüttenbuch wurde die Grundlage der 1497 von Peter von Rosenberg errichteten Unterhütte in Krumau. In den nördlichen deutschen Randgebieten fanden deutsche Meister der Nachbarländer unausgesetzt lohnende Arbeit, sowohl für adelige, wie für bürgerliche Auftraggeber, indes beim Hof die Italiener mehr Anklang fanden. Für die Ausführung von Erzgußarbeiten, wie den Wenzelsleuchter im Prager Dome oder den Wurzelbrauer-Brunnen, war Nürnberg gesucht. In protestantisch gewordenen deutschen Städten vergab man die Ausführung neuer Altarwerke nach dem evangelischen Norden, wo die neuen Pfarrherren, Kantoren und Schulvorsteher ihre Ausbildung erhalten hatten, so in Joachimstal nach Wittenberg an Lukas Cranach, zu dem wohl der gefeierte Joachimstaler Stadtpfarrer Mathesius Beziehungen hatte. Die Auftragszahl der katholischen Kirche ging stark zurück. Über Süddeutschland drang z. B. in Prachatitz auch die Fassadenmalerei für das Bürgerhaus ein und arbeitete gern mit Motiven nach Stichen deutscher Meister. Auch die für das Schleifen und Schneiden des Glases hochwichtige Erfindung Kaspar Lehmanns schuf deutschem Geist ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten künstlerischer Veredlung der böhmischen Glaswaren, deren Weltruf nur auf deutscher Arbeit ruht.

Der Kulturniederbruch des Dreißigjährigen Krieges lähmte für lange Zeit auch Böhmens Kunstleben, in dem mit dem Einsetzen der Gegenreformation zahlreiche Aufträge eines vielfach zugewanderten neuen Adels und der Kirche zunächst Italienern zufielen. Erst im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts traten deutsche Mei-

ster in den Vordergrund, von denen Abraham Leutner in Prag mit seiner gründlichen Darstellung der fünf Säulen die publizistische Erörterung bauteoretischer Fragen aufnahm. Ihm folgte 1710 Markus Nonnenmacher mit seinem „Architektonischen Kunstschüler oder Pragerischen Säulenbuch“. Solche Vorlagewerke und Anleitungen machte der riesig gewachsene Bedarf an kirchlichen Ausstattungsstücken, Altären, Bilderrahmen, Chor- und Beichtstühlen, Bänken, Kanzeln, Betpulten und Orgelgehäusen sowie die Beschaffung der Einrichtung von Bibliotheks- und Repräsentationssälen, Prunkzimmern und Treppenhäusern notwendig. Das deutsche Kunsthandwerk hat kaum je wieder so viel fruchtbare Arbeit gefunden. Ferner wirkten die großen Meister der Kunst, wie die aus Deutschland ausgewanderten Dientzenhofer, der berühmte Wiener Baumeister Fischer von Erlach bei der Errichtung stattlicher Kirchen und Paläste, die Bildhauer

Brokoff und Matthias Braun bei Ausführung des plastischen Schmuckes für Grabmäler, Gedenksäulen, Kirchen und Palastportale, für Gartenanlagen und Friedhöfe, sowie zahlreiche Maler von Altarblättern und Vertreter der ihren Mann gleichfalls gut nährenden Bildnismalerei. Die Deutschen, ob bodenständig oder zugewandert, haben an all diesen Dingen ihre Arbeit, ihr feines Kunstempfinden und seine Übereinstimmung mit Zweckmäßigkeitsgefühl zu hohen Ehren zu bringen verstanden. Die Namen Führich, Max und Metzner zeigen, daß durch das ganze 19. Jahrhundert und bis in die jüngste Gegenwart hinauf unter den Söhnen Deutschböhmens immer hervorragende Meister waren, deren hochstehende, vielbewunderte Schöpfung die in Arbeitswerten sich ausdrückende Kulturgeltung ihres Stammes, seinen unanfechtbaren Anspruch auf der Väter Boden über jeden Zweifel erheben.

www.giesengebirgler.de

Wenn ich den Wanderer frage ...

Wenn ich den Wanderer frage:

„Wo kommst du her?“ –

*„Von Hause, von Hause“, spricht er
und seufzet schwer.*

Wenn ich den Landmann frage:

„Wo gehst du hin?“

*„Nach Hause, nach Hause“, spricht er
mit leichtem Sinn.*

Wenn ich den Freund nun frage:

„Wo blüht dein Glück?“

*„Zu Hause, zu Hause“, spricht er
mit frohem Blick.*

So hat man mich gefragt:

„Was quält dich sehr?“

*„Ich kann nicht nach Hause,
hab' keine Heimat mehr.“*



Herm. v. Hermannsthal

Von vorgeschichtlichen Stätten in den Sudetenländern

An zahlreichen Orten im Sudetenland sind vorgeschichtliche Funde gemacht worden, die bezeugen, daß verschiedene unserer Heimatgebiete bereits in Urzeiten besiedelt waren.

So erlangte die Stadt Bodenbach durch den Fund eines Gräberfeldes (Friedhofes) auf dem Kleinen und Großen Sand mit Brandgräbern aus dem letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erhebliche Bedeutung. Nach diesen Funden erhielt die frühgeschichtliche Kultur eines germanischen Stammes den Namen „Bodenbacher Kultur“.

Gleiche Gräberfunde wurden in Krischwitz bei Tetschen gemacht. Ausgrabungen am Sirnitzer See bei Franzensbad legten Grabstellen aus der Bronzezeit (Urnenfeld) frei. Funde aus der Markomannenzeit (Fibeln, Waffen, Urnengefäße) beweisen auch die frühe Besiedlung der Stadt Brüx. Berühmt geworden ist der Brüxer Schädelfund, der einem eiszeitlichen Menschen angehört.

Bei Stramberg (Krs. Neutitschein) weisen Funde im Höhlengebiet des Kotusch (bronzenene Sonnenräder, Waffen, Scherben) auf vorgeschichtliche Siedlungen hin. In frühgeschichtlicher Zeit sollen hier Vandalen gesiedelt haben. In der Schipkabhöhle des Berges wurden Überreste des Neandertalers gefunden. Südöstlich von Müglitz am linken Marchufer befindet sich eine vorgeschichtliche Wallburg, eine zweite, „Oberško“ genannt, südlich von Müglitz bei dem Dorfe Lechowitz.

Außerordentlich reiche Funde aus germanischer Zeit wurden in der Umgebung der Stadt Saaz gemacht, die zum Großteil im Saazer Stadtmuseum gesammelt sind. Es fanden sich Gräber mit Goldgegenständen, Stoffresten, Hausinventar, Waffen usw. Besondere Beachtung fand das Grab einer

Markomannenpriesterin mit reichem Glas-, Bernstein- und Silberschmuck.

Aus dem 1. Jahrtausend vor Christi sollen die Ringwille am Hohen Guck und dem Rubinberg im Saazerland stammen. Eine keltische Ringwallsiedlung befand sich auf dem Hradek bei Groß-Tschernosek. Die Radelsteine bei Lobositz gelten als alter heidnischer Opfer- und Thingplatz.

In Sadschitz und in Trupschitz (Krs. Komotau) fand man vorgeschichtliche Abfallgruben mit Scherben und Knochen sowie Brand- und Hockergräber. In der Umgebung von Bischofteinitz befinden sich zahlreiche Hügelgräber der Bronze- und Eisenzeit, die Zeugen vorgeschichtlicher Besiedlung sind. Bei Podrasanitz liegen auch die Reste einer Fliehbürg.

Im Jahre 1845 legte der überschwemmende Elbestrom bei Waltirsche (Krs. Aussig) eine vorgeschichtliche Begräbnisstätte frei. Man fand um einen runden, etwas erhöhten, mit Steinen belegten Raum in mehreren Zirkeln gestellte, kesselförmige, meist gehenkelte, 30 bis 60 cm hohe, unglasierte Urnen (Keltengräber).

Ein uraltes Siedlungsgebiet ist auch Wannow bei Aussig. Dies bezeugten Funde aus der jüngeren Steinzeit (3000 v. Chr.), welche der linienbandkeramischen Kultur angehören. Funde aus der Stein- und Bronzezeit mit Ausgrabungen alter Grabstätten (Urnenfunde) werden auch aus Libochowan, Liboch, Lobositz, Lewin und Lichtowitz im Kreis Leitmeritz berichtet. Alle diese Orte sind alter Kulturboden, der infolge seiner günstigen Lage bereits in der Stein- und Bronzezeit von Menschen bewohnt war.

Nach dem Urteil der Vorgeschichtsforscher sind viele Gräber- und Bodenfunde dieser Gegend germanischer Herkunft. Die am

„Dreikreuzberg“ bei Lichtowitz befindliche uralte Ringwallburg mit noch erhaltenen, zweifachen tiefen Gräben und 6 bis 8 m hohen Erdwällen war einst eine große Flichburg. Am Ratzknerberg bei Lewin befinden sich Keltenwälle. Diese Wälle, 90 x 50 im Rechteck, sind aus Erde, teilweise mit schwachen Steinplatten eingedeckt und stark in die Breite gesunken.

Großes Aufsehen erregten die Quelfunde in der 1878 versiegten Dux-Looscher Riesenquelle. Im Schlamm der Quelle wurden in 8 m Tiefe in einem Bronzekessel zahlreiche Altertümer aus der Latènezeit gefunden, die nach Feststellungen der Altertumsforscher zum überwiegenden Teil der Kultur der keltischen Bojer (400–100 v. Chr.) angehörten.

Diese Duxer Riesenquelle ist als eine in vorgeschichtlicher Zeit bekannte „Warmquelle“ in die Literatur eingegangen und die Funde werden als „Opfergaben der Badenden“ bezeichnet. Den Römern und Kelten war auch Teplitz bereits als gut wirkendes Heilbad bekannt, ebenso der heute Karlsbader Springquell, wie Funde von römischen Götterbildern und Münzen aus der Zeit des Markomannenkönigs Marbod beweisen.

Steinzeitgrabhügel und zahlreiche Tonscherben aus vorgeschichtlicher Zeit wurden in Konstantinsbad gefunden. Auf der nördlichen Kuppe des Spitzberges bei Schönfeld (Bez. Elbogen) befindet sich ein frühgeschichtlicher Opferstein und an der alten Salzstraße nach Krudum ein Keltenwall. In vorgeschichtlicher Zeit war auch die Gegend um die Stadt Liebenau in Nordböhmen schon besiedelt, worauf Gräberfunde aus der Stein- und Bronzezeit hinweisen.

In Neustadt (Bez. Tachau) bekunden Ausgrabungen von Gräbern aus der Zeit 2000 v. Chr. eine frühe Besiedlung. Sehr viele vorgeschichtliche Gegenstände, die zumeist der jüngeren Steinzeit angehören, wurden auf dem Burgberg bei Jägerndorf gefunden. Auch die Fluren des Hotzenplotz-

zer Gebietes waren von germanischen Völkern bewohnt, was die in Füllstein und Hotzenplotz gefundenen Schiefermesser, Ruffsteine, Beilhammer und Lanzen spitzen aus Feuerstein bezeugen. Beachtenswert wegen Funden aus der Steinzeit ist auch Braunsdorf im Oppatale (Reg.-Bez. Troppau).

Aus allen Teilen der Frühgeschichte stammen die Funde, welche bei Postelberg gemacht wurden. Hier haben sowohl Kelten, Germanen und Slawen gesiedelt. Die Fundorte der Frühgeschichte befinden sich nördlich und nordöstlich der Stadt, der größte davon ist der „Galgenhügel“ bei Ferbenz. Bei Nassengrub nördlich von Franzensbad wurden Urnengräber aufgefunden; bei Böhm. Hause (Sternberg) ein Urnenfeld aus der Bronzezeit (Lausitzer Kultur).

Weitere vorgeschichtliche Stätten sind der Burgwall „Alt-Elbogen“ a. d. Eger, beim Stadtfelsen (Auscha), der Spitzberg bei Hammer am See (keltische Ringwälle), der Ruckstein bei Lukow (Bez. Bilin), ein germanischer Opferstein bei Gießhübel (Bez. Grulich), der Freudenberg bei Gersdorf (Bez. Tetschen), eine vorgeschichtliche Flichburg am Hohen Hain bei Haindorf (999 m) in der Umgebung von Polaun im Isergebirge.

In Südmähren ist der nördlich von Nikolsburg gelegene Ort Unter-Wisternitz berühmt geworden durch die sogen. „Wisternitzer Venus“, die unter einer Schicht Lössboden und Schwemmsand lag. Das Alter dieser aus Lehm und Asche verfertigten Statuette wird auf 20000 Jahre geschätzt. Hier am Fuße der Pollauer Berge wurden ein vorgeschichtlicher Lagerplatz und viele Gebrauchs- und Kunstgegenstände entdeckt. Auch fanden sich Beweise dafür, daß in der Steinzeit hier Mammutjäger gelebt haben.



Wie die Deutschen im Jahre 1409 von der Prager Universität vertrieben wurden

Kaiser Karl IV. stiftete im Jahre 1348 gemeinsam mit Papst Klemens VI. in Prag eine Universität, die erste auf dem Boden des Deutschen Reiches. Die neue Hochschule, an die der Kaiser angesehene Gelehrte des Abendlandes berief, wetteiferte bald mit den Universitäten von Paris und Bologna, die ihm als Vorbilder vorgeschwebt hatten. Ja im Jahre 1379, als sich die Pariser Universität gespalten hatte, erzog ein Teil der Professoren und Studenten ernstlich, Paris zu verlassen und nach Prag zu ziehen. Nach dem Tode Papst Gregors XI. war es nämlich zu einer zwiespältigen Papstwahl gekommen: außer in Rom beanspruchte noch ein Papst in Avignon in Südfrankreich als Oberhaupt der Christenheit zu gelten. Dieser Zwiespalt im Haupt der Kirche setzte sich in der ganzen Kirche fort und führte zu unheilvollen Zerklüftungen.

Da sich der deutsche König Wenzel IV., der Sohn Kaiser Karls IV., als ein unfähiger Herrscher erwies, der seines großen Vaters völlig unwürdig war, nahmen ihn seine eigenen Landsleute gefangen; die deutschen Kurfürsten jedoch setzten ihn ab und wählten einen neuen König: Ruprecht von der Pfalz. Diesen erkannte auch der Papst, der in Rom seinen Sitz hatte, als rechtmäßigen König an, während Wenzel die Herrschaft über Böhmen wieder zurückgewann und auch auf die deutsche Königskrone nicht verzichtete. So war auch das Haupt des deutschen Reiches geteilt. In Böhmen kam dazu die nationale Spaltung, die religiöse Gegensätze noch weiter vertiefte.

Mit einem rein philosophischen Meinungsstreit über die Erkennbarkeit des Wesens der Dinge begann die Auseinandersetzung an der Universität in Prag. Die deutschen

Professoren bildeten die eine gelehrte Partei und die tschechischen Professoren die andere. Dabei beriefen sich die Tschechen auf den Oxford Magister Johann Wiclif, der in seinen theologischen Lehren von den kirchlichen Dogmen abgewichen war. Seine tschechischen Anhänger trugen jedoch seine Auffassungen über Glaube und Kirche aus der Universität hinaus unter das Volk, unter die tschechischen Handwerker und Bauern, aber auch unter den tschechischen Adel und bis in die königliche Burg. Da diese neuen Lehren den Kern der kirchlichen Glaubenslehre über die Sakramente angriffen, die Organisation der Kirche bedrohten und jede soziale Ordnung gefährdeten, befaßte sich auch die Prager Universität mit ihnen und verurteilte sie zweimal, 1403 und 1408, wobei auch die tschechischen Professoren nicht widersprachen. In Vortrag und Predigt jedoch hielten diese weiter an den verurteilten 45 Artikeln fest.

Das Haupt der tschechisch-wiclifitischen Partei war Johann Hus aus Husinec. Noch bevor Hus Magister geworden war, hatte König Wenzel einen Streit zwischen den deutschen und tschechischen Professoren um die Besetzung von Stiftungsplätzen zu gunsten der Tschechen entschieden. Hus ging nun, unterstützt und angeeifert von seinem Freunde Hieronymus, aufs Ganze. Er verstand es dabei, seine doppelte Stellung – als Universitätslehrer bei den Studenten und als Prediger an der Bethlehemskapelle bei den Volksmassen – für seine tschechisch-nationalen Ziele zu gebrauchen.

Unter dem Vorwande, die Deutschen benachteiligten und bedrückten die Tschechen an der Universität, versuchte er, die Deutschen durch Drohungen einzuschüch-

tern, und ihnen ihre alten Rechte zu ent-
reißen, um sie schließlich zur Preisgabe der
Universität zu bringen. Seitdem sich die
Universität ihre Satzungen gegeben hatte,
gliederte sie sich in vier Landsmannschaf-
ten, nämlich in die böhmische, polnische,
bayerische und sächsische, wobei zur böh-
mischen Landsmannschaft auch die Sude-
tendeutschen gehörten, zur polnischen die
Schlesier, so daß die böhmische vorwiegend
tschechisch, die drei anderen Landsmann-
schaften vorwiegend deutsch waren. Bei
Wahlen, Beratungen, Prüfungen und Ge-
richten hatte jede Landsmannschaft eine
Stimme. Die Stärke, in der die Deutschen
an der Universität vertreten waren, rechtf-
fertigte dieses Stimmenverhältnis völlig.
Übertraf doch die Zahl der deutschen Pro-
fessoren und Studenten die der tschechi-
schen nicht bloß um das Doppelte, sondern
um das Zehnfache. Hus freilich meinte, es
sei unwürdig, daß die Landeskinder weni-
ger Einfluß hätten als die „Fremdlinge“.
Er setzte sich über die alte Vereinbarung
von 1390, die alle vier Landsmannschaf-
ten geschworen hatten, hinweg und betrieb
den Sturz der alten Ordnung wohl vor allem
auch deshalb, weil sich die Universität am
18. Mai 1408 zum zweiten Male gegen
Wicliif ausgesprochen hatte.

Um die Jahreswende 1408/09 traf der Prior
von Sallon als Abgesandter des französi-
schen Königs in Prag ein, und auch die Pa-
riser Universität richtete eine Gesandtschaft
an die Prager. Am 18. Jänner 1409 empfing
König Wenzel – er hielt sich gerade in
Kuttenberg auf – die französische Abord-
nung in Gegenwart des Rektors, der Dok-
toren und Magister der Universität. Hus mit
seinem Anhang war auch zugegen. Die Bot-
schaft, die der Prior überbrachte, zielte
darauf ab, König Wenzel zu bewegen, den
römischen Papst Gregor XII. aufzugeben
und sich zu verpflichten, den neuen Papst
anzuerkennen, den die Kardinäle auf einer
Kirchenversammlung in Pisa wählen woll-
ten. Der König war für diesen Plan leicht
zu gewinnen, durfte er doch hoffen, daß ihn

ein mit seiner Zustimmung gewählter Papst
auch als deutschen König anerkennen und
den Gegner bannen werde. Er verlangte
daher von der Universität, daß auch sie
sich vom Papste in Rom lossage. Aber die
nichtböhmischen Professoren lehnten
ebenso wie Erzbischof Sbinko dieses An-
sinnen ab, während Hus und sein Anhang
ihm beipflichteten. Diese Weigerung der
Deutschen brachte Wenzel so auf, daß er
noch am selben Tage ein Dekret erließ,
worin er behauptet, die Deutschen hätten
sich an der Universität, obwohl sie gar nicht
das Heimatrecht in Böhmen besäßen, bei
den verschiedenen Geschäftsverhandlun-
gen drei Stimmen angeeignet, die Böhmen
hingegen, die rechtmäßigen Erben des
Königreiches, erfreuten sich nur einer ein-
zigen Stimme und erlitten Nachteile, Zu-
rücksetzung und Unterdrückung. Deshalb
befehle er, daß der böhmischen Lands-
mannschaft fortan drei Stimmen zukämen.
Die drei anderen Landsmannschaften
müßten sich demnach zusammen mit einer
begleitende

Die drei deutschen Landsmannschaften
wußten wohl, was sie von einer Vorherr-
schaft der Tschechen zu erwarten hätten,
und legten deshalb am 6. Feber bei König
Wenzel Einspruch ein und boten den
Tschechen Gleichberechtigung an. Aber
Hus ging es ja nicht um Gleichberechti-
gung, sondern der Sturm gegen die Uni-
versität sollte den allgemeinen Angriff ge-
gen das Deutschtum in Böhmen einleiten.
Hus erreichte auch alsbald, daß König Wen-
zel den Prager Stadtrat zwang, das Stim-
menverhältnis der 16 Deutschen und 2
Tschechen umzukehren, obwohl 70 v.H.
der Einwohner Prags deutsch und nur
30 v.H. tschechisch waren. Zunächst jedoch
wehrten sich die Deutschen an der Uni-
versität gegen das Kuttenberger Dekret.
Sie schworen, Prag zu verlassen und nicht
zurückzukehren, wenn die alten Rechte der
drei Landsmannschaften nicht wiederher-
gestellt würden. Vierfache Strafe sollte den
Eidbrecher treffen, nämlich die am Leibe

inen
atio-
den.
g der
und
Und
gten
ihm
unde
ilich
asen
Fen-
iten-
die
ganz
naus
nich-

raute
chüt-
Ma-
önig
oppi-
Hin-
die
htes,
h die
, die
öster,
Drei-
st dir
Dei-
ander

◆◆◆

n.

ischer

◆◆◆



Kindheitsland

In dem Land der Kindheit blühn sanfte Rosen,
Silverbäche murmeln durch bunte Fluren,
und ein Märchenhaus steht im Abendlichte
rötlich vergoldet.

Alle Blumen ~~wordest du~~ ~~Zwischenmunde~~
Aus den Bäumen leuchten Juwelenfrüchte,
Brunnenstrahlen quellen von Liedern über
unter dem Vollmond.

Dieses Land liegt jenseits von sieben Bergen,
Immer dichter wuchert der Wald dazwischen;
und das Leben gleitet in grauen Wellen
langsam vorüber.

Elisabeth Lichtenegger

Nur ein Krümchen Erde

Wer sechs lange Sommer das Gänsevolk zur Gemeindefrift getrieben hat, der weiß, daß das so leicht anmutende Amt des Gänsehüters nicht ganz von jeder Verpflichtung frei ist. Wer da anderer Ansicht ist und etwa meint, nur achtlos am Wiesenrain ruhen und der Wolkenwallfahrt im Blauen nachträumen zu können, oder gar glaubt, sich ununterbrochen den Missetaten eines übermütigen Kameradenkreises hingeben zu dürfen, der wird wohl bald eines Besseren belehrt werden.

Auch ich erlebte es nicht anders. Denn auch bei mir kam es nicht selten vor, daß das unruhige Gänsevolkchen eine Stunde unserer Unachtsamkeit dazu ausnutzte, um die Grenzen der Gemeindefrift zu überschreiten und sich am mahdreifen Gras der anrainenden Wiesen so lange zu laben, bis der herzueilende Bauer seinem empörten Herzen in wüsten Schimpfworten und unverhüllten Drohungen Luft machte.

Einige Male kam es sogar vor, daß er in Erkenntnis der Nutzlosigkeit seiner Ermahnungen kurzerhand die aufgeregte watschelnde Gänseherde an uns Beschämten vorbei in seinen Hof trieb, wo sie meist erst nach einem entsprechenden Hinweis auf unsere mangelnde Aufsichtspflicht den Eltern wieder überlassen wurden. Daß es dann nicht immer ohne heftige Zurechtweisungen abging, ist begreiflich. Sie wurden von uns meist schon vorausgesehen und trafen uns also nur halb so schwer. Unangenehm waren sie uns dennoch, denn unser Ruf als Gänsehüter wurde doch mit jedem neuen Falle in zunehmendem Maße belastet.

Solange die Gänselein noch klein waren und wie dottergelbe Wollballen auf der braunen Wasserfläche des Triftteiches segelten, waren wir noch Hüter, denen das Wort der übertragenen Pflicht im Ohre nachklang. Aber schon, als aus dem gelben Brustflaum die ersten weißen Federchen keimten, wur-

den die kleinen Tiere sich selber überlassen. Daran änderte auch die tägliche Mahnung der Mutter nichts, die etwa sagte: „Bub, laß bloß die Gänse nicht aus den Augen! Du weißt ja, daß der Vater den Leichtsinns nicht vertragen kann!“

Nicht, daß die Gänse auf der Trift nur Übles gesonnen hätten! Nein, es gab auch Stunden, wo sie mit prallen Kröpfen satt und untätig im Binsengras saßen, den Kopf in den Fluderfedern vergraben, die breitflossigen Füße weit von sich gestreckt.

Diese Zeiten nutzten wir natürlich reichlich. Wir spähten vom berasteten Damm des Triftteiches den Fischen nach, die von Stein zu Stein, von einem Uferrasen zum anderen glitten, legten uns zuweilen mit dem Bauch in das hohe Gras und zogen manchen zappelnden Karpfen unter dem überhängenden Rasen hervor, wir bemächtigten uns oft des alten Holztroges, der zum Tränken der Rinder am seichten Ufer bereitstand, und ruderten damit in gefahrvoller Fahrt den einmündenden Bach entlang in wenig berührtes Land. Da wartete modriger Sumpf mit kohlschwarzem Wasser, aus dem erlenbestandene Inseln emporwuchsen, die abschüssigen Ränder von schilfigem Pflanzendickicht und grellfarbenen Blumen umwaldet. Einmal, da wäre ich im morastigen Grund des schwarzen Wassers beinahe versunken, wenn mich nicht zwei Knechte aus dem klebrigen Schlamm befreit hätten. Nicht selten hockten wir am Ufer des Triftteiches und bauten straffe Flitzbogen aus Tanne, Dorn oder Haselholz, zimmerten aus Baumrinde kleine Ställe, in denen eine Reihe dürre Fichtenzapfen standen: unsere Kühe. Weit aus weniger beschäftigten wir uns mit der Fibel, weil sie uns geringere Schwierigkeiten bereiteten als das Schreiben, bei dem die Schiefertafel unter dem zersplitternden Stifte krachte. Am seltensten jedoch waren die Stunden, wo wir träge an den Graben-

rändern ruhten und – mit einem abgeris-
senen Rispenhalme spielend – von den For-
men und Gestaltungen der Wolken ent-
rückt waren. Zuweilen war der Himmels-
grund fast wolkenlos. Nur eine weiße Wolke
hing irgendwo und schwamm wie ein leicht-
es Federchen hin, auseinandergezupft in
leichten Locken und dünnen Fädchen.
Meist aber war der blaue Himmel von
leuchtenden Wolken belebt, von ungeheue-
ren Tieren, die bewegungslos zu ruhen
schienen und dennoch träge dahinkrochen,
während sie sich dabei reckten und Arme
und Beine ausstreckten, die sich wiederum
in Wedel und Rümpfe und Flügel verwan-
delten.



So weideten wir denn zugleich die Gänse-
herden auf der Trift und die lockigen Wolkengestalten
denen im Himmel.

Und so waren wir auch zufrieden.

Nur ich war noch nicht ganz wunschlos;
Ich beneidete meine beiden Gespielen um
etwas, das ich noch nicht besaß: um ein
Taschenmesser. Ja, um einen billigen, ein-
fachen Taschenfeitel. Denn was konnte
man mit einem solchen Ding nicht alles
tun! Man konnte Peitschen vom Busche
schneiden und Hörner herstellen, man
konnte den leicht zu formenden Lehm
und das Butterbrot teilen, man konnte alles
mögliche tun, wenn man ein Taschenmes-
ser besaß. Und deshalb wünschte ich mir
kein Gut der Welt so sehnsüchtig wie ein
Taschenmesser. Und aus diesem Grunde
lag ich mit diesem Wunsch meinen Eltern
von früh bis spät in den Ohren, bis sie sich
nach allerlei Einwänden und Bedenken
endlich dazu bereit erklärten, mir zum Jo-
hannistfest einen Taschenfeitel zu kaufen,
vorausgesetzt, daß ich ihn in der Zwischen-
zeit durch entsprechendes Verhalten und

tätige Mithilfe zu verdienen wisse. Seit die-
sem Tage träumte ich Nacht für Nacht von
einem Taschenmesser, einem Messer mit
einem gedrechselten gelben Griff.

Langsam, ganz langsam schleppten sich die
Wochen dahin. Endlich zog der lang er-
sehnte Mai mit Blumen und Liedern ein.
Ich hatte in der Zwischenzeit den Bedin-
gungen der Eltern Rechnung getragen.
Freilich fiel mir das nicht selten recht
schwer. Aber ich gab eben keinen Anlaß
zu einer Klage mehr, um des versproche-
nen Taschenmessers sicher zu sein.

So war monatelang alles zur größten Zu-
friedenheit aller verlaufen. Bis am Tag vor
dem sehnlich herbeigewünschten Johan-
nistfest der Todderer-Tonl plötzlich vom
Damm des Triftteiches aufsprang und dem
Wegrainer-Sepp und mir den überraschen-
den Vorschlag machte: „Wir müssen wieder
einmal nach den ausgekundschafteten Vo-
gelnestern auf dem Steinriegel sehen!“

Der Vorschlag war verführerisch und der
Plan zu dessen Ausführung trotz meiner
geringfügigen Einwände schnellstens ge-
faßt. Wir beschlossen einfach, uns der ver-
pflichtenden Aufsicht dadurch zu entledi-
gen, daß wir die Gänse kurzerhand heim-
trieben und einfach in ihren Stall sperren
wollten, was wir um so gefahrloser wagen
konnten, da wir ja alle Angehörigen auf
den weiten Hangäckern wußten. Die Kame-
raden, deren Gänse sich in den saftigen Bin-
sen unter dem Teichdamm gelagert hatten,
trieben ihre Herden bereits mit knallender
Peitsche dorfein, als ich daran ging, vom
Ufer aus mit werfender Gebärde meine
dreizehn gelben Schnäbel aus dem Teich
zu scheuchen. Aber weder Drohungen,
noch inständiges Locken vermochten die
Tiere zu bewegen, an das jenseitige Ufer
zu schwimmen, wo ich sie hätte wegtreiben
können.

Das sah der Todderer-Tonl und rief, be-
ängstigt, daß durch diese Verzögerung der
von uns gefaßte Plan einen unliebsamen
Aufschub erfahren könnte, mit heller Stim-

me: „So nimm doch einen Stein, wenn die Viecher nicht wollen!“

Ich nahm keinen Stein, das erschien mir angesichts der wehrlosen Geschöpfe zu roh. Aber ich griff nach einer vom Gewitterregen erweichten und sodann in der außerordentlichen Wärme erhärteten Erdkrume und warf sie in den Teich. Dabei tat ich den Wurf so, daß es für die Tiere nur einen Weg gab: den zum seichten Binsenufer. Die Gänse blinzelten und folgten meinen Würfen, wenn auch nur zögernd. Aber drei Schritte vor dem Ufer wurden sie plötzlich von einer Unruhe erfaßt, schwammen im Zickzackkurs über die spiegelnde Fläche und gebärdeten sich auf einmal so, als verstünden sie nicht, was ich wollte. Das löste in mir eine zappelnde Erregung aus, zumal meine beiden Gespielen in der Zwischenzeit bereits meinem Gesichtskreis entschwunden waren und ich noch keinen Schritt weitergekommen war.



Ich biß die Lippen aufeinander und warf Erdkrume um Erdkrume, zuerst hinter die Tiere, um sie an das Ufer zu treiben, dann aber, als mir das nicht gelang, in wachsendem Ärger wahllos um und in die Herde. Und dabei geschah es.

Wie, das wußte ich später selbst nicht mehr. Das Gänserudel war plötzlich auseinander gesprengt, und das schwarzkopfige Gänslein schwamm auf einmal plustern und verlassen mitten im Teich, den Kopf kraftlos in das Wasser niederhängend.

Dieser Anblick traf mich sehr. Mein Herz begann zu rasen. Ich stand eine Weile wie ein erzenes Mal. Dann watete ich ins Was-

ser, nahm das Tierchen auf und lief nach dem gegenüberliegenden Ufer. Hier bettete ich es fürsorglich in das Binsengras und rührte und schüttelte an ihm. Umsonst. Es regte sich nicht mehr. Da fing ich in meiner ratlosen Verlassenheit zu weinen an, hob das kraftlos niederhängende Köpfchen des Tieres, blies in den gelben Schnabel und rief es mit den zärtlichsten Worten. Vergebens.

Meine Knie wurden schwach, mein Herz schlug zum Zerspringen. Mein Mitleid war ebenso groß wie mein Schmerz.

Aber das Tier blieb tot. Die Erdkrume, die so weich war, die sich in der bloßen Hand zerkrümeln ließ, mußte den Kopf getroffen und den sofortigen Tod herbeigeführt haben.

Und so blieb ich allein. Um mich war nichts als die friedliche Stille der Trift. Von den Peintwiesen her wehte der Wind, die wogenden Hainbüsche stäubten mit gelben Flügeln, und die laue Luft war von süßem, heimlichem Läuten durchzittert.

Ich aber sah und fühlte das alles in dieser Stunde kaum. Ich warf mich in meinem Schmerz in den Schatten eines schwankenden Heckenrosenstrauches in das hohe Gras und weinte.

Schluchzend, das Gesicht in den Händen vergraben, so fanden mich meine Kameraden, als sie mich zu dem vereinbarten Gang abholen wollten. Sie standen eine ganze Weile vor mir und drangen schließlich mit tröstenden Worten in mich. Aber sie vermochten die Not meines Herzens nicht zu lindern. Ich nahm das tote Gänslein fürsorglich wie ein Heiliges in den Arm und trieb niedergeschlagenen Blickes meine inzwischen vor dem Teichdamm wartende Herde heim.

Dort hockte ich bis zum Eindunkeln auf der Hofbank. Es waren grausame, zermürbende Stunden der Selbstanklage, in denen ich ununterbrochen darüber nachsann, wie sich wohl die Eltern zu dieser Untat stellen würden. Nicht, daß ich Schimpf oder Schläge gefürchtet hätte. Nein, wenn die

Strafe eine solche Tilgung gefunden hätte, ich wäre nur glücklich und zufrieden gewesen. Wovor mir bangte, das war neben der etwaigen schweigsamen Abkehr, die ich weit schmerzlicher empfand als die lauteste Zurechtweisung, vor allem die Möglichkeit, daß der mir versprochene Taschenfeitel, für den ich schon so viele und fühlbare Opfer gebracht hatte, für immer dahin sein könnte.

Als die Angehörigen am Abend dann müde durch das alte Hoftor schlurften, trat ich ihnen zögernd entgegen. Den Mund herb und verbittert gepreßt, stellte ich mich, in brennroter Scham erglühend, vor sie hin und suchte lange nach dem befreienden Wort. Dabei wurden mir plötzlich die Knie so schwach, daß ich fast hinsank. Und als ich endlich mit wenigen stotternden Worten meine Tat gestanden hatte, da verschüttete und zerriß mein Schluchzen alles, was ich noch sagen wollte. Die Mutter, bewegt und gerührt ob meiner reumütigen Trauer, blickte einen Augenblick lang nach dem Va-

ter hin, um dann um so näher an mich heranzutreten und mir den Schopf aus der Stirne zu streichen mit den gütigen und alles verzeihenden Worten: „Ist schon gut, Bub! Du machst so etwas nicht wieder!“ Weiter sprach sie kein Wort mehr. Auch der Vater, dessen Zorn ich so sehr gefürchtet hatte, enthielt sich jedes Tadels.

Und als er am Tage darauf vom Johannistage heimkehrend in die Küche trat, wo ich gerade in einem alten Bauernkalender schmökerte, legte er mir eine pralle Zuckertüte auf den breitbeinigen Tisch und das versprochene Taschenmesser daneben, ein Messer mit einem gedrechselten gelben Griff.

Mein Herz tat einen Freudensprung. Ich jubelte auf wie eine junge Lerche und umarmte den Vater.

Dann lief ich auf die stille Hauswiese hinaus und schnitzte mir hinter dem Hof am plaudernden Rieselgraben ein lockendes Weidenhorn.

www.riesengebirgler.de

Abendstimmung

Oft am Abend saß ich träumend
Auf der Bank im Gartenhaus,
Und mit frohen Sinnen schaut' ich
In mein Heimattal hinaus.

Stille war die Welt geworden
Nach des Tages heißem Drang;
Nur vom Berge schwang herüber
Leiser Abendglockenklang.

Selig träumt' ich, bis am Himmel
Längst der Sterne Pracht erglült;
War es nicht, als hätt' ein Märchen
Fein umspinnen mein Gemüt?



Doch das Märchen ist verklungen,
Und verrauscht die Herrlichkeit;
Was davon zurückverblieben,
Ist der Seele tiefes Leid!

Albert Streit

Auf den Spuren der Vergangenheit

Das Herz klopfte mir wie ein Hammer in der Brust, als ich die abgegriffene Klinke des grün gestrichenen Gittertores herabdrückte. Es war hellichter Tag, trotzdem fand ich es verschlossen. Aber das beunruhigte mich nicht weiter, denn ich wußte hier genau Bescheid. Meine Hand zwängte sich zwischen den eisernen Ranken und ornamentalen Gebilden hindurch, fand den kleinen Reiber innen am Tor und schob ihn zurück. Eine Flut von Erinnerungen stürmte auf mich ein, als ich den gewölbten, nach dem Hof zu offenen Flur betrat. Am 4. Februar des Jahres 1945 hatten wir auf der Flucht aus unserer vom Kriege bedrohten Heimat in diesem Haus um Asyl gebeten: Meine Mutter, meine drei noch kleinen Kinder und ich. Mit Rucksäcken und Bettencissen beladen, abgekämpft von der langen beschwerlichen Fahrt boten wir wohl ein recht trauriges Bild. Das alte Fräulein Rabeler betrachtete uns denn auch mit offensichtlichem Mißfallen. Beim Anblick der drei Kinder schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und zeterte: „Auch noch Kinder! Ihr Fratzen werdet mir alles kaputt machen. Dabei sind's meine besten Zimmer, die ich euch überlaß', tapeziert und gut möbliert!“ Im nämlichen Augenblick kam ein brauner Dackel hinter dem rosaroten Biedermeiersofa mit dem zerschlissenen Sitzpolster hervorgesessen und fuhr uns kläffend zwischen die Beine. Da stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen, der Sattlermeister vor uns. „Habt keine Angst. Er tut euch nichts!“ beruhigte er uns. Er schien ein wenig umgänglicher zu sein als seine alte hysterische Schwester. Ich blicke mich in dem geräumigen Flur um. Kein Mensch zu sehen, kein Hund, kein Möbelstück, das repariert werden soll, nichts, das an die früher hier ausgeübte Tätigkeit erinnert.

„Herr Rabeler!“ rufe ich und lausche abwartend in die Runde. Ich weiß, daß er noch

lebt, und weiß auch, daß er vor kurzem seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hat. Ich klopfe an die Werkstatttür linkerhand, und da sich niemand meldet, trete ich ein. Zu meiner Freude sieht hier alles noch so aus wie früher. Die Werkstattische, die an den Wänden entlanglaufen, sind sauber aufgeräumt. Darüber hängen Ahlen, Messer jedweder Art und Größe, Garnrollen, Lederriemen. Der Geruch nach frisch gegerbtem Leder hängt in der Luft wie ehemals. Meine Augen bleiben an dem großen Tisch vor dem Ofen haften. Plötzlich ist mir, als säßen hier das alte Fräulein, der Gehilfe Franz und der Lehrbursche Adolf, ein jedes ein aufgeschlagenes Buch vor sich und zwischen ihnen meine drei Kinder, andächtig dem Zitherspiele lauschend, dem sich der Meister jeden Sonntagabend hinzugeben pflegte. Draußen tänzeln Schneeflocken zur Erde, der Kanonenofen böllert und gibt sein Bestes her, um die Werkstatt warm zu halten.

In den Flur zurückgekehrt suche ich in der Nische, die den Eingang zur Küche verbirgt, die schmale Bank aus rohem Tannenholz, auf der die beiden Eimer zu stehen pflegten, der dunkelrote mit dem Nutzwasser aus der Pumpe, der weiße mit dem Trinkwasser vom Brunnen, an dessen Rand die Schöpfkelle hing – bereit, jeden Durstenden im Vorübergehen zu laben. Der Platz ist leer. So haben sie jetzt endlich doch die schon lange versprochene Wasserleitung bekommen. Durch die verglaste Tür werfe ich einen Blick in die Küche. Alles ist hier wie vor fünfundzwanzig Jahren. Im Geiste sehe ich die beiden Alten nach Feierabend Rücken an Rücken an dem schmalen Tisch unter dem Fenster sitzen, beide über ein Buch geneigt, denn sie waren eifrige Leser, über sich die trauliche Hängelampe, die den Eindruck des Friedens und der Eintracht noch verstärkt. Und welch eine Stille in dem ganzen Haus! Kein schrill-

ler Mißton aus Lautsprecher oder Fernsehapparat, keine kreischenden Stimmen, kein wie auch immer gearteter Laut. Die gute alte Zeit! Hier in dem Sattlerhaus durften wir sie noch einmal erleben, und ich genoß sie sehr, wohl wissend, daß sie niemals wiederkehren würde.

Vor mir liegt der romantische Hof. Wie haben wir ihn während unseres dreijährigen Aufenthaltes in dem Hause lieb gewonnen! Auf drei Seiten von Gebäuden eingeschlossen, an deren Mauern Efeuranken emporklettern, vermittelte er uns ein tiefes Gefühl der Geborgenheit. Seitlich das alte Pumpenhäuschen, morsch und mit Moos bewachsen, zu nichts mehr nütze, und doch hat es der Meister stehen gelassen aus Liebe zum Althergebrachten und vielleicht aus Pietät gegenüber seinen Eltern. Aber keine braune Henne duckt sich mehr mit aufgeplustertem Federkleid in die Sandkuhle unterhalb des Treppleins, das zum Obergeschoß des Schuppens führt. Lächelnd gedenke ich jener Episode, da Stephan, ein Hühnerei sorgsam in beiden Händen tragend, die Treppe zu mir hochgelaufen kam:

„Die Susi hat's mir direkt in die Hand hingelegt. Darf ich es behalten?“ Wie lange hatten die Kinder kein weich gekochtes Ei mehr gegessen, aber ich sagte streng:

„Trag es sofort dem alten Fräulein hinunter. Wir haben nichts mehr als unseren guten Namen, und den wollen wir uns wegen eines Hühnereis doch nicht besudeln lassen.“

Meine Reaktion erwies sich als richtig. Wochentlang waren dem alten Fräulein Eier abhanden gekommen. Mit Sicherheit verdächtigte sie mich. Da ertappte eines Tages der Meister den Lehrburschen Adolf, wie er in aller Gemütsruhe ein Hühnerei austrank. Ohrfeigen gab es und Schelte, aber der arme Bursche hatte es sicher nur aus übermäßigem Hunger getan.

Noch einmal rufe ich nach Herrn Rabeler. Suchend blicke ich nach oben in den Laubengang, ob nicht hinter den samteneu Kelchen der Petunien und den purpurroten

Blüten der Geranien ein menschliches Antlitz auftaucht. Es zeigt sich auch dort niemand. Ich scheine in ein schlafendes Dornröschenschloß geraten zu sein.

Ich wollte es nicht tun, um nicht für einen Eindringling gehalten zu werden, doch wie mit magischer Gewalt zieht es mich in das steile Trepplein nach oben. Meine Hand zittert, als ich die Klinke der Tür herabdrücke, die rechterhand in einen kleinen Vorraum führt. Aber diese Tür, durch die ich so oft ein- und ausgegangen war, bleibt mir verschlossen. Und das ist vielleicht gut. Alles, was ich in jenen Jahren an Schwerem erlebte, wäre in dem vertrauten Zimmer in mir lebendig geworden. Im Geiste das Gitterbett an der Wand und in ihm einen blonden Lockenkopf auftauchen zu sehen, und jenen Morgen noch einmal erleben zu müssen, an dem man es hinaustrug, da es nicht mehr gebraucht wurde, das hätte mir das Herz abgedrückt. Fluchtartig eile ich die Treppe hinab, überquere mit entschlossenen Schritten den Hof und rufe noch einmal des Meisters Namen, aber jetzt schon keine Antwort mehr erwartend, öffne ich das Gartentor. Die Tulpen zu beiden Seiten des Mittelweges sind voll erblüht. An seinem Ende steht das Gartenhaus. Bei seinem traulichen und mir so vertrauten Anblick klopft mir das Herz vor Freude darüber, daß ich es noch einmal sehen darf. Das Geißblatt hat seine exotischen Blüten schon entfaltet, die sich wie lichte Falter von dem üppigen Grün des Blattwerks abheben. Auch hier kein Mensch, kein Laut. Die Zeit scheint still zu stehen auf diesem weltentrückten Fleckchen Erde, umfriedet von Steinmauern, auf denen zwischen Grasbüscheln und Mauerpfefferstauden flinke Eidechsen auf- und abwärts huschen. Ich breche mir einen Zweig vom „Blutenden Herzen Jesu“ ab und setze mich damit in die von der Sonne grell beschienene Gartenlaube. Hingebungsvoll betrachte ich die Bilder, die die Wände ringsum zieren: Bilder aus der „Gartenlaube“ für die Gartenlaube. Es beglückt mich, die kühne Rei-

terin im Damensattel wiederzusehen, an der mein Blick so manches Mal gegangen hat, und die Meute von Hunden, die, losgelassen zur Jagd, mit hängenden Zungen und triefenden Lezzen nur allzu bereitwillig die Verfolgung des aufgeschreckten Wildes aufnehmen.

Es stimmt mich wehmütig, aber es macht mich auch sehr glücklich, alles so wiederzufinden, wie ich es einst verlassen habe. Von der weiten Reise ermüdet, lehne ich den Kopf an die Holzwand und schließe die Augen. Dann muß ich wohl eingeschlafen sein...

Plötzlich sehe ich zwischen den Gitterstäben des Zaunes, wie ein kleiner Knabe aus dem Torbogen des Flures in den Hof gesprungen kommt. Er trägt einen Schlafanzug aus weißem glänzenden Zeug, mit bunten Figuren bedruckt, der wie das Kostüm eines Bajazzos wirkt. Sein blonder Lockenkopf schimmert in der Sonne wie citel Gold. Er nähert sich raschen Schrittes der Gartenpforte, wobei er mit heller Stimme ein Liedchen vor sich hinrallert. Ich will nach ihm rufen, doch die Angst, er könnte vor mir entfliehen, erstickt mir die Stimme. Ich schaue zu, wie er sich nach links zu der mit Moos bewachsenen Wassertonne wendet, wo er sein Körnchen füllt und sich zu dem großen Kirschbaum am Zaune begibt, um das kleine Blumenbeet ringsherum zu begießen. Er wiederholt den Vorgang noch zweimal. Dann kommt er ohne Zögern auf mich zugesprungen, lacht mich an, treuherzig und verschämt zugleich, und steht im Türrahmen, die braun gebrannten Händchen an die Pfosten gestemmt, das Haar tief in die Stirn geringelt. Ich ziehe ihn zu mir heran. Während er auf meinem Schoße sitzt, drücke ich ihn zärtlich an mich und bedecke sein Gesicht mit Küssen, wobei ein tiefes Glücksgefühl in mir aufsteigt, wie ich es seit langem nicht mehr empfunden habe. Ich muß wohl vor Freude und Rührung geweint haben, denn der Kleine schlingt plötzlich die Ärmchen um meinen Hals und sagt dicht an meinem Ohr: „Du sollst jetzt

aber nicht mehr weinen. Du sollst nicht länger traurig sein.“ Damit zerfloß das Bild, ich schlug die Augen auf und sah verwirrt um mich. Es brauchte eine Weile, ehe ich mich aus diesem so beglückenden Traum in die Wirklichkeit zurückfand. Das Friedhofsglöckchen, das sein klagendes Geläute über das Städtchen hinschickte, kam mir dabei zu Hilfe. Es erinnerte mich daran, weshalb ich hierher gekommen war. Halb unbewußt pflückte ich einen Strauß von Tulpen von den Rabatten des Mittelweges. Dann nahm ich den kürzesten Weg am Stadtgraben entlang, in dessen klarem Wasser sich der Himmel spiegelte, und an dem Wiesenplatz vorbei, auf dem wie eh und je zwei Kühe und drei Schafe weideten.

Beim Betreten des Friedhofs sah ich eine Menge dunkel gekleideter Menschen sich in alle Richtungen hin zerstreuen. Ich fragte, wer denn hier begraben worden sei. „Der Sattlermeister Rabeler“ antwortete mir ein alter Mann. „Nun, er war im einundneunzigsten, da kann man schon von dieser Erde Abschied nehmen.“

Wie sonderbar war das alles! Zwischen den Menschen bahnte ich mir einen Weg zu der offenstehenden Gruft der Rabelers, wo nun neben dem Sarg des alten Fräuleins der Sattlermeister seinen Platz gefunden hatte. Ich warf den Strauß Tulpen hinab, und es war mir eine große Genugtuung, daß ich nun noch Abschied von ihm nehmen durfte, den ich im ganzen Hause vergebens gesucht hatte.

Dann lenkte ich meine Schritte zu dem Kindergrab an der Friedhofsmauer, an dem wir so oft, so oft voller Trauer geweint hatten. Der Rosenstock hatte schon Knospen angesetzt und war so üppig geworden, daß er die Inschrift auf dem Grabstein fast völlig verdeckte. Ich kenne sie, ohne sie zu lesen: Unser herzliebes Jörgele, geb. 1940, gest. 1945.

Lange stand ich hier, vergangenen Zeiten nachsinnend. Dann kaufte ich in den nebenan befindlichen Gärtnerei einen Strauß

Wettersvorschauen und Bauernregeln in der alten Heimat

In der grauen Vorzeit wurden die Bauernregeln aus den langen Erfahrungen von Männern gemacht, die immer im Freien lebten und die jeder Vorfall der Witterung interessierte, weil ein großer Teil ihrer Arbeiten von derselben abhing; sie hatten ein großes Ansehen unter der Landbevölkerung. Bis zur Austreibung waren viele derselben noch gebräuchlich und haben sich eigentlich bis heute erhalten!

Schlechtes Wetter tritt ein, wenn: die Krähen während des Fluges schreien (Draakdraak); die Schwalben tief fliegen; Ameisen eifrig am Neste bauen; die Mückenschwärme niedrig tanzen; die Fliegen, Gelsen und Bremsen sehr zudringlich sind; die Regenwürmer nahe der Erdoberfläche sind; der Kaminrauch zur Erde fällt; das Salz im Haus feucht wird; steinerne Fußböden, Treppen oder Wände schwitzen; die Sonne nach Morgenröte blaß aufgeht; des Morgens kein Tau war und der Mond des Nachts einen starken Hof hatte.

Morgenröte am Neujahrstag bedeutet Ungewitter und große Plag. So viel Nebel im März – so viel Wetter im Sommer. Oder: Die Märzenebel kommen in 100 Tagen wieder.

Märzenschnee tut den Feldern weh; oder: Der Schnee ist im März, der Wolf auf den Feldern.

Trockene Fasten verkündigen ein fruchtbares Jahr. Märzenstaub ist Goldes wert.

Gladiolen und steckte sie statt der halbverblühten Tulpen, die ihm wohl noch der alte Sattlermeister hierhergetragen hatte, in die Vase.

Von einer Fülle von Erinnerungen heimgesucht, schlenderte ich durch das alte, verträumte Städtchen, aber zu dem jetzt völlig vereinsamten Haus, meinem verwunschenen Dornröschenschloß, kehrte ich nicht mehr zurück, sondern strebte mit festen Schritten dem Bahnhof zu.

Wie die drei Faschingstage – so die drei Ostertage. Wenn ich wäre so wie du – ich ließ das Kalb erfrieren in der Kuh. Lichtmeß – Winter gewiß. Matheis bricht's Eis, find er keins – so macht er eins. Nach Matheis geht kein Fuchs mehr übers Eis. Gefriert's an St. Mathias Nacht, so währt es auch einen ganzen Monat. Auf Lichtmeß hat der Schäfer lieber den Wolf im Stalle als die Sonne. So lange die Lerche vor Lichtmeß singt, so lange schweigt sie nach Lichtmeß.

Ein schöner Tag Pauli-Bekehrung (am 25. Jänner) ist aller Früchte reiche Bescherung; neblig Wetter zeigt sterben an, Regen und Schnee bringt Teuerung heran.

Schönes Wetter war zu erwarten, wenn: der Kaminrauch gerade in die Höhe stieg; der Morgen neblig war und der Nebel zur Erde fiel; es vor 9 Uhr morgens zu regnen begann (Morgenregen und Altweibertanz dauern nicht lange); am vorherigen Abend schönes Abendrot war; der Fink seinen langen Schlag hören ließ.

Regenwetter hörte bald auf, wenn: die Schwalben hoch flogen; die Hühner nicht in den Regen hinaus wollten; fallende Regentropfen in Wasserpfützen Blasenbildung verursachen (es hieß dann: Wassermännchen steigen auf).

Das Regenwetter hielt an, wenn: die Hühner während des Regens mit gesenktem Schwanz herumliefen; aus den Wäldern Nebelschwaden aufstiegen (man sagte dann: die Waldhexen kochen Wassersuppe); der Fink auch während des Regens Pink-Pink rief.

Scherzhafte Wetterregeln, wie sie daheim gerne gebraucht wurden: Kräht der Hahn laut auf dem Mist, dann ändert sich das Wetter oder es bleibt wie es ist; Morgenrot bringt schönes Wetter oder Kot; donners im Mai, ist der April vorbei; ist die Haustür zugeweht, der Winter vor der Türe steht.

Was das Herz einer Mutter vermag

Als Doktor Gärtner die Röntgenbestrahlungen einstellte, ja, als er auch die weitere Behandlung mit Cytostatica für unzweckmäßig, das sollte wohl heißen, für unwirksam erklärte, wußte sie, wie es um sie stand. Was ihr Doktor Gärtner außerdem noch sagte, waren Worte des Trostes, gut gemeint ohne Zweifel, wesentlich aber blieb, was er ihr verschwieg: daß sie ihr Leben nach Wochen, vielleicht nur mehr nach Tagen auszählen konnte.

Ihr Leben – was war das schon? Wenig, wenn sie an sich selbst dachte, viel, wenn es um Albin, ihren Sohn, ging. Sie hatte in ihrem Leben wenig Glück erfahren, hatte früh ihre Eltern verloren und sich allein durchschlagen müssen. Seit vielen Jahren arbeitete sie als Laborantin in einem chemischen Betrieb. Ihr Mann, Albin Fragner, war einer jener Menschen, die sich zeit lebens vergeblich bemühen, das, was sie als ihre Berufung ansehen, den Erfordernissen des Alltags anzupassen; ein begabter Schriftsteller, ein Dichter vielleicht! Es hatte nicht an Lob und Anerkennung gefehlt. Aber das Leben war ihm in den Händen zerronnen. In einem Anfall wilder Verzweiflung hatte er selbst diesem Leben ein Ende gesetzt. Jahre still getragenen Leides folgten.

Dies alles war dunkel und düster. Ihr Sohn, der kleine Albin, mit seinen durchdringend hellen Augen und dem schwarzen Haar ganz das Abbild seines Vaters, brachte Sonne in ihre dunklen Tage. Er war es, der ihrem Leben Ziel und Richtung gab. Für ihn allein lebte sie. Nun aber stand groß die Sorge vor ihr: Was sollte mit ihrem Sohn geschehen, wenn sie einmal nicht mehr war? Albin war kaum fünf Jahre alt, ein sehr sensibles, schwer zu behandelndes Kind. Nur wer auf seine besondere Art einging, konnte zu ihm finden. Vielleicht war es das unstete Wesen des Vaters, das

sich in dieser Eigenart offenbarte. Während ihrer Krankheit hatte sie Albin in ein Kinderheim geben müssen. Sehr unglücklich war er dort. Nein, Albin brauchte einen Menschen, der ganz zu ihm gehörte, er brauchte eine Mutter...

Quälende Stunden! Einen Menschen, dem sie ihren Sohn anvertrauen konnte? Nur einen einzigen Menschen gab es: Die Mutter ihres Mannes, eine alleinstehende, noch sehr rüstige Frau, gewiß teilnehmend, aber überaus empfindsam. Niemals hatte die alte Dame verzeihen können, daß ihr einziger Sohn diese einfache, bescheidene Frau geheiratet hatte, mehr noch, sie hatte Elisabeth für alles Unheil, das über ihn gekommen war, verantwortlich gemacht. Es war zu einem völligen Zerwürfnis gekommen. Seither hatte Elisabeth dieses Haus nicht mehr betreten.

Was das Herz einer Mutter vermag – Doktor Gärtner, der mir diesen gewiß einzigartigen Fall berichtet hat, nannte das, was diese Frau vollbracht hatte, eine Leistung, die physisch kaum noch zu begreifen war, die überhaupt nicht mehr mit natürlichen Maßstäben gemessen werden konnte. Ein Wunder wahrhaftig war es, daß diese Frau, die sich kaum mehr von ihrem Bette erholen konnte, die Kraft fand, mit ihrem Kinde den weiten, mühsamen Weg in die Stadt anzutreten, einen Weg, der ihr doppelt schwer fallen mochte. Immer wieder überfiel sie jene eigentümliche Schwäche, die für Menschen, die an Leukämie leiden, so typisch ist. Jeden Augenblick drohte sie zusammenzubrechen. Doch, nicht um sie, es ging um Albin, ihren Sohn.

Tatsächlich erreichte Elisabeth Fragner die Stadt. Den Knaben an der Hand, eine Bittende, betrat sie das Haus, das sie so lange gemieden hatte. Bange war ihr zumute.

Hugo Scholz

Wenn du noch eine Mutter hast

*Was nützen Reichtum, Glanz und Pracht
und alle Herrlichkeit?*

*Was sind dir Ehren, Stolz und Macht
am Ende deiner Zeit?*

*Was jagst du ohne Sinn und Rast
lockenden Höhen zu?*

*Wenn du noch eine Mutter hast,
ist keiner reich wie du!*

*Auch wenn du Heimatloser bist
und fremd im fremden Land,
wenn jeder Freund gegangen ist,
der einst zur Seite stand,
und wanderst du mit schwerer Last
der letzten Heimat zu,
wenn du noch eine Mutter hast,
ist keiner reich wie du.*

*Die Heimat ist das Mutterherz,
das ist unendlich weit,
ein Meer von Liebe, Glück und Schmerz,
im Sturme jeder Zeit,
wenn dich das große Heimweh faßt,
dann weine still nur zu.
Wenn du noch eine Mutter hast,
ist keiner reich wie du.*



*Verloren bist du erst, mein Kind,
wenn sie gegangen ist,
wenn du im fremden Land und Wind
ein Heimatloser bist,
dann trägst du doppelt jede Last
und keiner trägt mit dir,
wenn du noch eine Mutter hast,
dann danke, danke ihr!*

Wie würde es ihr ergehen? Wieder bittere Vorwürfe, harte Klagen?

Doch es kam anders, als sie es sich gedacht hatte. Mit offenen Armen eilte ihr die alte Dame entgegen. Mehr als Elisabeth zu sagen vermochte, verriet ihr vom Tode gezeichnetes Antlitz.

Ein einziger Vorwurf nur erreichte sie: „Warum hast du mir nichts von deiner Krankheit gesagt, Elisabeth?“

„Es geht nicht um mich, Mutter, es geht um Albin. Er ist so unglücklich in jenem Heim. Er braucht eine Mutter. Ich selbst aber...“

Wozu noch Worte! Längst war alles gesagt, was zu sagen war. Der kleine Albin fand sich bald im Hause zurecht. Elisabeth Fragner aber blieb bei ihm, bis die Stunde des Abschiedes kam, eines Abschiedes für immer.

Die rote Mira

Sie hatte ganz hellrote, wunderschöne Haare und grünliche Augen. Ich sah sie in einem verwilderten Garten hinter einem Strauch, sie starrte mich unentwegt an. Um den Hals erkannte ich ein breites, dunkles Band. Ein Halsband? dachte ich verwundert. Sie schien allein zu sein, so wie der Garten und das Haus; die Haustür stand ein wenig offen und eine Fensterscheibe war eingeschlagen.

So standen damals manche Häuser, im Sommer 1945, in meiner Heimat im Osten. Die deutschen Bewohner waren verhaftet oder zu schweren Arbeiten fortgebracht worden, und viele waren unter dem Druck der schrecklichen Umstände geflüchtet oder freiwillig gegangen, dorthin, von wo es kein Zurück mehr gibt.

Die Rote hinter dem Strauch schaute mich also an, und ich streckte ihr lockend ein Stückchen von meinen dürftig bestrichenen Broten entgegen. Ich wartete wie ein Weib und betrachtete dabei angestrengt dieses seltsame Halsband. Es war aber gar kein Halsband, es war ein dicker Reif schwärzlicher Läuse, die sich tief ins Halsfleisch hineingefressen hatten. Mir wurde fast übel bei diesem Anblick.

Wenn sie doch herkommen wollte, die Verschreckte, Verwahrloste, halb Verhungerte! Aber sie kam nicht. Abends auf dem Rückweg ging ich wieder an dem Garten vorbei. Die Rote saß auf demselben Platz, aber das Brotstückchen war verschwunden. Ich hatte ein Stückchen von mittag aufgehoben, das schob ich durch den Zaun zu ihr hin. Das machte ich nun früh und abends, viele Tage lang.

Ich ging damals täglich hier vorbei. Ich mußte im Hydrier-Maltheuern die verlassenen Gefangenenbaracken sauber machen; nicht allein, es waren noch etwa 20 deutsche Frauen dazu eingeteilt worden, Entlohnung gab es keine. Den Weg, gut 10 km hin und zurück ging ich zu Fuß.

Ich hatte der Roten den Namen Mira gegeben. So rief ich sie, wenn ich ihr früh und abends ein Stückchen Brot durch den Zaun zuschob. Einmal mittags, wir aßen im Lager gerade unsere Brote, huschte ein hellroter Pelzknäuel wie eine Fahne durch die offene Tür an mir vorbei und unter ein Bett hin. „Mira!“ rief ich überrascht, und noch einmal „Mira!“, aber jetzt erschrocken, denn der tschechische Aufseher hatte die Hereinhuschende bemerkt und als Katzenfreund sofort ihre edle Rasser erkannt. Und weil ich sie gerufen hatte, wollte er, ich soll sie ihm sofort bringen. Aber die Mira war ein kluges Wesen. Sie war mir zwar heute nachgelaufen, jetzt aber hörte sie auf kein Locken, sondern fegte plötzlich so schnell wieder hinaus, wie sie hereingekommen war. „Dann holst Du sie morgen aus dem Garten“, sagte der Aufseher zu mir. Eine Weigerung war unmöglich.

Aber durch einen glücklichen Zufall wurde dieses Einfangen um einen Tag verschoben. Dazwischen lag eine Nacht, und in der wollte ich die Mira fangen und zu uns nach Hause bringen. Meine Mutter wollte mir helfen. Obwohl es den Deutschen verboten war, sich nach Einbruch der Dunkelheit noch draußen zu zeigen, wagten wir den Weg von mehr als zwei Stunden hin und zurück. Ausgerüstet mit Wurststückchen und einem Sack, kroch ich über den Zaun, und die Mira kam auch zögernd heran. Doch als ich dann zugriff, antwortete sie mit Fauchen und Kratzen und Beißen. Trotzdem brachte ich sie schließlich in den Sack und somit nach Hause.

Wir waren erschöpft; die Mira aber, nachdem sie eine Schale laue Milch ausgeschleckt hatte, begann schnurrend um meine Beine zu streichen und ging nicht mehr von mir weg. Sie ging auch nicht, als ich mit Pinzette und Nadel einige dieser dicken Läuse herausholte; sie hatten sich sogar

über den ganzen Bauch ausgebreitet. Die arme Mira schrie und jammerte, ab und zu weinte sie geradezu wie ein kleines Kind, aber sie blieb, ich konnte alles mit ihr machen. Nach etwa 4 Wochen war sie von diesen schrecklichen Saugern befreit.

Ich dagegen hatte einen Teil meiner Freiheit verloren; sobald ich nämlich zur Tür hereinkam, sprang mich die Mira an, wollte auf meinem Arm sitzen, ihren Kopf an meine Schulter lehnen oder sich wie ein Pelzkragen um meinen Nacken legen. Wie sollte ich dabei etwas arbeiten? In der Nacht kam sie auf meine Füße. Wahrscheinlich war ich für sie ihr Zuhause geworden. Zu gern hätte meine Mutter mit mir getauscht; auch unsere kleine Greta rief immer wieder: „Mira, komm zu mir, zu mir!“ Ein Weichen machte dir Mira den beiden den Gefallen und ging auch zu ihnen, aber nicht lange, und sie saß wieder auf meinem Arm und himmelte mich an mit ihren grünen Augen. Es war eine wunderschöne Liebe. Eines Tages mußten alle Deutschen aus unserer Straße unvorbereitet in vier Stöße ihre Häuser räumen – und so auch wir.

Verzweifelt überlegten wir: Was nehmen wir mit, was lassen wir hier, was können wir überhaupt tragen? Aber noch verzweifelter als wir war unsere kleine Greta. Sie wollte ihre Puppen mitnehmen, aber auch die Mira; die Mira vor allem, denn allein mußte sie hier verhungern und verdursten. Oder – ein schrecklicher Gedanke malte sich in ihrem Kindergesicht, der Junge, der kleine Enkel vom kommunistischen Parteisekretär, 4 Wochen waren sie schon mit im Haus und gingen herum als sei es ihr Haus, der Junge hatte ihren Kinderwagen einfach genommen, alles, was sie hatte, wollte er haben, und jetzt würde er sich die Mira nehmen. Das aber, nein, weinte Greta, „der Junge soll sie nicht haben!“

Aber, wo war sie überhaupt? Sie hatte sich verkrochen, tief in einer Ecke unter den Betten, und als ich nach ihr fassen wollte, fauchte sie mich an und schlug mich hart mit ihren Krallen. – Die Mira war ein klug-

ges Wesen. Wahrscheinlich hatte sie nicht vergessen, daß sie schon einmal Ähnliches erlebt hatte, in jenem Haus mit dem verwilderten Garten, vielleicht hatte sie damals etwas sehr Schlimmes aushalten müssen. Ich hatte sie zum Abschied noch einmal streicheln wollen, aber es ging nicht. Es war auch besser so, der Abschied von unserem Haus war fürchterlich genug.



Unten auf der Straße begann Greta von neuem zu weinen. Ich sollte noch einmal ins Haus gehen und ein Fenster aufmachen, damit die Mira hinaus konnte und nicht dem kleinen Jungen in die Hände fiel. Aber ich durfte ja das Haus nicht mehr betreten und ich wußte auch, daß der Junge die Mira ganz sicher bekam, vielleicht wurde sie gerade aus ihrem Versteck herausgeholt. Aber sollte ich meinem Kind eine so schreckliche Wahrheit sagen, sollte sie mit diesem Pfeil im Herzen aus ihrem Elternhaus gehen und ihn als schlimme Kindheitserinnerung ewig in sich spüren? – Und so sagte ich, „ich habe das Fenster einen Spalt aufgemacht, damit die Mira hinaus und zu guten Menschen finden kann.“ Greta schaute mich mißtrauisch an. „Das Fenster war zu.“ – „Nein, es war offen, ich lüg Dich nicht an.“ – „Warum weinst Du dann so?“ – „Ach, Du weißt, meine schwachen Augen, in der Aufregung können sie wohl tränen, nicht?“ – Da begann sie endlich zu glauben und gab ihre Hand in meine. Und so zogen wir davon, von unserem Haus, von unserer Straße, irgendwohin, ins Ungewisse.

Forellenfang und Forellenessen

Wir unzertrennlichen Freunde befanden uns auf dem Heimweg, am murmelnden Bach entlang, der an den Gärten vorbeifloß. Auf dem Holzboden einer Schöpfstelle kniete die Schwester unseres Freundes Emil und schweifte Wäschestücke im weichen Wasser des Baches. Wir blieben bei ihr stehen und sie schalt uns ein wenig, daß wir nichts Besseres wüßten, als einem alten Manne nachzulaufen, der nicht ganz richtig im Kopfe sei. Wir hatten ihn mit anderen Kindern johlend begleitet. Es stünde uns besser an, zu lernen oder sonst etwas Vernünftiges zu tun.

„Aber wir haben ja Ferien!“ sagten wir. „Und die sind nicht allein zur Arbeit da.“ Noch ehe die Ritschi zu einer Entgegnung ausholen konnte, mußte etwas Neues in ihr Blickfeld getreten sein, denn wir sahen sie unverwandt in das vor ihr ausgetieftete Bachbett starren. „Schaut nur, ein ganz großer Fisch!“

Sie mußte wohl irren, dachten wir, denn wollten im Bach die großen Fische herkommen, von denen wir Buben träumten.

Im Bach mußte doch etwas los sein, denn Ritschi startete noch immer ins Wasser. Dort entdeckten wir nun auch eine große und herrlich gepunktete Bachforelle, die spielerisch im tiefen Wasser gegen die leise Strömung stand und auf entgegenkommende Beute lauerte. Sie war nicht weit vom Ufer entfernt und schien die Nähe der Menschen gar nicht störend zu empfinden. Dabei sucht sie sonst sofort das Weite, wenn auch nur ein Schatten auf die Wasseroberfläche fällt. Unsere Jagdleidenschaft war geweckt und Albin wollte sich sogleich ins Wasser stürzen. „Du bist wohl verrückt!“ riefen wir ihm zu. „Hier müssen wir schon nach einem Plan vorgehen, sonst bekommen wir die Forelle nie und haben das Nachsehen.“

Der Bach gehörte zum Dorf und zum Bild des Sommers, sein Fließen und Murmeln

begleitete uns in den Schlaf, er war uns in seinem ganzen Lauf mit seinen Gebüschverborgenheiten, den Angern, Wiesen und all seinen Geheimnissen vertraut. Wir wußten seine Frische, Kühle und den Schatten um ihn zu schätzen, wenn von den Feldern der Duft des reifenden Kornes hereinwehte, die Hitze über den Wegen flimmerte und der Feueratem einer mittäglichen Glut mit verborgenen Gewittern über dem Land stand. An geeigneter Stelle bauten wir aus Steinen einen Damm, setzten eine Holzschütze ein und stauten das Wasser weithin, bis es beinahe ein kleiner See war. In ihm konnten wir in heiliger Nacktheit planschen, baden und schwimmen und in Mutters Waschtrog über die Wasserfläche rudern. Aber dieser Trog war kein Kahn und kippte leicht um. Doch was machte das schon. Es waren herrliche Freuden in einer uns heute sorglos erscheinenden Zeit. Wenn wir die Schütze langsam hochzogen, güt umen rauschend das Wasser hindurch, quirlte hochauf und riß hinter der Mauer ein tiefes Loch in den Bachgrund. In ihm hielten sich gerne Fische auf. Im Sommer wateten wir im Bach entlang, hoben Steine auf und unsere zum Fang geformten Hände senkten sich auf die Gründlinge hinab. Wir holten sie aus den Uferlöchern und manchmal wußten wir gar nicht, was unsere Hände griffen, so glitschig oder so hart und weich fühlte es sich an. Manchmal auch zogen wir die Hand aua! aua! schreiend zurück und an einem der Finger hing ein Krebs. Ihre Scheren waren ein richtiges Marterinstrument. In den Bächen und Teichen der Heimat waren die Krebse zahlreich vertreten. Unseren Eltern und Großeltern aber war es noch nicht bewußt geworden, welche Delikatesse die Krebse waren, und so blieben sie beinahe unbehelligt in ihrem geheimnisvollen Sein. Aber manchmal fingen wir auch eine Forelle. Zum Meierhof des Dorfes gehörten zwei

Teiche, die aus einer glasklaren und kalten Quelle gespeist wurden. Besonders im ersten schwammen zahlreiche Forellen aller Größen, nach denen wir Buben mit begehrlischen Augen schauten. Aus diesem Teich gerieten manchmal über den Abfluß einige Fische in den Dorfbach. Ab und zu halfen wir heimlich nach, indem wir die Holzschütze etwas hochzogen und nun begeistert zusahen, wie mit dem durchrauschenden Wasser auch die Forellen aus der Geborgenheit des Teiches hinausglitten in die ungewisse Freiheit, die meist nur von kurzer Dauer war.

Unsere Forelle stand noch immer spielend im klaren Wasser. Wir mußten es versuchen, sie mit stoßbereiten Händen zu fangen. Einen besseren Rat vermochten wir Albin nicht zu geben, der es versuchte und in das Leere griff. Pfeilschnell schoß die Forelle mit der Strömung davon, versuchte sich einzunabeln, blieb wieder stehen und spielte mit den Flossen. Ein erneuter Fangversuch scheiterte. Die Forelle verschwand in einer Wolke von Schlamm und Schmutz, die wir aufgewühlt hatten, als wir von einem Rausch erfaßt hinter dem Fisch herjagten. Einmal gelang es mir, die Forelle zu fassen, aber noch ehe ich es vermochte, sie mit einem Schwung zu landen, entglitt sie meinen Händen und schnelzte in den Bach zurück. Wir waren sogleich wieder hinterher, faßten zu, griffen daneben, fühlten sie uns wieder entgleiten, fielen manchmal hin, schluckten das aufgewühlte Wasser und prusteten es aus. An uns war kein Faden mehr trocken. In unserer Jagdleidenschaft waren wir ein Teil des Baches und des fließenden Wassers als einem Sinnbild des strömenden Lebens geworden. Der einzige Sinn unseres Daseins bestand im Augenblick darin, den Fisch zu fangen. Weiter dachten wir Buben nicht, die eben erst schulpflichtig geworden waren. Das Leben lag noch gleich einem Meer vor uns, unendlich weit und nicht zu überschauen, es würde uns schon noch glätten und abrunden, Kanten und Ecken beseitigen. Das

Wasser des Baches macht es mit den Steinen nicht anders. Aber den Fisch, den wir immer wieder suchen mußten und auch fanden, fingen wir nicht.

„So geht das nicht“, sagte Albin. „Wir müssen uns etwas einfallen lassen.“

„Ich werde eine Gabel holen“, wollte Emil wissen, „damit bekommen wir die Forelle sicher.“

„Die Idee erscheint mir nicht gut“, sagte ich. „Den Fisch wie ein Kalb abstechen, das ist grausam.“

„Wenn du es besser weißt, dann sage es!“ „Ich hab's“, meditierte Albin. „Laßt die Forelle nicht aus den Augen. Ich hole einen Kartoffelkorb und da jagen wir sie hinein.“ Daß wir nicht gleich auf diesen Gedanken gekommen waren. Albin war schlau und pfliffig. Auf seinen kurzen Beinen rannte er nach Hause und kam mit einem Korb wieder.

„Wartet, bis ich mich mit dem Korb an einer schmalen Stelle des Baches aufgestellt habe. Dann jagt ihr mir die Forelle zu.“ Der Fisch schoß nun wieder durch das Wasser, um endlich aus dem Gefahrenbereich herauszukommen und sich in Ruhe seiner eigentlichen Lebensaufgabe, dem Fressen, widmen zu können. Aber er fand sich im Kartoffelkorb wieder. Wegen des gelungenen Fanges stimmten wir ein wahres Indianergeheul an und einer nach dem anderen betastete des schönen Fisch, seine schillernden Schuppen, was nicht ganz so leicht war, denn solange der Korb im Wasser stand und die Forelle sich in ihrem Element wühlte, schoß sie die Korbwände entlang und peitschte das Wasser. Wenn wir den Korb hochhoben, floß das Wasser ab, die Forelle schlingerte auf dem Trockenen und bewegte schweratmend die Kiemen, jappte mit dem Maul und sah aus feuchten und schwermütigen Augen in die Welt.

„Was machen wir nun mit dem Fisch? Teilen ist nicht gut möglich“, sagte Emil.

„Ich nehme die Forelle nach Hause“, entgegnete Albin, der immer einen Rat wußte. „Meine Mutter versteht sich gut auf das Zu-

bereiten. Wenn es dann so weit ist, verständige ich Euch und wir essen den Fisch gemeinsam.“

„Die Idee ist gut. Aber halte dein Wort und verständige uns.“

„Das ist selbstverständlich. Ich schwöre es.“ Naß wie die Wassermäuse gingen wir auseinander. In den nächsten Stunden lief uns das Wasser im Munde zusammen, wenn wir an die in der Pfanne brutzelnde Forelle dachten. Aber die Einladung zum Essen ließ immer noch auf sich warten und wir trösteten uns damit, daß Albins Mutter vielleicht nicht daheim war. So hatten wir den Genuß immer noch vor uns. Als es uns schon zu lange dauerte, suchten wir gemeinsam mit Emil den Albin zu finden. Mit einer wassergefüllten Kanne kam er vom Brünnl des Weges und wollte an uns vorbei durch das Türfl im Haus verschwinden.

„Was ist mit der Forelle?“ fragten wir. „Wann dürfen wir zum Essen erscheinen?“ Instinktiv stellte sich einer von uns zwischen die Türe und den Freund. Albin stotterte: „Der Fisch – der Fisch ist nicht mehr da.“

„Warum ist er nicht mehr da?“ wollten wir wissen.

„Die Katz hat ihn gefressen. Ich kann nichts dafür.“

„Ihr habt ihn allen gefressen und nicht die Katz!“ schrien wir Albin an. „Ein wortbrüchiger Schuft bist du, ein elender Gauner und Lügner! Ganz gemein betrogen hast du uns! Das werden wir dir heimzahlen, damit du es nicht vergißt!“



Albin hatte keine Gelegenheit mehr, das rettende Haustürfl zu erreichen. Wir stürzten uns auf ihn, rissen ihn zu Boden. Schep-pernd fiel die Kanne um und ihr Inhalt ergoß sich über die Steine hin. In rasender

Wut schlugen wir auf Albin ein, ohne Rücksicht darauf, wohin die Schläge trafen. Und als er gar noch zu kratzen und zu beißen versuchte, ergrimmtten wir noch mehr und verdroschen ihn, daß er die Lektion nicht so schnell vergessen sollte. Unter unseren Händen schrie er wie am Spieß. Nach einer Weile öffnete sich das Türfl und des Albins kurzsichtiger Vater fragte, was denn los sei. „Wir haben die Forelle gemeinsam gefangen und der Albin hat sie allein und ohne uns gefressen. Dafür haben wir ihm eine gehörige Tracht Prügel verabreicht.“

Wir hörten nicht mehr, was uns der Mann nachrief oder in seinen Bart murmelte. Innerlich noch ergrimmt über den an uns begangenen Betrug und doch wieder befriedigt von der vollzogenen Rache, trollten wir uns des Weges. – Der Kinder Streit endet nicht anders als der Zwist der Liebenden. Das Getrennte findet sich wieder zusammen, und so waren wir auch mit Albin bald ausgesöhnt und wieder die unzer-trennlichen Freunde, als die wir immer auf Abenteuer aus waren und allerhand Lausbübereien verübten.

Die Erlebnisse der Kindheit und Jugend sind eingefangener Sonnenschein, an dem man sich in späteren Jahren wärmen und erfreuen kann. Und wenn wir um die verlorene Heimat trauern, dann nicht zuletzt deshalb, weil sie die Erlebniswelt unserer Kindheit umschließt, das Schönste, was uns gegeben ist.

Vom Baum des Lebens fallen die Menschen wie welke Blätter. Meine Freunde von einst sind nicht mehr. Albin ist aus dem letzten Krieg nicht wieder nach Hause gekommen, Emil erschöß sich schon lange vorher aus ungeklärten Gründen und gab sein junges Leben fort. In meiner Erinnerung aber leben sie weiter. Wenn ich an sie denke, dann steigt die Kinderzeit herauf und mit ihr im Bilde des Sommers das heimatliche Dorf mit seinen Bachverschwiegenheiten, den Gärten, Hütten, verstreut liegenden Höfen und den dunkel und verschwiegen über dem Tal lagernden Wäldern.

Ein wundersamer Traum...

Müde stapfte der pensionierte Stadtamt-
mann die letzten Meter zu seiner Hütte am
Spitzhorn hinauf. Der feste Eichenstock
in seiner Rechten half ihm, die Steigungen
leichter zu überwinden. Nun hatte er es ge-
schafft. Er setzte sich auf die wackelige Bank
vor der Hüttenwand, wischte sich den
Schweiß von der Stirn und entnahm dem
Rucksack den Türschlüssel. Er war froh und
dankbar, daß er diese alte Sennhütte noch
vor seiner Pensionierung von einem Bau-
ern unten im Tal erstanden hatte, denn er
liebte das einfache Leben und die Einsam-
keit der Bergwelt hier oben.

Jetzt würde er sich erst einen heißen Tee
kochen, dazu eine Scheibe Roggenbrot mit
geräuchertem Schinkenspeck essen und
sich dann schlafen legen. Dabei blickte er
in die Ecke zu dem alten Holzbett mit dem
eingelegenen Strohsack und den darauflie-
genden Decken.

Als die Sonne hinter den Bergen verschwun-
den war, dauerte es nicht mehr lange, bis
die Nacht aus dem Tal heraufgekrochen
kam. Der alte Mann ging noch einmal vor
die Tür, sah zur Wetterseite hinauf, dann
zum Tal hinunter, blickte kurz zu den Wir-
beln der aufsteigenden Nebel und kehrte
zufrieden in seine warme, anheimelnde
Hütte zurück. „Wie schön ist doch die Ruhe
hier oben“, dachte er. Eine halbe Stunde
später schlief er schon so fest, daß ihn weder
das laute Treiben des Uhus zwischen den
Felsen hinter der Hütte, noch das Rascheln
der Mäuse aus der Abstellcke neben dem
Ofen, stören konnte. . .

Ein wundersamer Traum senkte sich auf
den schlafenden Bergwanderer herab, ein
Traum, den er noch nie geträumt hatte,
den er nie mehr vergessen würde:

Er war wieder einmal mit seinem Eichen-
stock unterwegs. Aber alles war heute ganz
anders, denn er durchschritt nicht die bi-
zarre Hochgebirgswelt, sondern die Hügel

einer sanften, fast ebenmäßigen Land-
schaft. Alles in der Natur hier wirkte harm-
nisch, ausgeglichen, strahlte Freude aus,
die auch den Menschen erfaßte. Auch das
Gehen bereitete ihm keinerlei Anstren-
gung, er empfand alles spielerisch leicht, so
gelöst! Fröhlichkeit überkam ihn. Als er den
Rücken einer sanften Anhöhe erreichte,
blieb er wie angewurzelt stehen, denn das
Bild, das sich ihm bot, überwältigte ihn, es
konnte nicht von dieser Welt sein: Sowelt
das Auge blickte, sah er kristallische Rein-
heit, keine Trübung, nicht den Hauch eines
Morgennebels, auch nicht am Horizont,
wo sich Himmel und Erde berührten, über-
all nur Glanz und Herrlichkeit. Anstelle ei-
nes grauenden Morgenhimmels stand ein
goldgelb strahlendes Himmelsgewölbe, in
dem alle Gestirne der nördlichen Halbku-
gel mit einer intensiv glitzernden Leucht-
kraft funkelten und wie große Diamanten
ihr Feuer zur Erde versprühten, viel kräf-
tiger, als es der Morgenstern mit seinem
flirrenden Licht jemals gezeigt hatte. –
Nach ihrem langen Weg durch die Nacht
standen die Sternbilder im weiten Rund des
Himmels wie aneinandergereiht, als ruhten
sie sich in der sanften Wärme der nun lang-
sam aufsteigenden Sonne ein wenig aus.
Aber die Sterne verblaßten nicht, sie sprühten
weiterhin ihr kraftvolles Licht zur Erde
herab. – Da, da war der Große Wagen. Er
hatte sich mit seiner Deichselspitze schon
hinter die Erdkrümmung versteckt. Der alte
Mann erkannte nun auch den Nordstern,
der entgegen seiner sonstigen Gewohnheit
heute von seinem festen Standort etwas
nach unten verrutscht schien. Am meisten
aber bestaunte er die vielen unbekann-
ten Sterngruppen in ihrer nie erlebten Hel-
ligkeit, die sonst im Dunst unsichtbar ge-
blieben waren. Sie alle leuchteten unter-
schiedslos mit gleicher Intensität und doch
mit einem weichen, den Betrachter be-

glückenden Feuer wie die Brillanten eines Diadems.

In seiner stillen, aber unbändigen Freude stand der alte Mann vor dem Unbegreiflichen, wagte sich kaum zu rühren, um dieses wunderbare Erlebnis nicht zu verlieren. Jetzt versuchte er, die ihm am nächsten scheinenden Sternbilder zu deuten, ihre Namen zu erraten. Aber seine astronomischen Kenntnisse reichten bei weitem nicht aus.

Plötzlich stand neben ihm ein hübsches junges Mädchen – oder war es ein Engel? – nickte leicht mit dem Kopf und erbot sich, die Führung durch diesen morgennächtlichen Sternenhimmel zu übernehmen. Es trug ein langes weißes Kleid im klassisch-römischen Stil. Was war das nur für ein Tag, für ein Morgen! Als sich der alte Wanderer wieder dem Himmel zuwenden wollte, waren alle Sterne verschwunden, der Himmel verblaßt; irdisch graublau bedeckte er die Unendlichkeit. Auch die schöne Begleiterin an seiner Seite war nicht mehr da. Was hatte er nur verkehrt gemacht?

Er fand keine Erklärung.

Alein und nachdenklich grübelte er über das Erlebte. Hatte er vielleicht einen Blick in Gottes Himmelreich tun dürfen? War dies jener Himmel, den die Seelen der Verstorbenen auf ihrer Wanderung ins Paradies durchschreiten müssen? Wenn es eine ewige Herrlichkeit gibt, dann muß dies, was ihm eben zuteil geworden war, der Weg dorthin sein!

Als der alte Mann aus seinem Traum erwachte, erfüllte ihn immer noch jene unbegreifliche, kaum faßbare Seligkeit. Diesen Traum wollte er nie vergessen; er sollte ihm Stütze sein, den Glauben an eine überirdische Gerechtigkeit zu bewahren und auf das Paradies zu hoffen – auch wenn ihn wieder einmal Zweifel an der Existenz Gottes noch so sehr bedrängen sollten.

Der Stadtamtmann stand nun auf, ging langsam zum Fenster und blickte hinaus in den Morgen dieser sündigen Welt. Morgenröte hatte die Wolkenbänke überzogen und die Sternenpracht seines paradiesischen, uralten Traumes überdeckt. . .

WILHELM PLEYER

Die Stillen hört man nicht

*Die auf dem Markte maulen,
was mit der Zunge ficht,
das sind die Seichten und Faulen;
die Stillen hört man nicht.*

*Die Männer mit Wunden und Schwielen,
mit blassem und schwarzem Gesicht,
die Männer in Gräben und Sielen,
die Stillen hört man nicht.*

*Die dunkelgewandeten Frauen,
geadelt von Leid und Verzicht,
die Tragenden voll Vertrauen,
die Stillen hört man nicht.*

*Man hört nur immer die einen,
aber die anderen nicht,
die mehr sind, als sie scheinen;
die tun nur ihre Pflicht.*

*Sie tragen alle Beschwerde,
schweigend, und schweigen erst recht
im Blute und unter der Erde,
und sie schweigen nicht schlecht.*

*Es steigt aus ihrem Schweigen,
wovon die Geschichte spricht,
wovon die Geschlechter sich neigen.
Die Stillen hört man nicht.*

Bauer

Es tut Not im deutschen Landvolke, daß man es einmal auf seinen Titel aufmerksam macht, auf den Namen „Bauer“. Jenes schöne, urdeutsche, gewaltige Wort, das für den, von dessen Arbeit alles Leben abhängt, wie von einem Gotte eingesetzt ist. Und doch, so unglaublich es klingen mag, es gibt Bauern, die keine Bauern sein mögen, die den Namen wegwarfen und sich nach einem anderen, ihnen besser gefallenden, umgesehen haben. Sie nennen sich jetzt Wirtschaftsbesitzer, Gutsbesitzer oder gar Ökonom.

Es ist dieselbe Sache wie mit dem altväterlichen Gewande, Hauskram und Brauchtum: immer nur weg, weg und neues her. Neues, das nichts „bäuerisches“ mehr an sich hat und fein und nobel ausschaut.

Wie das nur zu verstehen ist?!

Nun, es dürfte wohl so sein: Der Städter hat auf den Bauer immer nur von oben herabgeschaut und tut es oft auch heute noch. Bauer ist für manche etwas Grobes, Ungebildetes, ein Mensch, der in die allerunterste Klasse der Gesellschaft gehört.

Da weiß man freilich nicht, wer von den zweien nun der größere Narr ist: der Städter, der über den Bauer ein solches Urteil fällt, oder der Bauer, der sich aus diesem Urteil etwas draus macht. Denn das tut er doch wohl, denn woher hätte er sonst Grund und Ursache zu solch' einer Selbstverleugnung.

Oder sollt's am Ende gar die Großmannsucht sein, die den Bauer befallen hat, der auch was „Besseres“ sein will und es den Stadtleuten beweist, daß er es ist, indem er sich Wirtschaftsbesitzer oder Ökonom nennt, dabei natürlich ein herrisches Gewand anzieht, daheim die Stube nach der Mode ausstaffiert, ganz so, wie's die Stadtleute haben, natürlich auch den großväterlichen Brauch abschafft und was sonst noch bäuerisch sein könnte.

So und jetzt soll einer kommen und noch sagen, daß er a Bauer ist, a ganz gewöhnlicher Bauer! Die Zeiten sind vorüber!

Ja, stimmt: die Zeiten sind vorüber, wo's noch ganz gewöhnliche Bauern gab, ganz gewöhnliche Bauern! Herrgott muß das aber damals ein Leben gewesen sein? Wenn man bloß ein Stückchen alte Tracht noch wo sieht, alte Eigenart oder gar einen aus jener Zeit, der den Umsturz im Bauertum nicht mitgemacht hat, der noch Bauer geblieben ist.

Das deutsche Landvolk war einmal sehr reich. Trug neben dem einzigartigen, gottvollen Namen Bauer die köstliche, prächtige Eigenart seiner Tracht, Wohnlichkeit, Hausgerätschaft und Poesie seines Brauchtums und seiner Sitten, Aberglauben, Sagen und Märchen.

Was ist übriggeblieben davon? Fast nichts! Aus dem Bauer ist ein Zwitter von Stadt- und Landmensch geworden. Seine Tracht, seinen Schmuck, sein Hausgerät, seinen Stolz hat ihm die Stadt abgeschachert und ihm dafür Ramsch gegeben. Seine Poesie ist ihm verloren gegangen.

Und alles, weil er seinen Namen Bauer weggeschmissen hat, diesen schönen, herrlichen Namen, an dem sich alles andere anknüpft: die Tracht, die ihn abhob von den anderen Menschen, nicht, wie die Stadtleute sagten, nach unten, sondern nach oben; himmelhoch nach oben! Die ihn kennzeichnete als den Handlanger zwischen Mutter Erde und Gott Vater. – Die Hausgerätschaft mit ihrer alten Kunst, die dem Charakter des Bauern entsprach, und das sagen- und märchenumwobene Brauchtum, das sein Dasein füllte mit unvergleichlichen Gemütswerten.

All dieses Schönen entblöbt, geht das Landvolk von heute durchs Leben. Durch das Leben, das zu einer Öde geworden ist, weil

der Bauer seine innere Zufriedenheit verloren hat und seine Stärke, und kein Bauer mehr ist.

Und wenn wir so stehen und zurückschauen, da sollte es uns klar werden, daß wir alles daran setzen müssen, um wieder Bauern zu werden, Bauern von ehemals, urgewachsen, erdfärbig, eigenartig und treu. Bauern, die sich mit Stolz zu ihrem Stande bekennen und mit Liebe an all dem Ihren hängen. – Bauern, die die Rolle mit dem Städter tauschen und über ihn so denken, wie er über sie gedacht hat. Bauern, die sich ihrer Bedeutung im Kreislaufe des Lebens bewußt sind, Bauern, die wieder Bauern sind.

Wenn das noch zu erleben wäre! Das Herz wird einem warm dabei, wenn man dran denkt, daß diese altgroßväterlichen Zeiten wiederkommen könnten.

Wenn man an den Feierabenden das Spinnrad in der großen Stube im Kreise der Hausbewohner wieder surren hörte und von der Ofenbank her das Märchen käme, wenn an

den Feiertagen der alte Bauernstaat sich wieder am Kirchplatze auflut mit seinen silbernen Knöpfen und goldenen Tressen, wenn der Lindenbaum wieder frohe Sommergäste hätte und das Dorf wieder seine Ureigenart, seine Eintracht und seine Sitte! Nicht zum Ausdenken ist es, was für ein Glück das wäre!

Bauern besinnt Euch! – Doch mächtig knarrt das Rad der Zeit, hinter dem das Volk zieht. Einige drehen sich um und hocken auf, halten im Gange inne und nicken mit dem Kopfe, aber schon erfaßt sie der Strom wieder und reißt sie mit weiter. Reißt sie mit, weil sie sich mitreißen lassen und weil ihnen die Kraft der Erkenntnis fehlt. Von innen heraus müßte der Ruf kommen, aus dem Grunde von hunderttausenden Bauernseelen, in denen doch sicher noch etwas liegen muß von dem Alten, Bäurischen. Sicher. – Ich glaube es wenigstens nicht, daß es auch dort schon völlig öde und leer geworden sein sollte. Nein, ich glaube es nicht.

www.riesengebirgler.de

Roswitha Seeliger

Der Glasschrank

Seit grauen Vorzeiten ist der Mensch ein Sammler. Damals war es notwendig, um zu überleben. Doch dieser Naturdrang hat sich durch all die Jahrtausende erhalten. Heute ist alles im Überfluß, nur Beeren und Pilze, die wir vor einem halben Menschenalter noch gerne sammelten, sind rar geworden. Und so stürzen sich heute die Menschen auf „Kostbarkeiten“ – manchmal auch vermeintliche – die sie sammeln. Doch das Sammelgut muß untergebracht werden, alle Freunde und Besucher sollen es sehen. So sind heute wieder Glasschränke beliebt, da kann man all seinen Reichtum vorzeigen. Sollen all die schönen Dinge ins rechte Licht gesetzt werden, schafft man sich eine Vitrine mit Spezialbeleuchtung an, natürlich eine Sonderanfertigung. Doch was sind

all diese Schränke und Vitrinen gegen Großmutter's Glasschrank! Ihnen fehlt das Leben? werden sie fragen. Zum Schluß will ich es Ihnen sagen.

Großmutter's Glasschrank war knapp mannshoch, er stand im „Speiszimmer“. Das Speiszimmer wäre für uns ein toter Raum, denn gespeist wurde dort höchstens mal zu einer Taufe oder Hochzeit. Nur ganz wichtige Besucher wurden dort hineingeführt. Weihnachten stand der Christbaum drin und während der Bescherung froh man. Steife Möbel standen drin, die Stühle waren höchst unbequem. Die Kredenz diente im wesentlichen dazu, viele wichtige Dinge aufzuheben, Dinge, die ebenso wie das Speiszimmer, fast nie in Gebrauch genommen wurden. Der große Tisch war zum

Ausziehen. Eine große Standuhr schlug alle Stunden. Und dann war noch der Glaskrank hier, er war das Prunkstück. Einer bestimmten Stilrichtung gehörte er nicht an, er war auch von anderem Holz als die übrigen Möbel, ein wenig verschnörkelt, besonders die Füße. Gut poliert war er auch nicht unbedingt. Doch Großmutter hielt die Scheiben immer peinlich sauber, man konnte sich direkt darin spiegeln. Im oberen Fach stand das Bierservice. Warum sie das hatte weiß ich nicht, denn Großvater trank keinen Alkohol. Es war ein schöner, großer Krug und sechs Becher aus blauem Glas, darauf waren weiße Pagen gemalt. Richtig vornehm wirkte es. Und so ungebraucht sah es aus. Ob jemals daraus getrunken worden ist?

Im mittleren Fach stand das Prunkstück, ein gelbes Kaffeeservice für 6 Personen. Die Kaffeekanne war sehr bauchig, die Milchkanne nicht viel kleiner, dazu eine sehr große Zuckerdose. Zwei Tassen waren immer auf die Untertassen gelegt, damit man auch sehen konnte, daß der Tassenrund, wie auch die Tassenränder und alle Henkel, golden waren. Auf jedem Teil war ein handgemalter Blumenstrauß, in dem auf einem Schildchen ihr Monogramm A. N. in Gold prangte. Das Gold funkelte und war kaum abgegriffen. Ich selbst habe nie daraus Kaffee getrunken, und Großmutter wird es wohl auch nicht oft getan haben. Für ihre Familie reichten ja die sechs Tassen nicht!

Das untere Fach war schon nicht mehr auf Prunk ausgerichtet. Dort standen all die Andenken, die Großmutter oder Großvater von den Wallfahrten oder Bäderreisen mitgebracht hatten, ebenso die Mitbringsel von den Kindern. Da gab es eine Muttergottes, ein Kaffeetippl mit einem Dom, die Gläser von den Kuraufenthalten, eine im Karlsbader Brunnen versteinerte Rose, auch eine Glaskugel mit einem Skifahrer und wenn man die Kugel umdrehte, schneite es. Ja, sogar eine Holzdose mit dem großen Zwiebelturm der Eisensteiner Kirche, die sie

vom Besuch bei meiner anderen Großmutter mitgebracht hatte, war dort aufbewahrt. Darunter waren noch zwei Fächer, doch zwei kleine Türen verwehrten den Einblick. Wenn wir sehr brav waren, ließ uns Großmutter hineinschauen. Da war das Fotoalbum, in roten Plüsch gefaßt, mit Messingbeschlägen. Die Menschen darin wirkten sehr steif. Kein Wunder, sie mußten ja minutenlang stillhalten, Momentaufnahmen konnte man noch nicht. Wie oft hat sie uns, als wir schon junge Mädchen waren, den reinlich geschriebenen Neujahrsbrief ihres damaligen Verlobten gezeigt. Sie hat ihn sogar mit ausgesiedelt und immer und immer wieder gelesen. Für uns blieben nur vier abgegriffene Teile zurück. Dann waren die verschiedenen Schachteln mit den Feldpostbriefen ihrer Söhne, mit all den Karten, welche die Kinder und Enkel von ihren Ausflügen an die „Hochwohlgeborene Frau“ geschickt hatten. Die Taufhemd der Kinder, die ersten Zähne von ihnen, die Haarschleifen der Mädchen und noch so manche Rarität. Viel davon würde man heute achtlos wegwerfen, doch für Großmutter waren es liebe Erinnerungen und für uns Kinder immer wieder eine Freude.



Kaffeekanne, Milchkanne und Zuckerdose von Großmutter's schönem Service sind nach langen Irrwegen in meinen Besitz gekommen. Was die fremden Menschen, die dann in ihre Wohnung zogen, mit den Tassen und dem Bierservice gemacht haben,

wird immer im dunkeln bleiben. Der Inhalt der beiden unteren Fächer ist sicher bald auf dem Müll gelandet.

Die zwei Kannen und die Zuckerdose haben bei mir natürlich ein Ehrenplatz bekommen. Sie stehen im Bücherschrank im ehemaligen Kinderzimmer. Für die Fachkante habe ich ein schönes Spitzl gehäkelt, Großmutter's Geschirr hat einen würdigen Rahmen bekommen. Daneben bewahre ich noch die wenigen Stücke von daheim auf. Wenn ich ins Zimmer komme, mache ich gerne die Schranktüren auf und erfreue mich an den Dingen, die ich gesammelt

habe, nicht kostbar, doch Dinge an denen mein Herz hängt und daher für mich unerhört wertvoll.

Und jetzt fragen Sie, geehrte Leser, warum ich diese Dinge nicht in einen Glasschrank stelle? Ja, heute haben die Glasschränke kein Leben mehr, sie stehen auf gegossenen Zementfußböden und bleiben stumm.

Ging man bei Großmutter im Speiszimmer über die Dielen, dann klirrte es ganz fein im Glasschrank, es war so lieblich, es war das Leben. Das Leben, das ich bei den heutigen Glasschränken vermisste.

Heinrich Daniel Zschoke

Das Loch im Ärmel

„Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund namens Albrecht“, erzählte einst Herr Marbel seinem Neffen. „Wir beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; aber es blieb beim alten. Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generalleutnant, Albrecht Generalsuperintendent werden. „Aus euch beiden wir im Leben nichts!“ sagte ein steinalter Mann in feinen Kleidern und weißgepudertes Perücke, der hinter unserer Bank stand und die kindlichen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschrakten. Albrecht fragte: „Warum nicht?“

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euren Röcken an, aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euren Ärmeln dulden?“ Dabei faßte er jedem von uns an die Ellenbogen und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Ärmel hinauf. Ich schämte mich, Albrecht auch. „Wenn's euch“, sagte der alte Herr, „zu Hause nie-

mand zunäht, warum lernt ihr's nicht selbst? Am Anfange hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr geht wie Bettelbuben. Wollt ihr Generalleutnant und Generalsuperintendent werden, so langt an beim kleinsten. Erst das Loch im Ärmel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes!“

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellenbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte.

Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wollte. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam; ich mochte an unzerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinlichkeit leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perücke hätte so unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock; mit einer Handvoll Kalk ein Haus; mit

einem Glase Wasser löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus roten Pfennigen werden Taler; aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß wie groß!

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es war sein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Krämer prüfte uns, dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe ihn an“, sagte er, „er hält das Seine zu Rat; aus dem andern gibt's keinen Kaufmann.“ Da dachte ich wieder an den alten Herrn und das Loch im Ärmel.

Ich merkte wohl, ich hatte in anderen Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Ärmel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern alles ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleiden den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. Es gibt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges weder im Guten noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Ärmel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab's Zank.

Erhard Krause

Ein verdorbener Hasenbraten

Ob es wohl wahr ist, daß die Hasen mit offenen Augen schlafen? Erzählt wird es ja, ich kanns aber trotzdem nicht glauben. Doch laßt Euch zuerst meine Geschichte erzählen, die mein Bruder Lorenz und ich als Kinder im heimatlichen Gebirge erlebt haben.

Es war an einem schönen Frühlingstage

Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Ärmel geben und ich Zänker und gallsüchtig und unverträglich wie der Herr Prinzipal werden. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben; ich begnügte mich, recht zu tun, und bewahrte meinerseits den Frieden. Als ich ausgelernt hatte, trat ich in eine andere Stellung. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein, sparte ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Ärmel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Ärmel wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. So hatte ich beständig Freunde, beständig Beistand und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich; du brauchst ja nicht den zwanzigsten Teil davon. Prunk damit treiben vor den Leuten? Das ist Torheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Ärmel aufweisen? Hilf ändern, wie dir Gott durch andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, das der Reichtum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute und ein großer Wirkungskreis. Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweißen Perücke, hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Ärmel; mach's nicht wie mein Kamerad Albrecht, er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika totschießen.“

und die Mutter hatte uns mit einer „Hocke“ auf Karten aufgenähter Glasknöpfe in den sogenannten „Kessel“ ins Oberdorf geschickt, wo wir sie bei den dort wohnenden Glaslieferanten abliefern mußten. Nachdem wir diesen Auftrag erledigt hatten, traten wir über die Felder den Heimweg an. Dieser Weg quer über die Wiesen

war bequemer als wie der langweilige Kesselweg durch das Dorf und auch interessanter. Schon allein wegen des „hohen Futters“, das wir dabei zusammentrampeln konnten. Auch gab es da allerlei zu sehen und zu belauschen, wie Schmetterlinge, Blumen, Vögel, Eidechsen usw. Wie wir also so frohgemut und unbeschwert durch das schöne duftende Wiesengras stapften, in dem Millionen von Insekten, Käfer und Raupen ein verborgenes Dasein führten, da blieb mein Bruder, der als erster ging, auf einmal stehen. Das tat er sonst nicht und ich wollte ihn schon fragen, ob er hier zu übernachten gedenke, er legte aber mit einer geheimnisvollen Gebärde den Finger auf den Mund und winkte mir mit der anderen Hand zu, näher zu kommen. Das tat ich und siehe – da hockte ein junger Hase im Gras und „pennte“. Viel hätte nicht gefehlt und mein Bruder wäre auf ihn draufgetreten.

„Ob er tot ist?“ frug ich, weil er sich nicht rührte. „Quatsch!“ erwiderte mein Bruder und fügte die tröstlichen Worte hinzu: „Der schläft nur. Weißt Du was, Kleiner“, fuhr er in der Rede fort, „den nehmen wir uns mit nach Hause.“ Damit war ich einverstanden. Wie aber mein Bruder die Hand nach ihm ausstreckte, da kam Leben in unser Häslein. Ein Sprung – und fort war es. Das ging so fix, daß uns vor Überraschung die Sprache weg blieb. Nur schade, daß wir jetzt kein Salz auf den Schwanz zu streuen hatten. Aber nein, wir brauchten keins! Denn mein Bruder, der immerhin fast 6 Jahre älter war als ich, hatte lange Beine und setzte ihm nach. Die Jagd ging mitten über die Felder dem nahen Wald zu. „Wenn das die Molernazn sieht“, dachte ich, „da gibts was!“ Die Wiesen gehörten nämlich unserer Nachbarin, der alten Frau Hannich, die nach ihrer Herkunft oder Verheiratung mit einem Maler die „Molernazn“ geheißten wurde. Ich versteckte mich hinter einen „Katelbeerstrauch“ (rote Vogelbeere) und wartete. Dabei dachte ich: „Den kriegt er nie und nimmer!“ Aber son-

derbarerweise fing er ihn doch. Als er nämlich nach einer langen Weile zurückkehrte, da zuckte unter seiner Jacke ein ängstlich zitternder Hasenkopf hervor. Freudestrahlend berichtete mir mein Bruder, wie ihm der Fang geglückt war. Der Hase war immer zickzack gelaufen (also das hatte ihm die Hasenmutter schon beigebracht!), aber je näher die Jagd dem Walde zuing, desto mehr hatte sich sein Tempo verringert, was auf das hohe Gras zurückzuführen war, das dort stand. Schließlich, schon fast am Waldrande, hatte ihn mein Bruder dann eingeholt und gefangen. Ich gratulierte herzlich und wünschte „Weidmannsheil“.

Nun aber mußten wir schnell nach Hause, damit uns niemand sah. Es war hier eine „gefährliche Ecke“. Scholze Gust, der Sonntagsjäger, wohnte ganz in der Nähe und wenn der uns erwischte, da konnten wir uns auf etwas gefaßt machen. Leider hatten uns seine Falkenaugen bereits erspißt, aber das erfuhren wir erst, als die Sache schon im Rollen war.

Die Mutter staunte nicht wenig, als wir mit einem Hasen ankamen. Auch sie war besorgt, daß uns jemand damit gesehen haben könnte, aber um uns die Freude nicht gleich zu verderben, ließ sie uns gewähren. Ich holte schnell ein „Vitello-Kistl“ vom Lammel Kaufmann; dahinein kam unser Häslein, nachdem wir zuvor eine Art Kaninchenstall aus dem Kistl fabriziert hatten. Der kleine „Mümmelmann“ fühlte sich aber gar nicht recht wohl in seiner neuen Umgebung, obwohl wir sofort Hund und Katze aus seinem Blickfeld verbannt hatten. Er saß zitternd und geduckt da und verschmähte alle vegetarischen Leckerbissen, die wir ihm reichten. Das stimmte uns traurig, die Mutter aber meinte: „Laßt ihn nur jetzt eine Weile in Ruhe, der muß sich erst eingewöhnen, nachher wird er schon fressen.“

Zu dem Eingewöhnen kams aber leider nicht, denn als die Mutter am Abend eine „Fahrt“ Wasser holen ging, begegnete sie dem Scholze Gust, der sie frug: „Du

Krausn, haben Deine beiden Jungen heute Nachmittag nicht einen jungen Hasen nach Hause gebracht?"

Die Mutter erschrak nicht wenig über diese Frage, gebrauchte aber eine Notlüge und sagte: „Einen Hasen? Davon weiß ich nichts. Woher sollen sie denn den haben?"

„Das kann ich Dir sagen“, erwiderte Scholze Gust. „Eingefangen haben sie ihn auf der Hannichen ihren Wiesen. Ich hab sie dabei beobachtet. Und das sag ich Dir Krausn: Wenn ihr den Hasen nicht sofort freilaßt, muß ich Euch anzeigen!“

„Da wart nur erst einmal, bis ich nachgeschaut und die Jungen gefragt habe“, erwiderte die Mutter.

„Das stimmt schon, was ich gesagt habe und Ihr wißt, wie Ihr dran seid“, beharrte unser sonst so gemütlicher Nachbar. Wenn es um ein Stück Wild ging, war mit ihm nicht gut Kirschen essen.

Die Mutter kam ganz bestürzt vom Wasserholen zurück und jetzt kriegen wir zwei

Übeltäter es auch mit der Angst zu tun. Ich dachte sogleich an den dicken Oberwachtmeister Streng, der seinen Namen nicht umsonst hatte. Wehe uns, wenn er erfuhr, daß wir einen Hasen eingefangen hatten! Die Folgen waren gar nicht auszu-denken. Überstürzt wurde Kriegsrat gehalten und die Mutter befahl uns: „Sofort wird der Hase freigelassen! Ich laß mir nicht wegen Euch zwei Lausern die Gendarmen ins Haus kommen!“

Diesem Befehl der Mutter mußten wir uns fügen, obwohl uns – ich muß es gestehen – seine Ausführung nicht gerade leicht fiel.

Träumten wir doch beide bereits von einem fetten Hasenbraten. So kam es, daß unserem Häselein nach kaum vier Stunden Gefangenschaft die Freiheit wieder geschenkt wurde. Es schien darüber nicht im geringsten betrübt zu sein, denn es begrüßte die wiedererlangte Freiheit mit einem großen Freudensprung.

www.riesengebirgler.de

Johannes Wondrousch

Der Hund an der Eisenbahnstrecke

Jeden Tag fährt der Zug zur gleichen Stunde durch eine reizvolle Landschaft. Er ist meist gut besetzt, denn es gibt immer wieder viele Reisende, die aus irgendeinem Grunde unterwegs sind. Es fehlt nicht an Anlässen. Die einen greifen, kaum, daß sie den Zug bestiegen haben, nach ihrem Reiseproviant, beginnen zu kauen und hören damit nicht mehr auf, bis sie am Ziel sind. Mit dem Nahrungsmittelbedürfnis ist der Mensch die Beute einer unheilbaren Krankheit von unterschiedlicher Ausprägung geworden. Die stets kauenden Reisenden interessiert die draußen vorbeifliegende Landschaft überhaupt nicht, von der andere wiederum den Blick nicht losreißen können. Es gibt Menschen, die in eine Ecke gedrückt, die ganze Zeit verschlafen und solche, die lesen. Und da sind auch Reisende, deren Kommunikationsbedürfnis so groß ist,

daß sie ihren Nachbarn die Geschichte ihres Lebens oder wenigstens ihre Ansicht über den Lauf der Dinge glaubens mitteilen zu müssen. Und sie merken dabei gar oft nicht, wie sehr sie damit manchen Mitreisenden auf den Wecker fallen.

In den Gängen des Zuges gibt es immer Bewegung. Der Zug führt einen Speisewagen mit sich, in dessen kleiner Küche man mit den Vorbereitungen für das Mittagessen beschäftigt ist. Ein Bediensteter kündigt mit einem Gong die Essenszeit an. In den Gängen des Zuges verstärkt sich die Bewegung, denn viele Reisende machen von dem Angebot Gebrauch. Sie haben eine lange Reisezeit.

Der Koch, der sich in der Enge des Raumes bemüht hat, ein schmackhaftes Essen zu bereiten, hat auf dieser Strecke in einer weiten Schleife, die zu einer herabgeminn-

dernten Geschwindigkeit zwingt, im Angesicht eines sich in eine Bergmulde schmiegenden Dörfchens, einem am Wege stehenden Hund einen Fleischknochen zugeworfen und noch sehen können, wie sich das Tier auf den Lockerbissen stürzte. Nun ist er neugierig, ob der Hund auch heute wieder da sein wird und legt einige Stücke griffbereit zur Seite, um einen evtl. günstigen Augenblick nicht zu versäumen. Und in der Tat, der Hund ist wieder an der gleichen Stelle. Er sitzt auf seinen Keulen und sieht dem Zug entgegen, der sich gleich einer riesigen Raupe oder einem Drachen fauchend durch die reizvolle Landschaft bewegt. Was mag im Kopf des Hundes vorgehen? Er lebt in einer uns fremden Dimension. Der Mann im Zug greift nach dem Freßpaket und schleudert es gezielt nach dem Hund, der sich nach einem leisen Erschrecken sofort darauf stürzt. Es muß ihm ein Vergnügen sein, sich so unvermutet mit Nahrung versorgt zu wissen. Und er vergißt Ort und Stunde nicht. Täglich und pünktlich erwartet er nun an der gleichen Stelle den Zug. Die Stunde wird für ihn zu einem Fest, denn der unbekannte Spender vergißt ihn nicht und wirft ihm aufgesparte Fleischreste zu. Dem Koch bereitet es ein stilles Vergnügen, den Hund zu füttern. Zwischen den beiden hat sich ein heimliches Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis herausgebildet.



Der Mann weiß nicht, ob der Hund herrenlos ist oder in eines der am Rande des Wiesengrundes stehenden Häuser gehört. Nein, er kann es nicht wissen. Doch wünscht er dem Hund, daß er auf einen guten Herrn fixiert ist und menschliche Wärme bekommt. Es ist nicht gleich, in welchem Haus ein Tier gehalten wird. Manchmal ist es ein Hundeleben, das sie führen müssen. Hätte der Mann die Möglichkeit,

hier auszusteigen und sich dem Tier zu nähern, sie würden sicherlich bald dicke Freunde sein. Er weiß um die sprichwörtliche Hundetreue. Kein Tier kann anhänglicher sein. Er hat von einem Hund gelesen, den die Treue zu seinem Herrn ins Gefängnis brachte, ohne etwas begangen zu haben. Das Tier wartete vor einer Strafanstalt auf seinen Besitzer, der in dem Gefängnis eine Strafe von eineinhalb Jahren abzusitzen hatte. Es war in sicherer Entfernung dem Transport gefolgt. Der Gefängnisverwaltung fiel der Hund, der sich nicht verschrecken ließ, auf. Durch die Anhänglichkeit des Hundes gerührt, nahm der Gefängnisdirektor, der den Besitzer des Tieres bald herausgefunden hatte, dieses in die Gefängnisanstalt auf. Hier durfte es seinen Herrn in Zukunft während seiner Spaziergänge auf dem Gefängnishof begleiten und seine Beine umwedeln. Die Strafanstalt kam großzügig für die Verpflegung des Hundes auf.

Die recht einseitige Freundschaft zwischen dem Koch und dem Hund entwickelte sich gut und währte lange. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Nichts auf dieser Erde dauert ewig, hat festen Bestand. Alles ist immer in Bewegung, löst sich auf, verändert sich. Nichts ist beständiger als der Wechsel. In immer weiteren Ringen sucht die Welt sich um uns neu zu ordnen. Alles ist fließend, nimmt uns mit, ob es uns nun gefällt oder nicht. Das Schicksal Deutschlands wurde von den Großen dieser Erde entschieden. Was die Deutschen nicht erwartet und für möglich gehalten hatten und was sie wie ein Keulenschlag traf, sie wurden mitleidlos und meist ohne jede Habe aus ihrer Heimat vertrieben, gingen einem ungewissen Schicksal entgegen. Es dauerte seine Zeit, bis der Koch sich eine neue Existenz aufbauen konnte und wieder Boden unter den Füßen hatte. Die wenigsten Deutschen hatten in jenen Tagen des Elends zu hoffen gewagt, daß es für das Land noch eine Zukunft geben könnte. Der Mann dachte

oft an seine Bahnfahrten daheim und auch an den Hund, den er durchgefüttert hatte. Was war wohl aus dem Tier geworden, und wie groß mußte seine Enttäuschung gewesen sein, von einem Tag auf den anderen nichts Fressbares mehr zugeworfen zu bekommen, denn es ist anzunehmen, daß die neuen Herren, die die Strecke fortan befuhren oder auch nicht, mit dem am Wege

Walter Gubin

Reifende Ähren

Sommer – über weite wogende Ährenfelder rauscht ein leiser Wind dahin. Kornblumen schauen mit strahlenden Augen zum Himmel. Rittersporn drängt zwischen gelben Weizenhalmen empor und wilder Mohn leuchtet wie kleine Lämpchen hervor aus wogenden Ähren. Am Feldrain steht eine Wegwarte und wärmt sich in heißer Sonne. Mit geduldigem Blick wartet sie auf ein bißchen kühlenden Regen.

Der Bauer geht langsam den Feldwegen entlang. Es ist so wunderbar, zwischen reifen Korn- und Weizenfeldern dahinzuschreiten. Ein feuchtwarmer Duft steigt von den goldgelben Halmen hoch. Kleine blaue Schmetterlinge taumeln wie trunken über die weiten Felder dahin. Ähren schlagen im leisen Wind gegeneinander und ihr Rauschen erklingt dem Bauer wie Musik in den Ohren. Das Getreide, das jetzt vor seiner Reife steht, ist der Lohn für seine mühevollen Jahresarbeit. Wieviel Warten mit Hoffen und Bangen, wieviel Vertrauen erfüllt in dieser Zeit sein Herz. Jetzt aber möchten wir den Bauern zurufen:

Bauer, die Ernte reift, es harret dein Lohn!

Bauer, die Ernte reift!

Die Halme am Felde neigen sich schwer,
und aus wogendem Korn drängt eine Flut
von Dünsten und Duft. –

Vom Himmel fließt Licht und sengende Glut,
ein Schwalbenpaar im schnellen Flug
hascht durch die Luft. –

Bauer, die Ernte reift!

Die Halme im Weizen bleichen schon,

sitzenden Hund nichts anzufangen wußten und ihm keine Beachtung schenkten. Sie konnten nicht wissen, warum der Hund dem Zug nachstarrte. Er wird schon lange nicht mehr am Leben sein. Für ihn und für alles gilt, was Friedrich Nietzsche so un-nachahmlich in einem Vers ausgesprochen hat: „Rings nur Welle und Spiel. Was je schwer war, sank in blaue Vergessenheit.“

und am Rande des Ackers, aus neigendem Korn,
wallen Kornblumen und Rittersporn,
und dazwischen, flammendrot,
blüht wilder Mohn. –

Bauer, die Ernte reift, es harret dein Lohn!

Nun leuchten die Getreidefelder in der prallen Sommersonne und der Bauer steht mittendrin in diesem schöpferischen Werden. Sein Hoffen und Gottvertrauen hat sich erfüllt. Die Ernte reift. Der Herrgott schickte Regen und Sonne zum Gedeihn, ließ Blitz- und Hagelschlag fern. – Reife,



Reifende Ähren

Es wiegen die Ähren im Abendwind
der kommenden Reife entgegen.

Wie golden sie glänzen,
wie herrlich sie sind
wenn leise, ganz leise, der Abendwind
ihnen Reife bringt und Segen.

Nicht Schöneres auf dieser Erde ist
wie ein Feld mit reifenden Ähren;
wenn die Abendsonne es leuchtend küßt
und ein Rauschen in den Halmen ist
wie ein Gebet zu Gottes Ehren.

goldgelbe Ähren soweit das Auge schauen kann. Es ist doch so wunderbar in der Natur. Da fällt das Roggenkorn neben dem der Gerste und des Weizens, aber auch neben Wildhafer-, Rittersporn- und Kornblumensamen. Sie alle haben dieselbe Muttererde, denselben Nährboden, denselben Regen und Sonnenschein, und doch wächst jedes in seiner Eigenart.

Der Bauer sieht hier im Wachsen und Reifen aber nicht nur einen biologischen Vorgang, für ihn ist es eine immer wiederkehrende Schöpfung göttlichen Wirkens. Ihm ist es, als schäue er die Kräfte, die aus dem großen All durch die Wärme der Sonne auf die Erde fließen, im kleinen Samenkorn sich sammeln und ihm Leben geben, damit es wachse und mit dem Segen Gottes, der in diesen Sommertagen herniederquillt, zur Frucht werde. Der Bauer fühlt mit dem Geschehen der Natur, ob Regen oder Sonnenschein das Reifen des Getreides bewirken, er sieht den Werdegang im Zusammenhang mit unserem Leben. Er ist glücklich, daß er mithelfen kann am Brotwerden für die Menschheit. Diese Erkenntnis gibt dem

Bauer immer wieder Kraft, Hoffnung, Geduld und Gottvertrauen zu seiner oft so schweren Arbeit. – Er schafft Brot – Brot!

Brot – wer in den Weiten der russischen Steppe als Gefangener war, wer dort gehungert bis zum Umfallen, der weiß, was ein Stückchen trockenes Brot wert ist. Als er dann heimkam und wieder einen Laib Brot in seinen zerschundenen Händen hielt, da war es ihm, als halte er etwas Heiliges. –

Welch Glück erfüllte eine Mutter, als sie in der Not der Nachkriegsjahre ein Stückchen trockenes Brot ihrem hungerndem Kinde reichen konnte.

Vielleicht sind wir heute zu weit von Hunger und Not entfernt, um uns in den Wert eines Laib Brotes hineinzudenken. Man sieht heute die Arbeit des Bauern so, wie jeden anderen Beruf auch. Man bedenkt nicht die Liebe, die Hoffnung und das Gottvertrauen, das dazugehört. Eine ganze Seele voller Empfindungen – voller Gebete. Welch helles Aufleuchten der Augen eines Bauern, wenn er vor einem Feld mit reifenden Ähren steht.

Rolf Nitsch

Drei Kartoffelfeuer

Immer, wenn der Septemberwind vom Herbst erzählt, wenn sich in den Duft welkender Blätter der Geruch brennenden Kartoffelkrautes mischt, und die Sonne lange Schatten auf die schon gelb werdenden Wiesen malt, erwacht in mir die Erinnerung...

Die Erinnerung an drei Kartoffelfeuer.

Das erste brannte vor schon sehr langer Zeit. Es mögen gut und gerne vierzig Jahre, eher noch ein paar mehr, seither vergangen sein. Aber ich weiß noch, daß es an einem Samstagnachmittag war. Und ebenso genau sehe ich uns alle um ein Kartoffelfeuer sitzen. Uns alle, die wir damals unzertrennlich waren, zehn, zwölf Buben und einer, der ein bißchen das Sagen hatte.

Wir hatten den Nachmittag so verbracht, wie eigentlich alle schulfreien Nachmittage in dieser Zeit, in der die Sonne noch einmal alle Kraft zu verschwenden scheint, ehe sie ins große Dunkel geht. Wir waren im Wald gewesen und saßen nun nach einem unserer wilden Geländespiele auf einem Feldrain am Rande eines abgeernteten Kartoffelackers. Die Sonnenstrahlen fielen schon ziemlich schräg, und vom Podhorn herunter wehte es reichlich kühl. Wir rieben uns die Hände, schlugen sie um den Oberkörper und zogen die Knie bis ans Kinn.

„Eigentlich könnten wir ein Feuer machen“, meinte einer.

Das war ein Wort! Und schon liefen wir

über das leere Feld und trugen das Kraut zusammen. Wir taten es – wie alles damals – mit Lachen und Scherzen und lautem Geschrei. Es wurde ein Riesenhaufen. Und dann kniete einer davor und brannte ein Streichholz an. Dreimal blies der Wind es aus, bis die dürresten Stengel Feuer fingen.

Grauer Qualm kroch über das Feld. Wir husteten, aber wir hielten aus. Ein Windstoß fuhr in den Brand. Die ersten Flammen züngelten hoch.

Die Sonne war hinter den Wäldern verschwunden. Blauer, hauchfeiner Dunst legte sich wie ein Schleier vor die Böhmerwaldberge, die von fernher zu uns herübergrünten. Der Abend war da. Vom Dorf her schallten die Glocken. Der Wind ließ sie einmal voll und klar, dann wieder nur gedämpft zu uns dringen. Und immer, wenn das Geläut schwächer hallte, hörte man von der nahen Straße das Geklingel der Herdenglocken. Zeit zum Eintreiben...

Wir saßen eng am Feuer und schauten in die Glut. Hie und da zuckte ein Flämmchen hoch oder ein Strahlenbündel flackerte auf, wenn wir neues Kraut darauf warfen. Dann flog ein roter Schein über Hände, Knie und Gesichter. Und die Hände und die Knie blieben im Schein. Die Gesichter aber traten immer wieder zurück ins Dunkel. Nur ein geringer Widerschein lag auf ihnen.

In trägen Schwaden zog der Rauch über die Felder, sprang über die Hecke am Ende des Ackers und verlor sich, dünn und blau geworden, zwischen den schlanken Fichtenstämmen drüben im Wald.

Um uns war es still. Hie und da krachte oder zischte es im Feuer. Der Wind flüsterte in den Hecken. Irgendwo, weit, weit sang eine letzte Grille. Es klang unsagbar traurig, klang, wie wenn einer, den der Sommer vergessen hatte, ihm seine Klage nachrufen wollte.

Wir sahen dem Rauch zu. Ganz eigenartige Bilder entstanden. Der Wind ließ sie werden – der Wind ließ sie vergehen. Es war ein bewegtes Spiel, das umso geheim-



nissvoller wirkte, weil wir es nur beobachten konnten, solange es sich im Bereich des erhellten kleinen Kreises um die Flamme abwickelte. Zu immer neuen Gebilden ballte sich der Rauch zusammen, zerflatterte, fand in neue Formen, die beinahe im gleichem Augenblick wieder zerflossen.

Auch in uns wurde es still. Die lachenden Gesichter waren ernst, beinahe feierlich geworden. Und wenn einer einen neuen Stock in die Glut warf, tat er es mit fast behutsamen Bewegungen. –

Schließlich war gar nichts mehr zu erkennen. Nur die rote Glut, die einen kleinen Kreis beleuchtete – ein paar braune Schollen, unsere Hände, die um die Knie geschlungen waren, und – undeutlich schon – unsere Gesichter.

Da fing einer zu singen an – zu summen eigentlich nur: „O, du stille Zeit, kommst, eh' wir's gedacht...“

Es war wie der Abschluß einer langen Gedankenreihe. Wir sangen alle mit. Es war auch der Abschluß dieser Stunde.

Dann deckten wir die Asche mit der reinen Erde der Heimat zu und gingen still nach Hause.

Mit uns ging der Wind. Er trug den Geruch des Feuers.

Die Nacht war nicht mehr dunkel.

Das zweite brannte irgendwo im Mittelabschnitt der Ostfront. Und es brannte nach einem höllisch heißen Tag.

Nach einem Tag, der höllisch heiß war in doppelter Beziehung.

Gestern waren wir noch in Ruhe weit hinter der Front gelegen. In der zweiten Stunde des nun zu Ende gehenden Tages kam der Befehl zum Vorziehen. Unterwegs trafen wir zurückflutende Einheiten, die im Morgenrauen überrascht und überrannt worden waren.

Wir trafen zum Gegenangriff an. Ein kriegsstarkes Bataillon, verstärkt durch einen Pionierzug und unterstützt von einer Abteilung schwerer Artillerie. Gegen einen Feind, der mit schwachen Kräften durchgebrochen sein sollte.

Die schwachen Kräfte entpuppten sich als zwei Regimenter. Sie hatten Panzer und alle schweren Waffen. Und sie befanden sich im Siegestaumel des Vorwärtsstürens.

In der glühenden Hitze eines strahlendhellen Septembertages gingen drei Kompanien durch die Hölle.

Wir erreichten das Ziel des Angriffs.

Und nun wollte es Abend werden. Die Reste eines kriegsstarken Bataillons sammelten sich hinter einem niedrigen steilen Hang am Rande eines abgeernteten Kartoffelfeldes. Fünfzehn Mann von einer Kompanie.

Der Wind wehte vom Osten. Es war schon reichlich kühl. Wir fröstelten.

Da stand einer auf, legte das Gewehr beiseite und ging mit schweren Schritten in das Feld. Er raffte einen Arm voll Kartoffelkraut zusammen und brachte es zu uns. Ein zweiter erhob sich, ein dritter folgte. Bald lag ein Haufen dürre Stengel da.

Und einer kniete nieder und hielt ein Streichholz in der hohlen Hand. Zischend und knisternd entstand eine winzige Flamme. Aber sie lebte, sie wuchs, sie fraß sich hinein in das dürre Kraut. Und sie war so wunderbar warm!

Wir hockten nahe an der Flamme. Wir hatten noch die Stahlhelme auf und hielten die

Gewehre zwischen den Knien. Das Koppel drückte und scheuerte. Aber wir legten es nicht ab.

Der Abend kam mit behutsamen Schritten. Er kam aus den Tälern jenseits des kurzen Hanges, der uns der Sicht des Gegners entzog. Um uns wurde es still.

Nur vorne, dort, wo wir noch vor wenigen Stunden gewesen waren, gab es keine Ruhe. Von dorthier klang das Tackern der Maschinengewehre und die dumpfe Detonation von Handgranaten.

Wir hörten es und hörten es auch wieder nicht. Es gehörte einfach zu unserem Leben – damals.

Die Glut goß roten Schein über unsere Gesichter. Und das flackernde Licht hob jede Falte hervor und ließ die Schatten tief-schwarz werden. Es machte die jungen Gesichter alt und härter als sie waren. Oder lag das gar nicht an dem roten Flackern?

Mir aber kam mit einem Mal eine Erinnerung. War es so oder so ähnlich nicht schon einmal gewesen? Saß ich damals nicht auch mit guten Kameraden um ein rotglühendes Kartoffelfeuer? Und waren wir nicht ebenso still geworden, etwas nachdenklich, etwas müde und beinahe feierlich gestimmt?

Nur waren wir heute sehr nachdenklich und sehr müde – und feierlich? – nein, das wohl nicht. Dazu fehlten zu viele, die am Morgen noch gesungen hatten.

Gesungen? – Hatten wir damals nicht auch gesungen? – Aber was denn nur? –

Mit einem Male fiel mir's ein. Und aus der Erinnerung heraus begann ich leise zu summen. Und ich erlebte, daß erst eine, dann noch eine, dann zwei, drei Stimmen einfielen. Die andern horchten erstaunt auf. Aber auch sie sangen schließlich mit.

Über Rußlands blutige Fluren klang das Lied von der „Stillen Zeit...“ Es hatte heute eine ganz andere Bedeutung, wenn wir sangen „...kommst, eh wir's gedacht.“ Aber es nahm trotzdem vieles von der Last eines harten Tages hinweg.

Wir sangen es nur einmal.
Dann stand die Dunkelheit schwarz um uns.

Die ersten Sterne tasteten sich durch den Dunst.

Ein Melder kam.

Er brachte unseren Befehl.

Wir deckten die reine Asche mit Rußlands blutiger Erde zu und gingen wieder nach vorne.

Das dritte brannte, nachdem wir monatelang allein gewesen waren.

Nun aber hatten wir uns zusammengefunden. Acht Mann – das war alles, was von uns noch übrig war. Aber diese acht nannten denselben Ort Heimat. Und das war schon viel wert in diesen Tagen.

Hinter uns lag das Grauen des Zusammenbruchs unserer Welt, lag die bittere Erkenntnis, daß Heimat nicht mehr Heimat sein durfte, lag eine unsagbar mühsame erste Suche nach Dingen, die noch Bestand haben könnten zwischen den Trümmern.

Und nun saßen wir zu sechs ~~waß elass~~ am Feldrain am Rande eines abgeernteten Kartoffelackers. Wir warteten. Warteten ungeduldig und unruhig auf die beiden letzten aus dem Kreis, die wieder einmal den Weg über die grüne Grenze angetreten hatten. Ungeduldig waren wir, weil sie ja neue Nachrichten bringen sollten. Und unruhig wurden wir, weil sie längst hätten da sein müssen.

Die scheidende Sonne goß Gold und Rot über die Wälder vor unseren Augen, und diese Wälder waren unsere Heimat. Eine Heimat, die wir nicht mehr betreten durften. Denn zwischen ihr und uns lag wieder eine Grenze.

Man hörte sie, diese Grenze. Denn in die Stille, die uns umgab, klang hin und wieder ein Schuß. Wir zuckten jedesmal zusammen, auch wenn es weit entfernt und fast unwirklich knallte. War es doch ein Zeichen dafür, daß dort einer gejagt wurde, einer von uns, der das Leben daheim nicht mehr ausgehalten und einen Weg nach

draußen gesucht hatte.

Vom Tillenberg her wehte es kühl. Wir zogen fröstelnd die Schultern zusammen. Keiner sprach. Wir hatten Vermutungen ausgetauscht, Befürchtungen geäußert und widerlegt und Möglichkeiten erwogen. Es blieb nichts als das Warten.

Aber dieses untätige Sitzen, dieses Frösteln vor Kälte und Spannung war kaum noch zu ertragen. Deshalb wurde es eine Erlösung, als einer aufstand und einen Arm voll des dünnen Kartoffelkrautes holte. Bald liefen alle über das Feld und brachten heran, was sie tragen konnten. Sorgfältig schichteten wir den Haufen. Dann kniete er nieder, ein Streichholz flammte in der hohlen Hand.

Inzwischen war die Sonne rotglühend gesunken. Vor den Wäldern der Heimat lag ein durchsichtiger blauer Schleier. Auf der Straße knarrte ein Fuhrwerk. Ein Bauer fuhr heim nach vollbrachtem Tagwerk. Das Geräusch stand sonderbar klar und laut in der anbrechenden Nacht.

Wir hockten ums Feuer. Wir hatten die Knie bis ans Kinn gezogen und die Hände darum verschränkt. Noch immer wehte der böhmische Wind. Er trieb den Rauch unseres Feuers davon – weg – ins Bayrische hinein. Doch der Rauch wollte nicht. Er schlich sich am Boden entlang und verschwand hinter der nächsten Hügelwelle. Und einer fing zu erzählen an.

„Wer war damals dabei? – Es ist, glaube ich, zehn Jahre her. Da saßen wir auch um ein Kartoffelfeuer. Und sahen dieselben Berge... Aber von der anderen Seite.“

Ein paar Hände hoben sich. Und dann klangen ein paar Namen auf – Namen, deren Träger nie mehr mit uns um ein Feuer sitzen würden.

Die andern fragten nicht. Und wir sagten nichts mehr. Aber dann fing einer an zu singen, zu summen eigentlich nur. Und sein Nebenmann erinnerte sich der Worte und sang sie vor sich hin. Und nach und nach stimmten alle ein.

„In der Einsamkeit rauscht es nun so
sacht...“

Und wieder hatte das Lied eine andere Be-
deutung. Wir sangen leise und verhalten.
Es hörte sich an, als zitterten Tränen in
der Stimme. Aber das kam wohl vom
Rauch, der uns hier und da in die Kehle
geriet.

Die Heimat hörte unser Lied. Aber auch
unsere Freunde hörten es. Sie standen auf
einmal am Feuer. Stumm und mit harten
Gesichtern.

Wir kehrten in die Gegenwart zurück.
Und wir deckten die reine Asche mit der
schweren bayrischen Erde zu.
Dann gingen wir in die Heimatlosigkeit...



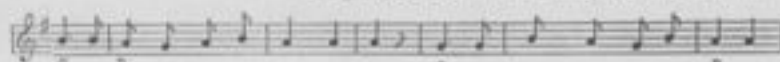
Sudetenland-Lied

Worte: Jolande Zellner

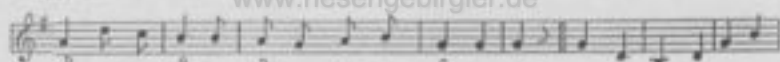
Weise: Helene Nesřka



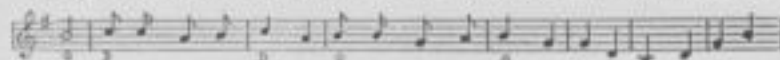
Gott zum Gru-ße, dir Su-ße-ten-land, aus der
Ju-gend, steh zu unserm Hei-mat-land. Del-ze



Per-ze blei-ben wir dir Herr und Hand! Gut-tes Sobots, dir lie-bes Hei-mat-
lie-be sei ihm in-mer zu-ge-wandt. Ju-gend, hal-te Treu-e die-sem



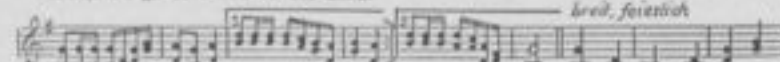
land, daß Du bis-herst und uns blei-best Va-ter-land.
Land, mit dem Ab-son-der-lich kein besse-res Band. Hei-matland, Su-deten-



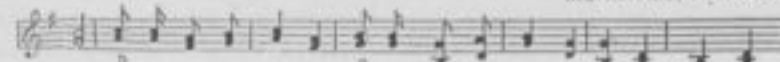
land, las-set uns ver-trou-en, wie-der Dich zu schau-en, Hei-matland Su-deten-



land, heil-ge-lieb-tes Va-ter-land.



Hei-matland, Su-deten-



land, las-set uns ver-trou-en, wie-der Dich zu schau-en, Hei-mat-land, Su-



de-ten-land, heil-ge-lieb-tes Va-ter-land.

Eine heimatliche Erinnerung

Heute war wieder Sonntag in der Stadt und auf dem Land. Da durfte sich in Meister Hennebergs Werkstatt kein Beil und kein Messer rühren, und die Diele mußte schon Samstagabend zur größten Ordnung aufgeräumt sein. Die Vorräte an Holz und Reifen waren regelrecht aufgestapelt, die Tonnen wie alle in Arbeit befindlichen Werkstücke und die Schneide- und Fügebänke waren in Reih und Glied beiseite gestellt, und alles Handwerkszeug lag oder hing so sorgfältig an seinem Platz, als wenn es lange Zeit nicht gebraucht werden sollte. Die Wohnstube konnte nicht sauberer sein, als sie immer war. Die runden, bleigefärbten Fensterscheiben waren spiegelblank; die derben Holzschemel mit den geschweift ausgeschnittenen Rücklehnen standen wohlgeordnet auf dem reinlichen Estrich, und den großen Eßtisch in der Mitte bedeckte ein weiß und rot gewürfeltes Leinwandtuch. An dem schönen Nußbaumschrein wie an einem anderen, auch kunstvoll gefügten aus Eichenholz war kein Stäubchen zu sehen. Die krausen Eisenbeschläge an den braunen Türen der Wandschränke glänzten wie Silber; die schweren Messingleuchter auf dem Gesims des mächtigen Ofens und die Krüge, die Schüsseln und Teller von Zinn auf den Kandelbrettern blinkten und blitzten heute wie immer. Auf dem kleinen, mit einem bunten Tuch belegten Tisch, zwischen den beiden Lehnstühlen an der Fensterwand, harrte ein blauer Steinkrug seines Blumenschmucks, und über die längliche Ruhe, die zugleich als Sitzbank neben dem Ofen diente, war eine weiche, dunkelfarbige Decke gebreitet. Zum Morgenimbiß gab es sonntags im „Goldenen Ei“ feineres Brot, Wecksemmel und Schönroggen, und man blieb länger und ruhiger dabei sitzen. Jeder mußte dazu im Feiertagskleid erscheinen, und lauten Scherz und weltliche Kurzweil litt des Meisters frommer Sinn dabei

nicht; dazu war nach der Kirche den ganzen übrigen Tag noch Zeit genug. Die Hausgenossen bewegten sich langsamer und gemessener, traten sachter auf, rückten die Stühle leiser und benahmen sich gegeneinander rücksichtsvoller als sonst, wo man sich in der kurzen Ruhe zwischen der Arbeit nicht mit Förmlichkeiten abgab. Bloße Förmlichkeiten waren es aber auch heute nicht; es lag in diesem maßvollen Wesen nichts Gemachtes, sondern es war echte Sonntagsstimmung, die sich unwillkürlich den Gemütern aufprägte als eine würdige Vorbereitung für den Gottesdienst.

Die Häuser selbst hatten ein ungewöhnliches Aussehen in dieser Sonntagsruhe; denn wenn sie auch nicht wie ihre Bewohner andere Kleider anziehen konnten, so standen sie doch, Giebel neben Giebel, still und ernst in den engen Gassen, und kein ungewohntes Geräusch drang aus ihren feiernden Dielen. Die Schlagfenster der Kramladen und Werkstätten waren geschlossen, ebenso die Fleischschragen, die Brotbänke und die Kisten der Wandschneider; denn sonntags durfte nichts verkauft werden, es sei denn, daß man das erste oder letzte Gewand für ein armes Menschenkind zu seinem Eingang ins Leben oder zu seinem Ausgang daraus nötig hatte, eine Windel oder ein Totenhemd. Das sechstürmige Rathaus lag in einer unnahbaren Würde breit und mächtig da; es brauchte ja heute nicht zu regieren, die Treppen ruhten sich aus von den gewichtigen Schritten der Gestrengen und Hochgewaltigen, und die Stuben waren gelüftet von all den weisen Gedanken und dumpfen Sorgen, die sonst darin brüteten und schwellten.

Die Glocken läuteten zur Kirche, und die Gläubigen folgten dem Ruf. Ernste Männer, Ratsherren, Sülzmeister und Handwerker in pelzverbrämten Schauben oder in geschonten Leibröcken aus dunklem Tuch

schritten langsam, bedächtigt dahin. Geschmückte Frauen mit gold- und silbergestickten Schapeln und schönen Gürtelketten, an denen die faltigen, samtbesetzten Kleider geschürzt waren, und sittsame Jungfrauen mit niedergeschlagenen Augen,

das Gebetbuch in den gefalteten Händen, wandelten an der Seite der würdigen Eheherren, während Knechte und Mägde sich ihnen bescheiden anschlossen. Auch im Böttcherhause durfte niemand zurückbleiben.

Hans Bahrs

Ein Zipfel vom Glück

Es wird heute soviel von der Kontaktlosigkeit der Menschen unserer Zeit gesprochen. Sicher redet nicht jeder, der zu dieser Frage Stellung nimmt, gedankenlos daher. Manchmal aber hat man doch den Eindruck, daß aus der zweifellos bestehenden Tatsache des gestörten Verhältnisses der Menschen untereinander nur selten Schlüsse gezogen werden, dieses Übel von Grund auf zu ändern. Ich meine, daß wir Menschen uns heute viel zu sehr abkapseln, zu wenig voneinander wissen (wollen). Darin liegt für mich die Hauptsache. Es gäbe doch so viele Möglichkeiten echter Begegnungen.

In meiner Erinnerung werden immer wieder Bilder meiner eigenen Kindheit wach. Unsere Mutter hatte uns einen Leitspruch eingepägt: „Sage mir, mit wem du umgehst, dann will ich dir sagen, wer du bist!“ Bei der Wahl unserer Freunde aber redete sie nie dazwischen. Doch sie hielt darauf, daß wir sie mit nach Hause brachten. So bunt die Gesellschaft auch war, die in unser Haus geweht kam und mit dem vorlieb nahm, was sie in unserer Enge und Ärmlichkeit vorfand, an herzlicher Gastfreundschaft hat es nie gemangelt. Unsere Mutter wollte die Gefährten ihrer Kinder im weiteren Sinne zu einem Freundeskreis der Familie zusammenführen. Das mußte scheitern. Charaktere und Interessen ihrer eigenen Kinder waren zu verschieden, daß es hier der Umsicht und des nie fehlenden Taktes der Mutter bedurfte, um in der Familie alle unter einen Hut zu bringen. Aber

eine achtungsvolle Begegnung und ein freundliches Wort füreinander hat sie durch ihr eigenes Beispiel immerhin auch in dem größeren Kreis erreicht, wenn die verschiedenen Freunde bei uns waren. Unbewußt wirkten wir alle an dem Gelingen mit.

Jeder Mensch trägt seine Kinderstube, die ihm das Elternhaus vermittelt hat, als Visitenkarte ins Leben hinaus. In dem bunten Freundeskreis, der meine Kinder- und Jugendjahre begleitete, wirkten die religiösen, ethischen und politischen Überzeugungen der zwanziger Jahre hinein. Aber in der Einfaß der mütterlichen Erziehung waren meine Geschwister und ich nicht auf solche Vielfalt vorbereitet worden. Vor allem die politischen und sozialen Auffassungen waren es, die uns zu Auseinandersetzungen aufriefen und deren Herausforderung wir alle, ein jeder auf seine eigene Weise, nun anzunehmen suchten.

Ohne daß wir uns das besonders eingestanden oder auch nur darüber nachdachten, brachten wir einander Achtung entgegen. Wir lernten es, dem, was unserem Gesprächspartner wichtig erschien, zuzuhören, darüber nachzudenken, und erst dann die eigene Meinung zu äußern. Daraus erwuchs manches Gespräch, das uns alle ein Stückchen vorwärts brachte. Wir schliffen uns einander ab. Da jeder von uns in seinem Bereich nach Leistung strebte und es auch zu etwas brachte, ergab es sich ganz von selbst, daß sich keiner über den anderen hinausgehoben fühlte. Die Arroganz der Studierten blieb hier fremd wie die über-

steigerte Selbstdarstellung der Praktiker. Wir achteten einander in unserem So- und Anderssein. Aus der Verschiedenartigkeit wuchs die Vielfalt. Sie machte die Lebendigkeit unseres Kreises aus.

Ich schätze mich glücklich, daß mir aus dieser Zeit nach all den Wirnissen und Schicksalsschlägen der Jahrzehnte, die hinter uns liegen, immer noch Menschen geblieben sind, denen ich mit der gleichen Unbefangenheit begegnen kann, so wie damals. Weder die Unterschiedlichkeit unserer Berufswege, Bildungsgrade oder des materiellen Wohlstandes haben daran etwas geändert. So meine ich, daß sich aus diesem bescheidenen Beispiel vielleicht doch eine Nutzenanwendung ins Allgemein-

gültige hinein ziehen läßt. Vielleicht die, daß wir unseren Kindern vielfältige Möglichkeiten der Begegnung erschließen sollten, damit sie sich selbst ganz erfahren und die Achtung vor den Menschen ihrer Umwelt lernen.

Das gilt, weil ein Lebenskreis in den nächsten wächst, auch für die ältere Generation, die sich selbst Gutes tut, wenn sie die Kunst des Zuhörens und Aufeinandergehens pflegt. Diese Fähigkeit und die Güte dem jeweiligen Nachbarn, der stets der Nächste ist, zuteil werden zu lassen, erspart gewiß manche Behandlung durch den Seelenarzt, und uns Menschen wird ein Zipfel vom Glück zuteil.

Polly Lederer

Die böhmische Fanny

Beim Barras zu sein war noch nie übermäßig beliebt. Aber man fügte sich in das Unvermeidliche. Der junge Ferdl prägte deshalb im kleinen Bahnwärterhaus seine Sachen in das schwarze Holzköfflerchen, das schon sein Vater in jungen Jahren für diesen Zweck hatte anfertigen lassen. Dieser hatte immerhin nach Ableistung seiner dreijährigen Dienstzeit einen kleinen Staatsposten bei der k.u.k.-Eisenbahn erhalten. Das erhoffte sich auch der Ferdl. Nach allem Abschiednehmen und Verstauen von Reiseproviant ging es also ab mit der Eisenbahn. Er war ja nicht allein. Die von den Ortschaften stapften auch heran. Das Leben teilte sich nun in gleichmäßige Aufenthalte in der Stube, dem Mannschaftsraum, dem Kasernenhof, der Seufzerwiese und Marschrouten, zwischen Kammer- und Küchenbullen, Essenfassen und Rapportgängen. Die Aufenthalte in der Latrine wollen wir schamvoll verschweigen. Das Essen hätte nach der Meinung des einen ein bißchen besser, nach der des anderen ein wenig reichlicher sein können. Um solchem Übelstand abzuwehren, konnte

man sich beim Sonntagstanz ein Mädchen anschaffen. Diese meist tschechischen Büttel Mädchen, die bei den bessergestellten Herrschaften der Stadt im Dienst standen, brachten bei Zusammenkünften verständnisvoll ein Stück Speck oder einen Wurstzipfel mit Brot, gelegentlich auch eine dicke Schnitte Kulupp mit, was Liebe und Anhänglichkeit außerordentlich förderte. Auch der Ferdl fand ein sehr hübsches, dralles Mädchen mit rehbraunen Augen und brünetten Locken, mit einem kirschroten Mund und Wangen wie Sommerröslein. Deutsch konnte sie nicht viel. Sie sprach mehr kuchlböhmisch, aber das spielte keine Rolle. Die Liebe hat ja eine internationale Sprache, die jeder Depp lernen kann.

So verstanden sich der Ferdl und die Fanny bald außerordentlich gut. Natürlich wollte er sie heiraten. Er erzählte von zu Hause, schenkte ihr vom geringen Sold ein goldenes Ringlein und vergaß niemals, sie liebevoll zu streicheln und abzubusseln. So verging die Zeit und plötzlich kam die Abrüstung mit dem Marschbefehl in die Hei-

mat. Gerade in dieser Zeit konnte die Fanny nicht gut abkommen bei ihrer Herrschaft. Als die Überstunden endlich nachließen, da war der Ferdl weg, und ganz andere Soldaten bevölkerten die Kaserne. Und es wollte ihr nicht einfallen, wie seine Heimatgemeinde hieß. Nur der Name und daß sein Vater Bahnwärter war, haftete noch in ihrem Gedächtnis. Dabei wäre es gerade jetzt wichtig gewesen, mit ihm zu sprechen. Denn Fanny spürte es, daß es höchste Zeit zum Heiraten war. Denn als es die Herrschaft merkte, was mit der Fanny los war, mußte sie gehen. So war das eben damals.

Wo sollte sie anders hingehen als zu den Eltern? Vater und Mutter waren auf einem großen Gut beschäftigt und hatten auch eine knappe Knechtswohnung. Die Verköstigung erfolgte in der Gutsküche. Die Kinder verdienten auf anderen Dienstplätzen ihr Brot. Und nun kam plötzlich die Fanny mit ihrer Bescherung zurück. Man verbarg sie ein paar Tage, dann gab es Krach. In den Teich springen wollte die Fanny nicht. Sie wollte lieber ihren Ferdl suchen, der sie bestimmt heiraten würde. Irgendwo mußte er ja sein.

Sie fand, daß es am besten war, an der Bahnstrecke entlang zu gehen und nachzufragen, ob in den Wärterhäusern jemand etwas wußte. Das war immerhin ein An-

haltspunkt. Bis zur schweren Stunde hatte sie noch im Gutshof bleiben dürfen. Nur als das süße Bübchen geboren war, mußte sie sehen, daß sie weiterkam. So nahm sie das Büschelkindchen auf den Arm und folgte dem Schienenweg. Manchmal setzte sie sich auf eine Wiese an einem Bach, nährte das Kind und wusch die Windeln. Sie trank Wasser zu dem Brot, das ihr die Bahnleute schenken, welche sie um Auskunft bat. Ferdl hatte einen deutschen Namen. Sie mußte also bis zu deutschen Stationen wandern. Endlich wies man ihr die richtige Abzweigung, wo sie endlich ihren Ferdl erfragte. Die Schwiegereltern nahmen nach anfänglicher Betroffenheit das hübsche, fleißige Mädchen und den kleinen Jungen, welcher der ganze Ferdl war, freundlich auf. Sie konnten heiraten und er bekam auch eine Stelle. Ihr schwerer Suchdienst hatte sich gelohnt.

So wurde die Fanny, die sehr gut kochen konnte, Einwohnerin bei uns. Wo eine große Hochzeit war, da holte man sie als Köchin. Dasselbe war bei Taufen und anderen Familienfesten der Fall. Mit ihrer wohlgerundeten Figur war sie immer eine schöne Frau. Auch als Witwe nach ihrem geliebten Ferdl bekam sie in zweiter Heirat noch einen verwitweten reichen Geschäftsmann, und konnte ständig ein gutes Leben führen.

Friedrich Czerny

Das Wunder

Das Gespräch, von dem ich berichten will, stand am Beginn einer Kameradschaft, die sich von diesem Tage an zu einer Freundschaft fürs Leben gestaltete. Es war in den Jahren der Kriegsgefangenschaft in einem Lager im Süden. Die Nacht war schon auf die Steppe herabgesunken und hatte ihren Schatten auf die Zeltstadt gelegt. Die Talmulde war von Dunkelheit erfüllt, nur dahinter erhob sich noch der hellere, grauvio-

lette Streifen des Garganogebirges in den Himmel, an dem die Sterne zu funkeln begannen.

Der Lagerarzt hatte uns in sein Zelt geladen. Mit ihm und dem Pfarrer, einem sanften Gottesstreiter, hatten wir lange debattiert und saßen, nachdem der sich zur Ruhe begeben hatte, nachdenklich allein. Da begann der Arzt, anknüpfend an die Unterhaltung zu dritt, zu erzählen:

„Du weißt, ich wurde schon damals in Afrika gefangen genommen. Ich war dort Arzt in einem Panzerkorps. Kurze Zeit bevor ich in Gefangenschaft geriet, nahm ich mit meinem Sanitätspanzer an einem Unternehmen teil. Es war ein harter Tag, und wir führen gegen Abend todmüde zurück. Als ich zu meinem Zelt kam, wartete dort ein Mann in der Tracht des Landes mit langem, grauem Bart. Er grüßte mich. Du mußt wissen, daß der Gruß eines solchen Mannes etwas an sich hat, was nicht zu vergleichen ist mit dem Gruß eines Europäers. Es liegt in seiner Gemessenheit und hoheitsvollen Ruhe etwas nichts Alltägliches. Du fühlst dich geehrt und wider Willen ausgezeichnet. Er hob die Hände und begann in Brocken eines kaum verständlichen Englisch lebhaft auf mich einzusprechen. Ich war so müde und abgespannt, daß ich ihn nicht sogleich verstand. Auch beherrschte mich damals nichts anderes als der Wunsch, mich auf mein Feldbett zu hauen und zu schlafen bis an den jüngsten Tag. Vielleicht wollte ich ihn nicht sogleich verstehen. Dann aber wurde mir klar, er suchte meine ärztliche Hilfe. Ich müßte lügen, wenn ich jetzt sagen wollte, ich wäre gern mit ihm gegangen.

Der Alte führte mich zu einer dürftigen Hütte, in die ich nur zögernd hineinging. Dort sah ich erst, worum es sich handelte. Seine Tochter lag in den Wehen. Ich war überrascht. Du mußt bedenken, welche Überwindung es den Alten gekostet haben mag, mich, den Ungläubigen, zu holen. An das Lager einer Frau. Mit erhobenen Händen beschwor er mich nochmals um Hilfe.

Ich bin kein Frauenarzt. Die kurze Praxis auf der gynäkologischen Abteilung der Klinik lag weit zurück. Wenn ein anderer da gewesen wäre, hätte ich es abgelehnt. So blieb nichts übrig. Auch schien mir keine Zeit zu verlieren. Ich packte meine Tasche aus, und bedeutete dem Alten, über dessen Gesicht ein Leuchten lief, daß ich heißes Was-

ser brauche. Er besorgte es mit zitternden Händen.

Ich will dich mit Einzelheiten dieser Nacht verschonen. Die Geburt war nicht einfach. Ich konnte mich mit der Gebärenden nicht durch die Sprache verständigen, aber in solchen Stunden ist eine sichere Brücke von Mensch zu Mensch da. Immer wieder tastete der Strahl aus den dunklen Augen der schönen, jungen Frau voller Angst und Hoffnung nach meinen Augen. Viel konnte ich nicht tun. Soldaten im Feld kriegen keine Kinder, man ist nicht darauf eingerichtet, sie brauchen weder Wehenspritzen noch Lachgasnarkosen. Ich konnte nur ihre Hand halten und ihr mit meinem Willen beistehen.

Der alte hockte die ganze Zeit über bei der Tür im Schatten. Wenn ich etwas brauchte, war er da, ohne daß ich ihn rief. Manchmal, wenn die Wehen die Frau überfielen, die sie stumm ertrug, hörte ich den Wind in den Kronen der Palmbäume klirren und rascheln. Als es endlich zur Geburt kam, konnte ich ihr mit meinen Händen Hilfe leisten, so gut ich es vermochte. Als dann gegen Morgen der erste Schrei des Kindes erklang, wie soll ich dir das beschreiben? Wir haben vorher mit dem Pfarrer von Wundern gesprochen. Damals ging mir auf, daß die Geburt eines Kindes immer wieder ein Wunder ist, vor dem wir mit Ehrfurcht und Staunen stehen.“

Wie werden es ihm nicht vergessen,
er ließ in Not uns nicht allein!

Wer so der Heimat Wert ermeßten,
gibt tief sich in die Herzen ein.

Und Bilder aus verwehten Zeiten,
er formte sie uns im Gedicht.

Auftauschen unsers Herzens Seiten,
wenn Hofmanns Geist heut' zu uns
spricht.

A. J. Blaha

Der ewige Freier

Er war ein herzenguter und vertrauensseliger Mensch! Nie wäre ihm der Gedanke eingegangen, daß es Menschen gäbe, die nur darauf bedacht sind, ihre Mitmenschen zu betrügen und auszubeuten. Und in seiner grenzenlosen Vertrauensseligkeit hat er selbst solchen Leuten nichts Arges angedichtet, die sich einen Spaß daraus machten, ihn vor den Augen der gesamten Dorfbevölkerung zu einem bejammernswerten Narren herabzuwürdigen.

Nun gut! Er war vielleicht ein Narr! Aber nur deswegen, weil er eine Frau abgöttisch liebte, die seiner herzumfassenden Liebe nicht wert war.

Seine Pseudobraut Maria träumte von einem Königsohn, der sie mit beiden Händen auf einen goldenen Thron heben sollte. Doch die Throne waren zu damaliger Zeit sehr dünn gesät. Und darum hat sie das Praktische dem Wünschenswerten vorgestellt! Sie wußte ganz genau, daß sie das Anwesen ihres Bruders, der als einer der ersten zu den Fahnen gerufen worden war und gleich während der ersten Monate des Krieges sein junges Leben hingeben mußte, niemals alleine mit ihrer alten Mutter hätte bearbeiten können. So machte sie das Beste aus dem Notwendigsten – und hielt sich ihren Freier warm. Und der lief in seiner Gutmütigkeit und grenzenlosen Vertrauensseligkeit Tag für Tag auf dem „Vochlwag“ seiner Herzallerliebsten zu, um dieser die schwerste Arbeit abzunehmen, obgleich ihm sein eigenes Anwesen auch viel kraftzehrende Arbeiten abverlangte!

Zum Dank dafür hat seine Braut, die von seiner Hilfe abhängig war, allen Leuten erzählt, daß er einen schlechten Körpergeruch habe, und sie sich in Gottes Ewigkeit niemals dazu bereit erklären würde, einen solchen Mann in ihr Bett kriechen zu lassen... Daß dieser Mann, aufgrund seiner vielfältigen Verpflichtungen, kaum noch

Zeit zu einer umfassenden Körperpflege mehr fand, ging in ihr kleines Hirn gar nicht mehr ein.

Aber seiner Herzengüte waren keine Grenzen gesetzt!

Als das große Unheil über unser Heimatdörfchen hereinbrach, wurde er abermals gefordert. Es war wohl einer der ersten Transporte, denen er mitsamt seiner Verehrten, deren steinalter Mutter und seiner Schwester, samt vier kleinen Kindern, zugeordnet wurde. Weder die alte Mutter, noch die vier kleinen Kinder konnten die paar Kilo Gepäck schleppen, welche man mitnehmen durfte. Somit war er also wieder einmal gefordert.

Mit einem übervoll beladenen Handwägelchen zogen sie zur Sammelstelle. Nur die mutigsten aus ihrer Verwandtschaft wagten es, sie auf diesem beschwerlichen und trübseligen Weg zu begleiten...

Nach langer Irrfahrt wurde ihnen ein Unterkommen in einem ausgedienten Schulhaus in Jeßnitz/Anhalt zugewiesen. Dort überließ man sie ihrem bejammernswerten Schicksal. Dennoch dankten sie ihrem Herrgott für die glückliche Fügung, zusammenbleiben zu dürfen.

Die Tage vergingen und ein unfreundlicher Herbst zog ins Land. An einem nebelverhangenen, naßkalten Herbstmorgen, ertönte in aller Frühe lautes Geschrei vor dem Haus und Fäuste donnerten an die Haustür.

Die Bewohner – noch von den schrecklichen Erlebnissen des hinter ihnen liegenden Sommers durchdrungen – laufen verängstigt zusammen und erwarten, schlotternd vor Angst, ihren frühen Tod. Doch die Leute dort draußen wollten ihnen weder das Leben nehmen, noch sonst irgend etwas Böses antun; sie heischten sie nur an, die Tür zu öffnen und aus dem Hause zu treten. Vor der Tür läge nämlich eine stein-

alte Frau, die sich offenbar aus einem der Fenster des Gebäudes auf dem Straßenpflaster zu Tode gestürzt hätte.

Es war die Brautmutter! Vor lauter Heimweh und seelischer Not hatte sie das Leben nicht mehr ertragen können und sich kurzerhand in den Tod gestürzt.

Mit ihrer Tochter ging beim Anblick ihrer toten Mutter von einer Sekunde zur anderen eine tiefgreifende Veränderung vor. Hatte sie schon seit längerer Zeit etwas eigenartigen Gedanken nachgehungen, so schnappte sie nun völlig über. Sie bewegte sich fortan nur noch wie in Trance; verstand nur noch selten, was man zu ihr sprach; und gebärdete sich öfter und öfter wie eine

Furie. Der Leidtragende war wiederum ihr Freier. Tag für Tag schrie sie ihn an und beschimpfte ihn. Doch dieser trug ihr kein einziges böses Wort nach. Im Gegenteil: er brachte ihr kleine Geschenke mit, um sie mit dem widrigen Schicksal, das ihren Geist verwirrt hatte, halbwegs wieder auszusöhnen.

Aber allen seinen Bemühungen blieb der Erfolg versagt! Eines Tages verschwand seine Angebetete ohne einen Gruß und ohne einen Händedruck auf Nimmerwiederschen. Und diese – ihre letzte – Schandtats konnte selbst unser „ewiger Freier“ nicht verwinden; nur wenige Monate später wurde er zur letzten Ruhe gebettet.

Grete Just-Baudisch

Gusti

Gusti war die Wirtschafterin meines Onkels Gustl. Sie war klein von Wuchs und ging schon ein wenig gebückt. Aber mit von zahlreichen feinen Aderchen durchzogenes Gesicht hatte sich merkwürdig jung erhalten. Außer den Krähenfüßen seitlich der Augen, die vom vielen Lachen herrührten, konnte ich kein Fältchen darin entdecken, und das, obgleich Gusti sich nicht schonte. Sie ruckerte von früh bis spät. Das Schrubben der Holzschiffböden war ihre große Leidenschaft, und da Küche, Vorzimmer, oberer und unterer Flur, die Treppe und das große Zimmer mit diesem Boden ausgelegt waren, kam sie voll auf ihre Kosten.

Als wir noch im Forsthaus-Tiergarten wohnten, herrschte bei uns Kindern stets große Freude, wenn es hieß: „Heute fahren wir in die Stadt zu Onkel Gustl und Gusti.“ Gusti verstand es großartig, mit uns Kindern umzugehen. Kam die Mutter von ihren Besorgungen zurück und sah unsere erhitzten Gesichter, dann zwinkerten wir Gusti zu und fingen zu kichern an. Wäre Mutter nur fünf Minuten früher gekommen, dann hätte sie meine Schwester und

mich auf dem Lederdiwan des großen Zimmers liegen gesehen, die Füße zueinander, und die sie Gusti dabei ertappt, wie sie hurtig von einer zur anderen sprang und uns kitzelte, mal in der Achselhöhle, mal auf den Fußsohlen oder auf dem Bauch. Je ausgelassener wie schrien und lachten, desto mehr Vergnügen bereitete ihr diese Tätigkeit, der sie sich mit solchem Eifer hingab, daß ihr der Schweiß in kleinen Rinnsalen über das Gesicht lief. Ich war als Kind eine schlechter Esserin, aber bei Gusti schmeckte mir das einfachste Gericht. „Salz und Brot macht Wangen rot!“ Das war einer ihrer viel zitierten Sprüche. Da sie behauptete, sie selbst habe eben davon so rote Wangen bekommen, begann ich ihr nachzueifern. Statt des Salzes stellte sie allerdings ein Tüpfel mit heißer Milch vor mich hin und ließ mich das Brot einbrocken.

„Aber Butterbröter machen sie noch röter“, fuhr sie danach fort, wobei sie mir zwei mit Butter bestrichene Brote neben die Milch legte. Hatte sie, wenn wir um die Mittagszeit bei ihr hereingeschneit kamen, einen Topf Kartoffeln auf dem Herd stehen, dann

machte sie uns in Eile eine Portion „Erd-
äpfelmauer“. Sie zerdrückte die dampfen-
den Kartoffeln auf einem Teller und mischte
etwas Salz und Butter darunter. Dazu
tranken wir die Buttermilch, die wir aus
dem Forsthaus mitgebracht hatten. Ein bes-
seres Essen gab es für uns kaum. Oder
doch! Die berühmten „Ärpelplätze“, „Erd-
äpfel- oder Kartoffelplätze“, Gusti's Spezia-
lität, die sie uns stets vorgesetzte, wenn wir bei
ihr zum Mittagessen angemeldet waren.
Ich verfolgte ihre Herstellung genau. Sie
holte die in der Kartoffelpresse zerdrückten
und schon ausgekühlten Kartoffeln aus der
„Alma“, bereitete mit Mehl und Ei den
Teig, formte kleine Kugeln daraus, die sie
auf dem Nudelbrett zu kreisrunden Fladen
auswalkte, um sie dann auf der zuvor sauber
geschrubbten Herdplatte zu backen.
Wir wichen nicht von ihrer Seite und sahen
mit Andacht zu, wie sie jeden Platz reichlich
mit zerlassener Butter bestrich und tüchtig
mit Zucker bestreute, ehe sie ihn umge-
schlagen auf unseren dargereichten Teller
legte. Gustis von der Ofenhitze noch stär-
ker gerötetes Gesicht strahlte vor Wonne,
wenn sie sah, mit welchem Appetit wir sie
verzehrten.

Nachdem wir vom Tiergarten in die Stadt
übergesiedelt waren, pflegten Onkel Gustl
und Gusti den Heiligen Abend stets mit uns
im Herrenhaus zu feiern. Um halb fünf Uhr
fanden sie sich bei uns ein. Gusti holte
sogleich ihre weiße Schürze hervor und
ging daran, die traditionelle Erbsen-Fisch-
Suppe zu bereiten. Zwischendurch half sie
dem Dienstmädchen Pepi beim Panieren
des Weihnachtskarpfens. Danach deckte sie
im kleinen Wohnzimmer den Tisch und
trug die Speisen auf. Jedesmal, wenn sie
den Karpfen aufschnitt, sagte mein Vater:
„Die Suppe hat heut' wieder ganz ausge-
zeichnet geschmeckt. Kein Wunder, sie war
auch Gustis Werk.“ Bei der anschließenden
Bescherung in unserem guten Zimmer wa-
ren Gusti und Pepi zugegen. Sie standen
meist bescheiden in der entferntesten Ecke
und bewunderten den Weihnachtsbaum

und die Berge von Geschenken. Wenn Mut-
ter sich ans Klavier setzte, um die üblichen
Weihnachtslieder zu spielen, sangen sie bei-
de mit. Sobald aber das Lied „Stille Nacht,
heilige Nacht“ erklang, wischte Gusti sich
mit dem Schürzenzipfel über die Augen. Si-
cher dachte sie an längst vergangene Weih-
nachtsabende zurück, die sie als Kind mit
ihren Eltern und Geschwistern erlebt hatte.
Im September des Jahres 1924 starb völlig
unerwartet mein Vater. Kurz vor Allerhei-
ligen, als Mutter, hinter einem Berg von
frischem Tannenreisig und Immergrün fast
verschwindend, mit emsigen Händen die
Kränze für die Gräber flocht, kam plötz-
lich Gusti hereingeschneit. „Der junge
Herr –. Ach kommen Sie geschwind. Ich
glaub', er hatte einen Schlaganfall“, stieß
sie erregt und völlig außer Atem hervor.
Mutter schlüpfte in den Wintermantel und
folgte Gusti zum Kratkyhaus gegenüber
dem Kriegerdenkmal. Wir hefteten uns an
ihre Fersen. Sie wies uns an, in der Küche
zu warten, während sie beide zu dem Kran-
ken gingen. Der gekachelte Herd strahlte
eine wohlige Wärme aus, und die ganze
Küche blitzte vor Sauberkeit. Auf dem
frisch geschweuerten Boden lagen zwei bunte
Flickenteppiche. Es war Mittwoch, und an
diesem Tag pflegte Gusti Küche und Flur
mit Wurzelbürste und heißer Lauge zu be-
arbeiten und danach die Teppiche aufzu-
legen. Donnerstags und Sonntags wurden
sie zusammengerollt und auf den Dach-
boden getragen. Im ganzen Haus herrschte
eine heilige Stille, die nur von dem Ticken
der Wanduhr unterbrochen wurde. Wäh-
rend wir an dem kleinen Tisch am Fenster
einander gegenüber saßen, schrillte die
Klingel. Es war der Arzt, der feststellte,
daß Onkel Gustl einen Schlaganfall erlitten
hatte, und der seine sofortige Einlieferung
ins Krankenhaus anordnete.

Schon wenige Tage später brachte Gusti
uns die traurige Kunde von seinem Tod.
Sie und meine Mutter lagen einander in den
Armen, und man hätte nicht zu sagen ge-
wußt, wer von ihnen mehr zu bedauern

war, meine Mutter, die ihren einzigen Bruder verloren hatte oder Gusti, seine treue Haushälterin, die schon im Hause gedient hatte, als Onkel Gusti das Licht der Welt erblickte. Meine Großmutter hatte ihr auf dem Sterbebett das Versprechen abgenommen, den Gusti, ihr Sorgenkind, nicht zu verlassen, was immer auch über ihn kommen möge. Gusti hat ihr Gelöbnis treu gehalten. Sie war sogar bei ihm, als der Tod ihn ereilte, sie sprach die letzten tröstenden Worte zu ihm und drückte ihm die Augen zu.

Bald darauf siedelten wir in die Wohnung meines Onkels über. Gusti blieb noch kurze Zeit bei uns. Mutter überlegte manche Nacht, wie und wo sie ihr in unserem großen Haus ein Asyl schaffen konnte, aber es war fast unmöglich. Das gesamte Erdgeschoß, das einst die Leinenfaktorei meines Großvaters beherbergt hatte, war von tschechischem Militär besetzt, die Wohnungen im ersten Stock vermietet. Um

im Dachgeschoß ein Zimmer für sie auszubauen, dazu fehlte das Geld. So suchte Gusti sich ein kleines Stübchen in der Vorstadt und fristete dort ihr Leben. Jeden Morgen humpelte sie den Torberg hinan, um wie eh und je der Frühmesse beizuwohnen. Wenn ich bisweilen im Winter die vertraute, von Jahr zu Jahr kleiner und krummer werdende Gestalt durch den Schnee stadtabwärts stapfen sah, tat mir das Herz weh. Hatten wir an Gusti recht gehandelt? Diese Frage tauchte immer wieder in uns auf. Um unser Gewissen zu beruhigen, besuchten wir sie wenigstens an jedem Weihnachtsabend und brachten ihr ihr Christkindl. Einen kleinen Geldbetrag, eine Wolljacke oder ein Nachthemd, zwei Mohnstriezel, Backwerk, ein paar Äpfel und Nüsse und ein Pläckchen Kaffee. Bitter wenig, so wollte mir immer scheinen, in Anbetracht der treuen Dienste, die sie der Familie meiner Mutter durch mehr als vierzig Jahre geleistet hatte.

www.riesengebirgler.de

Was immer wir auch erreichten,
es erstrahlet im goldenen Licht
das ferne und stille Heimatgesilde.
So schön ist die Fremde nicht.

In der Tage lautem Reigen
schweiget stille, was uns treibt,
und wir lauschen ferner Kunde,
dem, was unvergeßlich bleibt.



Johannes Wondrousch

Weihnachtsgeschenke

Der Winter 1949/50 hatte sich in russischer Gefangenschaft viel besser angelassen als die übrigen, die wir in Waldlagern in der Taiga hatten verbringen müssen. Wir hatten diesmal ein fast lukratives Dach über dem Kopf, zwar selbst errichtet, aber es bot uns Schutz vor Kälte und Schnee, war warm und vor allem groß. Wir hatten ein Hochhaus in Vinogradowo (bei Moskau) erbaut mit neun Stockwerken, Zentralheizung und Lift. Draußen pfliff der Wind um die Mauern und jagte Schneewolken vor sich her, so daß einem das Frösteln kam, wenn man aus dem Fenster sah. Wir dagegen arbeiteten im Hause, montierten, malten, tapezierten und kalkten wirklich nach Herzenslust. Einige hatten es besonders gut getroffen, zu denen ich auch als Student und daher ungelerner Arbeiter zählte. Wir bildeten die Saubermänner, die Reinigungsbrigade. Was bedeutete, daß wir mit einem Besen unterm Arm durch das Haus spazierten, mit dem Lift Tal- und Bergfahrten unternahmen und auf Staub- und Drecksuche unsere Stunden hinbrachten. Es kam nur darauf an, daß wir den staatlichen Aufsehern, den Natschalniks, nicht auffielen, deshalb hatten wir ein Warnsystem eingerichtet, das uns mit Morsepfeifen aufmerksam machte, wenn Gefahr drohte.

So verfügte auch ich über einen ausrangierten Besen, von schütterem Borstenbestand, und erfüllte damit meine sozialistische Norm. Da ich leidlich russisch sprach, diente ich aber auch als eine Art von Befehlsübermittler der Aufseher und gewann gute Kontakte zu den russischen Spezialisten, die mit uns im Hause werkten. Ich war daher ziemlich bekannt, und man ließ mir trotz der Besenbrigade nicht immer die ersehnte Ruhe.

Kurz vor unserem Weihnachtsfest – das russische ist nach dem Kalender der Orthodoxen vierzehn Tage später – bemerkte ich eines Tages in der Frühe, wie mich ein russi-

sches Mädchen, noch dazu ein sehr hübsches, aufmerksam und zögernd betrachtete. Sie schien etwas auf dem Herzen zu haben, denn sie folgte mir sogar einmal auf einem meiner Arbeitsgänge! Ich nahm zu Recht an, daß ihr Interesse weniger an meinem Plenni-Aussehen Anteil hatte, als vielmehr persönlicher Art sein mußte.

Denn noch am gleichen Tage hatte sie mich für sich erwischt, und zwar bei einer meiner Liftfahrten. Sie stand mir lächelnd und verlegen gegenüber und begann mich zu fragen: „Du verstehst unsere Sprache?“ Ich nickte und sagte, daß ich es zumindest versuche. Sie habe eine große Bitte, über die ich aber zu niemandem reden solle, meinte sie noch verlegener als vor ihrer Anrede.

„Ihr habt doch bald deutsche Weihnacht, und wir Russen auch, und ich möchte so gerne jemandem ein besonderes Geschenk machen, eines das ich in ganz Rußland nicht kaufen kann. Kannst du mir helfen?“ Ich sagte, daß ich wissen müsse, worum es sich handle. Sie stotterte erregt: „Ich hätte gern ein Kruzifix, ein geschnitztes. Ihr Deutschen seid doch alle Artisten – damit meinte sie Künstler – und vielleicht kennst du einen in eurem Lager, der mir ein Kruzifix schnitzen könnte, als ein Weihnachtsgeschenk... für meinen Bräutigam.“ Ich schaute sie lange an und meinte dann: „Ich kann es ja versuchen. Aber ich verstehe nicht, daß das der Wunsch einer jungen Kommunistin sein soll.“ Sie sagte: „Ich bin eine Komsomolzin (Angehörige des kommunistischen Jugendverbandes), aber mein Bräutigam glaubt an die Offenbarung des Evangeliums, auch er ist ein Komsomolze, aber er ist Litauer und katholisch. Und sein größter Wunsch war immer schon ein Kruzifix, vor dem er beten könnte.“ Ich versprach dem Mädchen, das sich Nina genannt hatte, den Wunsch zu erfüllen, wenn es mir möglich sei. Sie sagte, sie werde

mich täglich aufsuchen, denn sie mache hier auf unserem Bau ihr Praktikum als Studentin für Hochbau.



Im Lager suchte ich meinen Freund Max Strasser, von dem ich wußte, daß er gelegentlich Schnitzarbeiten ausführte und auch schwarz verkaufte. Er erklärte sich bereit, wenn ich ihm ein gutes Schnitzmesser und Lindenholz besorge. Alles erledigte sogleich Nina, und am 24. Dezember, natürlich für uns Arbeitstag, übergab er mir ein Kruzifix, das in seiner einfachen Linienführung und gotischen Gestaltung wohl seinesgleichen suchen mußte. Es war ungefähr 30 cm hoch und schimmerte im hellen Holz wie aus Marmor. Ich besorgte mir noch einen Tannenzweig und zwei Kerzen, um die Übergabe auch etwas weihnachtlich zu gestalten.

Nina erwartete mich bereits am Eingang, etwas mit besorgtem Gesicht, denn es war nicht ungefährlich, solch eine Gabe aus dem Lager zu schmuggeln. Wenn man erwischt wurde, so konnte es womöglich unangenehm werden, denn die atheistischen Offiziere der Wache, verstanden keinen Spaß. Karzer mit Wasser und Brot war das mindeste, was zu erwarten war, wenn nicht sogar eine Verurteilung wegen unerlaubter Propaganda.

Nina flüsterte mir zu: „Du, mein Pjotr ist auch hier, er wartet oben in einem Zimmer.“ Ich war gespannt auf den Bräutigam und ein bißchen traurig, denn ich hatte mich auf die Überraschung mit Nina allein gefreut. Wir fuhren mit dem Lift in den oberen Stock, und dort stellte sie mir ihren Pjotr vor, einen jungen, blonden Mann, dessen Locken aus der Pelzmütze heraus in

die Stirn hingen. Seine blauen Augen schauten mich forschend an, dann reichte er mir die Hand und sagte: „Ich freu mich sehr, dich kennenzulernen, Nemez (Deutscher), ich weiß gar nicht, warum Nina so geheimnisvoll getan hat, als sie mich mitkommen ließ.“ Ich erwiderte ihm lächelnd, er solle es abwarten. Heute sei deutsche Weihnacht. Darauf sagte ich den beiden, sie sollten einen Augenblick vor dem Zimmer warten, bis ich sie rufe. Dann ging ich hinein, holte meinen Fichtenzweig unter dem Mantel hervor, legte ihn auf das Fenstersims, stellte die beiden Kerzen auf und in die Mitte das Kruzifix. Dann entzündete ich die Kerzen und holte die beiden jungen Russen herein. Es sah zwar nicht sehr feierlich aus in dem kahlen Raum, der nach Farbe und Kalk roch, doch am Fenster leuchteten im Dunkel des anbrechenden Morgens als Hintergrund die Kerzenflammen wie kleine Sterne und hoben das Kruzifix so plastisch hervor, daß es wie magisch flimmerte. Die beiden hielten sich an den Tannenzweig und traten mit kindlichen Augen vor das Kruzifix, dann kniete Pjotr nieder, faltete die Hände und begann leise das Vaterunser in Lateinisch zu singen. Neben ihm kniete sich etwas zögernd Nina nieder. Beide umfing so eine starke Andacht, daß auch ich mich hinkniete und mit ihnen betete. Obgleich die langen Kriegs- und Gefangenensjahre mich innerlich verhärtet hatten, fühlte ich mich tief ergriffen. Plötzlich hörte ich schnelle Schritte, und schon wurde die Tür aufgerissen. Im Rahmen stand überrascht und, sogleich in seinem sowjetischen Gewissen herausgefordert, der Natschalnik, den wir Gefangenen den Beinamen „krummer Hund“ gegeben hatten, weil er immer gekrümmt und mit scheelem Blick uns anschrie.

„Ej!“ brüllte er mit heiserer Stimme, rannte zum Fenster und wischte mit einer Handbewegung alles auf den Boden. Dann bückte er sich, nahm das Kruzifix und zerbrach es auf den Knien. Dabei schrie er: „Christ, Christ, swinja (Schweine)!“ Dann

packte er Pjotr, riß ihn zu sich empor und schlug ihn mit der Faust mehrmals ins Gesicht: „Du hörst von mir du Sopack (Hund), und auch du, Ninotschka!“ Dann spie er auf den Boden und ging aufstampfend hinaus.

Die beiden jungen Russen waren blaß und sehr erregt. Nina beugte sich und hob das zerbrochene Kruzifix auf, sie schluchzte, aber Pjotr faßte sie um die Schulter und sagte lächelnd. „Nina, der zerbrochene Christus ist besser für uns als der heile. Ich werde ihn zusammenleimen, und er wird bei uns in unserem Zimmer stehen, als ein Zeichen, daß auch Terror und Gewalt es nicht schaffen werden, uns den Glauben zu nehmen.“ Und zu mir gewandt

sagte er: „Laß mir den Zweig und die Kerzen, wir werden heute abend zu Hause noch einmal vor dem Kruzifix stehen. Ich danke dir für das Weihnachtsgeschenk, es wird uns ein Leben lang begleiten.“

Nina aber kam ganz langsam auf mich zu und schaute mich ganz lieb an, dann schlang sie ihre Arme um meinen Hals und küßte mich mehr und länger, als einem Freund zusteht. Dann gingen sie beide Hand in Hand hinaus, ein jedes trug offen ein Bruchstück des Kruzifixes, so als wollten sie gemeinsam dem entgegengehen, was ihr Staat für ihr „Vergehen“ ihnen auferlegen würde.

Ich aber hatte auch ein unerwartetes Weihnachtsgeschenk erhalten.

Karl Springenschmid

Das gestörte Weihnachtsfest

Offen gestanden, wenn ich zurückdenke, war jenes so unliebsam gestörte Weihnachtsfest das schönste, das wir jemals gefeiert haben.

Es war das Jahr der großen Not. Im nahen Wald hatte ich eine Tanne ausfindig gemacht und eilte, das Bäumchen unter dem Arme, nach Hause. Es schneite ohne Ende. Der Weg war kaum noch zu erkennen. Die Leute, die mir begegneten, hatten es alle eilig. Auch mein Nachbar, der junge Zahnarzt, kam herangestapft, ein Schaukelpferd über der Schulter und nickte mir, weil er keine Hand frei hatte, hastig zu: „Frohe Weihnacht!“

Da oben stand mein Haus. Wenige Schritte noch durch den verwehten Schnee und ich war daheim. Doch da ging jemand vor mir, einer der es gar nicht eilig hatte. Den Rockkragen hochgeschlagen, die graue Soldatenmütze tief in die Stirne geschoben, einen zerrissenen Brotbeutel umgehängt, wankte er dahin.

„Wohin so spät?“ fragte ich teilnehmend. Er blickte mich unwillig an.

„Wohin?“ fragte er und zog die Schultern hoch. Es war ein junger Bursch, kaum zwanzig. Etwas sah er aus. Doch seine hellen, durchdringenden Augen blickten mich stolz und abweisend an. „Was kümmerst Sie das?“

„Sehr viel“, rief ich aufgebracht. „Es ist kalt. Und dieser Sturm! Sie werden erfrieren!“ „Na und?“ meinte er geringschätzig. „Einer weniger – was zählt das schon?“

Wir waren bei unserem Hause angelangt. Da trat auch schon meine Frau vor die Türe. „Oh, du bist nicht allein?“ fragte sie erstaunt. Blitzschnell erfaßte sie die Situation. „Sie können bei uns bleiben“, rief sie dem Fremden zu. „Kommen Sie!“ Wärme und Behaglichkeit strömte durch die offene Türe. Doch der Fremde rührte sich nicht von der Stelle.

„Es ist doch Weihnacht“, sagte meine Frau. „Eben deshalb!“ erwiderte der Unbekannte schroff, drehte sich jäh herum und ging fort. Wir blickten ihm nach, wie er durch den tiefen Schnee davonstapfte.

Doch es gab noch viel zu tun. Darüber ver-

gaßen wir den unerfreulichen Vorgang. Meine Frau lobte die kleine Tanne, obwohl sie meiner Ansicht nach zu klein war. „Groß genug für diese Zeit“, meinte sie. Ich begann die Kerzen aufzustecken und breitete Flittergold über die Äste. Den Kindern, in das Kabinett gesperrt, wollte die Zeit nicht vergehen. Ungeduldig klopfen sie schon an die Türe. Endlich war es soweit.

Großartig, was meine Frau aus dem Wenigen, das es zu kaufen gab, hervorgezaubert hatte. Die Kinder kannten es ja nicht anders und strahlten vor Freude. Da – mitten im Jubel des Festes schellte laut und durchdringend die Hausglocke.

Verärgert über die unerwartete Störung ging ich zur Türe um nachzusehen, wer draußen wäre. Der Sturm riß mir fast die Klinke aus der Hand.

Zwei Männer standen draußen.

„Sie wünschen?“ fragte ich ungehalten.

Nun trat der eine vor. Ein bleiches Gesicht mit tiefliegenden Augen, eine Narbe, die quer über die Stirne lief – es war der junge Mann, der mir zuvor begegnet war und sich geweigert hatte, in unser Haus zu treten. Zugegeben, ich war über diese unerwartete Störung verärgert und entschlossen, den Mann abzuweisen...

Da tippte er an seine Mütze. „Entschuldigen Sie...“, stieß er hervor, „aber Sie waren

so freundlich zu mir. Da dachte ich“... Das Wort ging ihm schwer über die Lippen. „Da wollte ich Sie bitten...bitten...“ Bei Gott, er sagte „bitten“, der Mann, der zu stolz gewesen war, in unser Haus zu treten, weil er gefürchtet hatte, vielleicht um etwas bitten zu müssen, er stand da und sagte: „Ich möchte bitten...“

„...bitten, nicht für mich... für den da, den ich auf dem Wege getroffen habe. Er ist einer wie ich, einer wie wir alle sind, die wir aus dem Krieg kommen. Aber er ist elend und krank.“

Ich zögerte noch, aber da stand schon meine Frau in der Türe. „Er hat Fieber, Ihr Kamerad, das sehe ich doch!“ Sie faßte den Kranken am Arme. „Kommen Sie!“

Der andere nickte zufrieden und griff wieder an seine Mütze. „ich danke Ihnen,“ sagte er und wandte sich, zu gehen.

„Nein, nicht so!“ rief meine Frau, „kommen Sie beide!“ und schob, ohne weitere Umstände zu machen, die beiden in den Flur. Dann brachte sie den Fiebernden zu Bett.

Es handelte sich um den Drechslergehilfen Gottlieb Mikuleit aus Gumbinnen. Der andere aber, der mit uns bei der kleinen, armseligen Tanne stand, auf der jetzt alle Lichter brannten, und mit uns das bescheidene Weihnachtsfest feierte, stammte aus Pirmasens in der Pfalz und war Arbeiter in einer Schuhfabrik, namens Friedrich Frey.



In's Dunkel nahende Jahr
Laf uns ohne Grauen
Und ohne Kleinmut schauen!
Wenn wir uns nur vertrauen,
Wird alles wunderbar
Zu unserm Gluck sich bauen,
Nach Tagen, treiben, rauhen,
Müssen uns heitere klauen,
Sind wir nur seelentlar,
Sind wir nur herzenswahr.

HEINRICH SUSO WALDECK (AUGUST POPP)

* 3. 10. 1873 IN WSCHERAU

+ 4. 9. 1943 IN ST. VEIT/ÖSTERREICH

Blaue Berge, grüne Täler...

Riesengebirglers Heimatlied und sein Dichter Othmar Fiebinger †

Überall, wo Schlesier, überall auch, wo Sudetendeutsche in treuer Heimatverbundenheit zusammenkommen, wird von den geliebten Bergen des Riesengebirges gesprochen, werden die alten, ewig jungen Sagen vom Rübzahl erzählt, wird auch immer des Riesengebirglers Heimatlied gesungen. Über vierzig Jahre schon ist es her, da der junge Lehrer an der Waldschule in Anseith im Sudetenland, Othmar Fiebinger, Riesengebirglers Heimatlied schuf. „Soweit ich mich entsinnen kann“ – erzählt der Dichter, der am 21. August 1886 in Altenbuch bei Trautenau geboren wurde, – „entstand das Lied so: Fröhlich saß ich einmal neben einer Wandergesellschaft in der Glasveranda der Peterbaude. Nach dem Mittagessen sah eine Dame das Wanderbuch in der Ecke des Lokales liegen. Einschreiben... hieß es. Ich rief dazwischen: „Aber jeder nur etwas Originelles!“ Zurufe: „Was, was, was, Sie an!“ Schweigend und sinnend guckte ich einen Augenblick durch die Scheiben hinab in das Tal und schrieb ganz einfach in der Mundart das auf, was ich sah: Bloe Barche, grüne Täla, mitta dren a Heisla klen, herrlich is dos Stöckla Erde, on ich bin ju dart dohem: O, mei' liewes Riesageberche!“ – Sonst nichts. Das klang, und klang, ging nicht aus den Ohren... und klang weiter, als ich schön längst im Anseither Tal, in der schönen Anseither Waldschule angelangt war. Dort, auf der Bank des versteckten Turnplatzes, wurde aus diesen paar Zeilen in ganz kurzer Zeit unser Heimatlied. Dies ist der Urtext:

Bloe Barche, grüne Täla,
metta dren a Heisla klen,
herrlich is dos Stöckla Erde
on ich bin ju dart dohem.
Ols ich einst ei's Lond gezochn,
ho'n die Barch mir nochgesahn,
mit der Kendhet, mit dar Jugend,
woste nee, wir mir geschahn:

O mei' liewes Riesageberche,
wu die Elbe su hemlich rennt,
wu dar Rübzahl mit sen' Zwercha
heit noch Saga on Märlan spennt:
Riesageberche, Riesageberche –
meine liewe Hemert du!
Is mir gutt on schlecht gegonga,
ho' gesonga on gelocht:
doch ei' moncha bonga Stunda
hot mei' Herz gonz stell gepocht.
On mich zuchs noch Johr on Stunde
wiedo hem ei's Elternhaus,
hielt's nee mehr vür lauto Sehnsucht
bei dan fremda Leita aus:
O mei' liewes Riesageberche...
On kemmt's emol zom Begrowa,
mücht ihr eiem Wella tun:
ock dos Ene, jo dos Ene:
Lößt mich ei' do Hemert ruhn.
Wird der Herrgott dann druf frocha
uwe noch in Hemertschein,
zieh' ich doitsch on stolz on fredich
flugs ei's Himmelreich dann nei':
Bin aus'm liewa Riesageberche...

Nur wer zutiefst in seiner Seele mit der Heimat verbunden ist, nur wer mit liebendem Herzen im Heimatboden verwurzelt ist, nur wer ganz eins ist mit der Volksseele, dem vermögen solche Worte aus des Herzens Grund zu quellen. Und da die Worte aus dem Herzen kommen, finden sie auch zu den Herzen, zu allen Herzen, die für's Riesengebirge schlagen.

So nimmt es nicht wunder, daß das Lied bald Eigentum der Menschen in und um das Riesengebirge wurde, daß man es immer wieder freudig sang und gern hörte. Im Juni 1914 wurde des Riesengebirglers Heimatlied erstmalig gedruckt, 1915 nach einer volkstümlichen Weise von Vinzenz Hampel öffentlich gesungen. Schnell war es weit und breit bekannt – allen – nur nicht dem Dichter selbst. Othmar Fiebinger er-



Blick von den Teichrändern nach dem Kleinen Teiche.

Blick von den Teichrändern nach dem Kleinen Teiche.

zählt davon: „... Ich hatte keine Ahnung, daß das bereits gesungen wurde... ich hatte das Lied aus den Augen verloren. Da lud mich ein Schreckensteiner Freund zu einem Festabend ein. Als ich den festlich geschmückten Raum betrat und nach der Begrüßung Platz genommen hatte, erhob sich ein Lautenspieler. Ein kurzes Vorspiel und dann sang er: „Blaue Berge, grüne Täler...“ Alles sah auf mich. Wie in der Kirche... so ergriffen... still... hymnenartig... ich lauschte... grübelte nach, wo ich nur dieses Lied gehört hatte...! Als der Lautenspieler geendet hatte, fragte man mich: „Na, und wie gefiel es Ihnen?“ Ich nickte mit dem Kopf und meinte: „Ganz schön... recht gut... wo habt Ihr dieses Lied her?“ Lachen... Erstaunen...! „Was, Sie erkennen Ihr Lied nicht?“

Heil'ge Heimat! Seit jeher schon – lange bevor noch die Heimat in dem Meer von Blut und Tränen versank – und in seiner Gesamtheit vielleicht inniger als jeder andere Volksstamm, ist der Riesengebirgler von einem tiefen Heimatgefühl durchdrungen. Weilt er in der Ferne, so hält die Heimat ihn mit ihrem Arm liebend umfassen und erfüllt ihn mit heißem Sehnen. Und diese Heimat versank durch Feuer, Schwert und Schwefel in Schutt und Asche.

Seine Bewohner, durch Blut und Schrecken, Elend und Not vertrieben, fanden mit wehem Herzen in der Fremde sich wieder. Was aber blieb, war die Heimat unverlierbar in treuen Herzen und erinnerungssüß das Heimatlied. Es ist jetzt geradezu der klangliche Ausdruck der Heimatliebe, der Heimmattreue, der Heimatsehnsucht, singend von der Vergangenheit, leuchtend in die Gegenwart. Das Lied zaubert immer von neuem der Heimat liebes Bild „Blaue Berge, grüne Täler...“ vor Augen. Sein Klang ist ein Gruß von daheim und ein tröstendes Streicheln, ein gläubiger Hoffnungsstrahl in seinem neuen Vers:

Und keh'n wir, wills Gott, nach Jahren wieder heim in unser Land,
wo des Berggeist's Quellen rauschen
und wo unsere Wiege stand;
dann ans Werk – räumt Schutt und Asche,
laßt uns Feld und Häuser bau'n
und mit Tränen in den Augen
lächelnd auf zum Himmel schaut:
O mein liebes...

Das Riesengebirgslied und sein Dichter sind durch die gleichen Leiden in die Fremde gegangen, wie alle Landsleute, denen das Riesengebirge Inbegriff der Heimat ist.

Als C
entha
baud
ze U
des
stieg,
des D
Erleb
bekas
widm
Goet
Sude
So v
zertw
aufm
Broc
den
eine
men
Auch
gen
Stein
men.
Bei
her,
der
denk
Stein
einen
sind,
(Ch
zwar
ruch
Selbs
diese
auf s
sen v
Joha
nes
sien
Schne
ne F
Ham
„Auf

Von den „Veilchensteinen“ im Riesengebirge

Als Goethe während seines Schlesien-Aufenthaltes im Jahre 1790 von der Hampelbaude aus, in der er mit seinem Diener Götze übernachtet hatte, am frühen Morgen des 15. Septembers die Schneekoppe bestieg, da fesselte den universellen Geist des Dichters nicht nur das eindrucksvolle Erlebnis des Sonnenaufganges, dem er sein bekanntes „Venezianisches Epigramm“ widmete, sondern auch der Naturforscher Goethe fand auf dem höchsten Gipfel der Sudeten vieles, was sein Interesse erregte. So verwundert es nicht, daß er den Pflanzenwuchs und die Gesteine der Koppe sehr aufmerksam betrachtete und auch einige Brocken Glimmerschiefer abbrach. Von den botanischen Funden erfreute ihn dabei eine besondere Art von Enzian, deren Namen er sich in seinem Notizbuch notierte. Auch versäumte er nicht, einige von den sogenannten „Veilchensteinen“ der Koppe für seine Steinsammlung mit nach Hause zu nehmen.

Bei diesen „Veilchensteinen“, die man früher, in kleine Holzschachteln verpackt, in der Bude neben der Riesenbaude als Andenken kaufen konnte, handelt es sich um Steinsplitter von Glimmerschiefer, die mit einer rötlichen, samtfilzigen Alge überzogen sind, welche man „Veilchenmoos“ (*Chroolepus jolithus* Agdh.) nennt, und zwar wegen ihres angenehmen Veilchengenuches, den sie im feuchten Zustand besitzt. Selbst noch nach vielen Jahren entwickeln diese „Veilchensteine“, wenn man Wasser auf sie gießt, diesen feinen Geruch. Von diesen wußte auch schon der Berliner Probst Johann Friedrich Zöllner, der Verfasser eines sehr interessanten Buches über Schlesien ist und der ein Jahr nach Goethe die Schneekoppe bestieg. In einem Brief an seine Frau, den er am 7. August 1791 in der Hampelbaude schrieb, berichtet er u. a.: „Auf der Koppe selbst wächst kein Holz,

und der ganze Kegel, der sich über den Kamm des Gebirges erhebt, hat ein völlig nacktes Aussehen. Du würdest indessen der Göttin Flora Unrecht tun, wenn Du ihr zutrauest, daß sie diese Höhe gar nicht mit ihrem Geschmacke ausgestattet hätte. Außer dem Isländischen Moose und dem Byssus Jolithus L., das fast die ganze Oberfläche der Gneisschiefertrümmer überzieht und ihnen einen lieben Veilchengeruch mitteilt (weswegen dieser Glimmerschiefer unter dem Namen des Veilchensteines bekannt ist), fand ich manche schöne und seltene Pflanze, womit ich mein Herbarium gern bereichert hätte, wenn es hier möglich gewesen wäre, sie einzulegen.“

An anderer Stelle seines Buches „Briefe über Schlesien...“ Band II (Berlin 1792) berichtet Zöllner, daß er auf einer Fußwanderung durch das Isergebirge im August 1791 den Abhang des Gebirges zwischen den Kammbläusern (971 m) und Bad Flinsberg den zertrümmerten Gneisschiefer überall mit Byssus Jolithus überzogen fand, was er als Beweis dafür ansah, daß der sogen. „Veilchenstein“ keineswegs nur ein Eigentum der höchsten Gebirgskuppen des Riesengebirges ist. Tatsächlich ist das Veilchenmoos, wie der klassische Schilderer des Riesengebirges, Dr. J. K. E. Hoser, in seinem Buch „Das Riesengebirge und seine Bewohner“ (Prag 1841) berichtet, dem Riesengebirge nicht ausschließlich eigentümlich, wenngleich es eine der Merkwürdigkeiten des Rübzahlreichen ausmacht. Ansonsten findet man es auch auf dem Harze, dem Böhmerwalde, Altvatergebirge und anderen Gebirgen. Hoser weist jedoch darauf hin, daß nicht jedes rostfarbene Moos das lieblich duftende Veilchenmoos ist, das er wie folgt beschreibt:

„Außer der Koppe, wo sich das Veilchenmoos insofern es kleine Gesteinsstücke überzieht – bei den Liebhabern der Kop-

penbesteiger und ihrer Sucht, Veigelsteine (Voigelstena im Gebirgsdialekt) als Andenken mit nach Hause zu tragen, schon bedeutend vermindert hat, findet man es noch vorzüglich auf der Sturmhaube und an den meisten sogenannten Steinlehnen des hohen Gebirges; es überzieht abgerundete Gesteinstrümmer und Blöcke des Granits, Gneises und Glimmerschiefers in größeren und kleineren Partien, ist von einer aus dem Ziegelroten ins Bräunliche übergehenden Rostfarbe und den damit überzogenen Seiten nur wie angehaucht und hat, besonders mit dem Finger zerrieben, einen angenehmen, ziemlich starken Veilchengeschmack und färbt sehr leicht ab. Der freien Luft entzogen und im geschlossenen Raume aufbewahrt, verwandelt sich seine Rostfarbe in ein grünliches Grau, ohne dadurch den angenehmen Geruch zu verlieren."

Den bedauerlichen Umstand, daß das Veilchenmoos auf dem Koppengipfel immer seltener wurde, je mehr Fremde die Schneekoppe bestiegen und „Veilchensteine“ als Andenken mit nach Hause nahmen, beklagten schon die alten Reisehandbücher aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie z. B. die beiden „Sudetenführer“ von Berndt und Krebs aus den Jahren 1828 und 1839. Der Grieben-Reiseführer „Das Riesengebirge“ von 1886 vermerkt, daß Veilchenmoos auf dem Gipfel der Koppe selbst kaum mehr zu finden sei, dagegen wohl noch vorn am Nordabhange wenige Meter unter dem Gipfel. Es wird jedoch davor gewarnt, solches selbst zu suchen, da man dabei leicht abstürzen könne. Wörtlich heißt es dann in dem Buch: „Indessen sorgt die Industrie der Gebirgsbewohner stets für Vorrat, meistens von der Kleinen Sturmhaube, und in der Bude neben der Riesenbaude sind kleine Glimmerschiefer, mit Veilchenmoos überzogen und zierlich in Schachteln verpackt, für den Preis von 10–20 Pfennig zu haben."

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß eine der höchsten Bergkuppen des Riesengebirges dem Veilchenmoos seinen Namen ver-

dankt. Es ist dies die in der Nähe der Schneegrubenbaude befindliche Veilchen- spitze (1472 m), ein aus quaderförmigen Felsstücken aufgebaute spitzer Trümmer- kegel, der bestiegen werden kann und eine weite Aussicht bietet. Die Bergspitze führte früher noch verschiedene andere Namen, u. a. wurde sie Veilchenkoppe, Veilchen- stein, Weigelkoppe, faule Koppe und mundartlich „Velkasteen“ genannt. Der Namen Weigelkoppe erhielt sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach dem schlesischen Naturforscher und Geographen Pastor Weigel in Haselbach (+ 1816), an den im Buchwalder Park bei Schmiede- berg ein Gedenkstein erinnerte.

Die Felsgruppe der Veilchenspitze besteht nicht aus gewöhnlichem Granit, sondern aus Granitporphyr. Es ist dies ein sehr festes eruptives Ganggestein, das sich aus dem Seifenfloß über die Veilchenspitze an den Schneegruben in Richtung auf die Kesselkoppe hinzieht. Granitporphyre wittern leicht aus dem umgebenden Granit heraus und bilden zuweilen lange scharfe Rücken, die der Volksmund des Riesengebirges mit „Schärfe“ bezeichnet hat. So kennt man die Hermsdorfer und die Glausnitzer „Schärfe“ und den „Ziegenrücken“ bei Nieder-Stein- seiffen. Wegen der Härte des Gesteins werden Granitporphyre vielfach zu Bausteinen und Straßenschotter abgebaut.

Unter den zahllosen Flechten, Moosen und Algen, die das Steingeröll auf den höchsten Gipfeln des Riesengebirges bedecken, ist das wohlriechende Veilchenmoos am bekanntesten. Der berühmte Botaniker Thaddäus Haenke (1761–1817), der allein auf der Riesenkoppe 30 Arten Flechten und Moose fand, führt es unter der lateinischen Bezeichnung *Jolithus* L. in seinen „Botanischen Beobachtungen auf der Reise nach dem böhmischen Riesengebirge“ (Dresden 1791) an, während es nach Prof. Dr. Joseph Partsch (1851–1925), der die Vergleichen- schenung des Riesengebirges entdeckte, den lateinischen Namen *Chroolepus* Jolithus Ag. hat.

Das Braunauer Ländchen

Mit zu den schönsten Gegenden des Sudetenlandes gehört unbestritten auch das Braunauer Ländchen. Im Osten und Norden wird es durch das walddreiche Heidegebirge abgeschlossen; im Westen vom Sterngebirge, auch Faltengebirge genannt, mit seinen Schluchten und eigenartigen Felsbildungen, während im Süden die Heuscheuer mit ihrer wunderbaren Felsenstadt dieses Gebiet begrenzt. Sowohl vom Sterngebirge als auch von der Heuscheuer bietet sich von einigen Punkten ein herrlicher

Blick, nicht nur auf Braunau und seine Umgebung, sondern übers weite Land, oft bis nach Schlesien hinein.

Zwischen fruchtbaren Äckern und bunten Wiesen liegen die neunzehn Dörfer mit ihren stattlichen nach fränkischer Bauart errichteten Wirtschaften verstreut, während sich auf einer Erhebung die Stadt Braunau befindet. Die Braunauer Mulde, von der Glatzer Steine durchflossen, besteht aus rotem Sandstein. In den meist abgeschieden gelegenen Dörfern, hat sich ein kräftiges



Die Friedhofskirche in Braunau.

Bauerngeschlecht entwickelt, das durch große Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit ausgezeichnet war. Von glühender Heimatliebe beseelt, war die Verbundenheit mit der Scholle derart verwurzelt, daß sich oft noch die Ausgedingten ihr eigenes Stückchen Land zur Selbstbewirtschaftung vorbehielten. Altes deutsches Brauchtum hat sich in diesen Dörfern bis zur Aussiedlung erhalten.

Der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt dieses schönen Fleckchens Erde war die Stadt Braunau, von weitem schon erkennbar durch die vielen Fabrikanlagen. Ursprünglich eine alte Tuchmacherstadt, entwickelte sich später die Leinenweberei und die Namen Schroll, Nowotny u. a. m. waren in der Welt bekannt. – Eng verbunden, nicht nur mit Braunau, sondern mit dem ganzen Ländchen, ist das Benediktinerstift, das sich als mächtiges Bauwerk auf einem Felsvorsprung in der Stadt erhebt. Es ist eine Tochter des Klosters Brevnov bei Prag, das im Jahre 993 gegründet wurde und das älteste Männerkloster Böhmens ist. Die Äbte von Brevnov hatten ein großes Interesse, das Braunauer Ländchen zu kultivieren und die deutschen Bauern und Handwerker, meist Tuchmacher, die als Kolonisten aus dem östlichen Thüringen einwanderten, wurden freudig aufgenommen. Es ist interessant, festzustellen, daß heute noch im östlichen Thüringen die gleichen Ortsnamen vorkommen, wie im Braunauer Ländchen. Schon im Jahre 1217 erbaute Abt Kuno eine Burg, an die sich allmählich Braunau anschloß. Um die Besiedlung des Landes hat sich besonders Abt Martin I. (1253–1278) große Verdienste erworben. Er übergab den Führern (genannt Scholtzen) der eingewanderten deutschen Gruppen eine Hube Land ohne Zins und übertrug ihnen die niedere Gerichtsbarkeit nach deutschem Rechte. Als im Jahre 1300 die Burg abbrannte, ließ Abt Bawar (1290–1332) eine neue größere und stark befestigte Burg errichten und später eine Kirche. So entstand 1322 die Propstei Braunau,

die sogar während der Hussitenkriege den Mittelpunkt des Ortes bildete.

Die Äbte von Braunau, die das Patronatsrecht über die Kirchen des Ländchens ausübten, erwarben sich bald große Verdienste um die kulturelle Hebung dieses Gebietes. Mit der Zeit entstehen nicht nur in Braunau, sondern auch in den Dörfern viele Kirchen und bekannte Künstler der damaligen Zeit wurden mit der Ausschmückung der Kirchen beauftragt.

So entstand 1680 die Stadtpfarrkirche, 1685–88 die Stiftskirche und 1735–1753 das Stiftsgebäude und viele Kirchen in den Dörfern. An der Erbauung der Stiftskirche wirkten der Prager Baumeister Alloi, die Maler Johann Steinfels und Wenzel Rainer mit, das Stift selbst wurde von Kilian Dienzenhofer erbaut. Kunstvolle ornamentale Schmiede- und Schlosserarbeiten finden wir vor sowie gewaltige Statuen, erbaut von den Meistern Brokoff und Hirnle.

Ein besonderes Kleinod für Braunau bedeutet die außerhalb der Stadt gelegene Friedhofskirche „Zu unserer lieben Frau“ aus dem Jahre 1171, eine alte Holzkirche, die 1421 zerstört und bald darauf in ihrer ursprünglichen Form wieder errichtet wurde. Sie ist die älteste Holzkirche Deutschlands und Österreichs. Das Stift Braunau beherbergt u. a. auch eine große und kostbare Bibliothek. Leider sind im Laufe der Jahre wertvolle Werke durch die Wirren der Kriege, die über Ostböhmen dahinbrausten, und durch die hierdurch verursachten Brände verloren gegangen. Bekannt ist das „Riesebuch (Codex giganteus)“, jetzt in der Reichsbibliothek zu Stockholm, da es die Schweden seinerzeit mitgenommen haben. Die Bibliothek umfaßt gegen 40000 Bände.

In Braunau selbst errichtete das Stift schon in früherer Zeit eine Lateinschule, aus der sich später das humanistische Gymnasium entwickelt hat. Unter dem Direktor Vinzenz Maiwald erreichte es eine hohe Blüte und viele berühmte Männer gingen im Laufe der Zeit aus diesem Gymnasium hervor.

gingen im Laufe der Zeit aus diesem Gymnasium hervor.

Auf dem Lande aber errichtete das Stift alle Volksschulen und hat sie auch durch viele Jahrzehnte selbst erhalten.

Weitere Verdienste hat sich das Stift durch die Erwirkung des Stadtprivilegiums für Braunau und durch die Förderung des Zunftwesens erworben. Die karitativen Leistungen aber waren unerschöpflich.

Oft aber gab es auch im Laufe der Zeit starke Spannungen zwischen der geistlichen Macht des Stiftes und den weltlichen Herrschern und manche geistige Fehde wurde zwischen dem Stift und den Bürgern der Stadt ausgetragen. In der Reformationszeit wurde 1611 der Grundstein für eine eigene protestantische Kirche gelegt, an welcher Stelle heute die Kirche zum hl. Wenzeslaus steht. Bald entstand eine blühende protestantische Gemeinde, die

auch eigene Gottesdienste abhielt. Die Schließung dieser Kirche und jener zu Klostergrab im Erzgebirge, eine der Hauptbeschwerden der böhmischen Stände in Prag, führte zunächst zum Prager Fenstersturz und dann zum Dreißigjährigen Krieg. Hierdurch fand der Name Braunau Eingang in die Weltgeschichte. Die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges aber, in denen weite Gebiete Deutschlands vernichtet wurden und Millionen deutscher Menschen zugrunde gingen, bilden ein furchtbares Gegenstück zur Gegenwart.

Im Jahre 1945 mußten auch die Bewohner des Braunauer Ländchens zwangsweise ihre Heimat verlassen und wurden in alle Winde verstreut. Auch die Mönche mußten zum größten Teil die Stätte ihres einst so segensreichen Wirkens verlassen und teilten das gleiche Schicksal mit ihren Landsleuten.

Hugo Scholz

www.riesengebirgler.de

Der Mutter Sorge und Heile

Ich mag gehen wo immer in einem fremden Ort, wenn ich den Kamin eines Hauses rauchen sehe, verwandelt sich plötzlich das Bild. Da steht meine Mutter am Herd, setzt Töpfe auf und bereitet das Abendessen. Die Flamme im Ofen wirft Licht über die Stubendecke, das hin und her huscht. Ich habe mein Spielzeug aus der Hand gelegt und schaue dem tanzenden Licht nach. Die Mutter setzt sich hin und legt die Hände eine Weile in den Schoß – sie hält Dunkelstunde. Die Uhr an der Wand tackt lauter, das metallene Schwenkerblatt blitzt auf, wenn es den Lichtschein durchschneidet.

Die Zeit, die sonst still und unmerklich verrinnt, wird sichtbar und hörbar, sie schreitet durch die alte Stube mit gewichtigem Schritt. Die Mutter fängt zu beten an. Der Topf auf der Herdplatte summt. Ich horche auf die Stimmen und wage mich



nicht zu rühren. Angst will mich beschleichen. Endlich macht die Mutter die Lampe an und hantiert eifrig herum, den Tisch zu richten.

Nun bin ich schon ein großer Junge und hüte draußen auf der Weide die Kühe. Der

Tag ist lang. Ich singe „Johellahoo – Johuhajahoo“, mir die Zeit zu vertreiben. Und immer schaue ich ins Dorf hinein nach dem Kamin unseres Hauses. Es rührt sich nichts. Ich rupfe Stoppeln, um mir selbst ein Feuerchen anzumachen, denn der Herbstwind weht kalt – er löscht das Feuer wieder aus. Da sehe ich auf dem Kamin das weiße Rauchföhnchen. „Juhuu!“ dringt es mir aus der Kehle. Die Mutter hat eingehetzt, so ist Zeit zum Eintreiben. Selbst die Kühe heben die Köpfe und warten auf den Ruf „Hoorei, zum Tore nei!“ Die Stalltür steht offen, in der Stube stellt die Mutter heiße Milch auf den Tisch. – Es ist so schön, am Abend wieder daheim zu sein, sich auf das Sofa zu kuscheln, der Mutter ein kleines Weh zu klagen, für das sie immer ein Pflästerchen hat, das Heilung bringt.

Bald bin ich ein Bursche und fürchte mich vor Tod und Teufel nicht. Ich mache mir auch nicht mehr viel aus dem Rauch, der aus dem Kamin steigt, besonders am Sonntagnachmittag nicht. Da ist es ein gar feiner Rauch, denn die Mutter hat Reisig in den Ofen gesteckt, damit das Wasser für den Kaffee schnell koche. Sie nimmt aus dem Gläserchränken die goldumrandeten Tassen, stellt sie auf den Tisch – auch für mich eine. Aber mein Sinnen geht die Dorfstraße hinunter zu einem anderen Hause hin.

Die Mutter wartet mit dem Einschenken. Es fehlt doch der Junge – ich bin noch immer ihr Junge, aber ich will es gar nicht mehr sein. Und mir liegt an ihrem Kaffee nichts, auch nicht an dem süßen Streuselkuchen, den die Mutter eigens für den Sonntag gebacken hat. Ich habe ein Ziehen in der linken Brustseite, aber dafür gibt es kein Pflästerchen mehr.

Diese Sonntage vergehen, die Jahre. Vorbei die Kindheit, die Jugendzeit. Die Welt lockt und die Ferne. Die Mutter aber steht noch immer daheim am Herd, macht Feuer an und stellt den Topf auf, nur noch einen sehr kleinen, entsprechend dem häuslichen Kreise, der sich verengt hat. Sie hält weiter-

hin alle Tage Dunkelstunde, sinnt und betet. Auf dem Kamin des Hauses hängt das Rauchföhnchen, winkt da und dort hin, aber die Mutter bleibt allein.

Und wieder sehe ich es winken. Es ist ein fremdes Haus. Ich bleibe davor stehen. Mit einem Male ist es mir vertraut. Ich sehe den Feuerschein auf der Decke hin und her huschen, trete zu der Frau am Herd, die meine Mutter sein könnte. Wohlige Wärme umfängt mich. Die Uhr an der Wand tickt und tackt, die Zeit schreitet gemächlich dahin. Es ist alles wie einst und immer wenn ich Rauch steigen sehe aus einem Haus, ist die Mutter wieder da. Ich kehre bei ihr ein, lasse mir den Kaffee und den Streuselkuchen schmecken und lausche mit ihr in die Stille der Dunkelstunde.

Im Dunkeln kommt vieles nahe, das schon fern ist, selbst dieses „Heile-heile“, mit dem so mancher Schmerz vergangen ist. Ich sehe meine Mutter in all ihrer Liebe, die sie für alles hatte, und der Sorge und Kümmernis, die sie für mich aufwandte, für die ganze Familie, die Tiere eingeschlossen. Mit dem Gedanken an meine Mutter kommt mir noch etwas anderes: Immer sagte sie ein Wort, von dem ich glaubte, es sei nur ein Seufzer. Jetzt geht mir auf, was es zu bedeutet hatte und daß es ein Trostwort war. Wenn etwas Schweres auf ihr lastete, Kummer, Sorge und Schmerz, sagte sie: „Es ist halt ein Kreuz“. Sie dachte in ihrer Frömmigkeit an den, dessen ganzes Leben Leiden war bis hin zum Kreuz, das er willig auf sich nahm. Und das tat auch meine Mutter.

Leid und Schmerz hieß für sie Mittragen des Kreuzes Christi um des Himmels willen. Sie wollte dem Leid nicht entfliehen und hat es mit dem Seufzer „Es ist halt ein Kreuz“ stets überwunden.

Es konnte wohl nur so sein, daß aus dem geduldigen Tragen eines Leides und Schmerzes ein Trost heranreife – aus dem Göttlichen her, von dem alle Heilung kommt. Ja, es war manchmal, als ob meine Mutter ohne Schmerz und Leid gar nicht

sein
bensl
zeug
sie
nahm
nis
mehr
von
Klein
Kreu
dabe
ist h
Meir
tag.
es K
gab,
weck
kom
recht
Feue
den
muß
Gold
Brot
noch
tag v
Arbe
war :

sein wollte, und daß sie daraus mehr Lebensfreude gewann. Sie gewann die Überzeugung, daß sie in Gott geborgen ist, wenn sie Ungemach wie ein Kreuz auf sich nahm. Je mehr das Fleisch durch Bedrängnis von außen geschwächt wurde, umso mehr wurde der Geist durch die Gnade von innen gestärkt.

Kleine Widerwärtigkeiten waren „ein Kreuzel“, und immer gewann sie Heil dabei. Nichts wurde ihr zu schwer – „es ist halt ein Kreuz“.

Meine Mutter hatte einen langen Arbeitstag. Sie mußte auf dem großen Hofe, wo es Knechte und Mägde, Kühe und Pferde gab, als erste aufstehen, das Gesinde wecken, damit das Vieh sein Futter bekomme. Aber auch die Hofleute sollten rechtzeitig ihr Frühstück haben. Damit das Feuer im Ofen schnell brenne, lief sie auf den Holzplan nach dürrem Reisig. Alles mußte schnell gehen. „Morgenstund hat Gold im Mund“, war ihr Sprüchlein. Wenn Brot gebacken werden sollte, hieß es auch noch an den Backofen denken. Ein Beschäftigter tag war für die Mutter besonders reich an Arbeit und Kummernis. Das Auswirken war schwer. Meine Mutter glaubte, es dem

Herrgott schuldig zu sein, der das Korn hatte wachsen lassen. Und immer machte sie drei Kreuzzeichen auf einen Brotlaib, ehe sie ihn aufschnitt. Schließlich die kleinen Nöte und Wünsche der Hausleute. Sie kamen damit alle zur Bäuerin, das war auch ihre Mutter. Für alles und alle auf dem Hofe mußte sie da sein.

Eine Stunde des Tages aber gehörte ihr – die Dunkelstunde. Wenn die Schatten des Abends in die Stube fielen, sank sie auf die Ofenbank und legte ihre müden Hände in den Schoß. Es gab vieles zu bedenken, über das sie mit niemandem sprach – nur mit dem einen Herrgottswinkel.

Wenn sie dann Licht machte, lag auf ihrem Gesicht ein Lächeln. So als käme sie aus einer anderen Welt. Nun hieß es schnell Feuer machen und das Abendessen kochen. Die Arbeit ging ihr jetzt leichter von der Hand. Es hieß auch schon wieder an den nächsten Tag denken und manches dafür vorbereiten. Meine Mutter, die von früh bis abends auf den Beinen war und so viel zu bewältigen hatte, lebte von der Kraft dieser Goldenen Stunde. Mehr noch von den vielen „Kreuzeln“ des Tages, die sie willig trug.

ANTON JATSCH

Heimat

*Wer sie besitzt, der kann's nicht wissen,
wer sie verlor, den mußst Du fragen,
denn er, er weiß, was Heimat ist,
er nur allein kann es Dir sagen.*

*Die Heimat, Dir von Gott gegeben,
sie wächst in Dich, in Fleisch und Blut,
sie lebt in Deinen Augen, Ohren,
in Deines ganzen Wesens Gut.*

*Du kannst sie frohen Muts verlassen,
kannst durch die Welt mit Freuden ziehn,
du mußt von ihr nur eines wissen,
du kannst zu ihr in Nöten fliehn.*

*Doch hast Du, Armer, sie verloren,
bist Du verbannt, Du Stück von ihr,
so sehnt sich eines zu den andern;
zum Schmerz wird dann die Heimat Dir.*

*Wer dürfte Dir, o Mensch, verwehren,
zu kämpfen um Dein eignes Ich?
Wer es verläßt, dem bleibt's verloren;
ein Schwächling, ach, er schäme sich!*

Leben auf Rädern

Als Gregor aus der Bahnhofshalle trat, um zur Schule zu gehen, leuchtete ihm das Plakat an der Litfaßsäule schon von weitem entgegen: ein Löwenkopf, der Rachen fauchend aufgerissen, daß man die Zahnreihen sehen konnte, die Mähne unwirklich organgegelb; während die anderen weitergingen, lief Gregor auf das Plakat zu und starrte es an. Artisten schaukelten auf dem Hochtrapez hin und her, wirbelten sekundenlang durch die Luft und faßten im richtigen Bruchteil der Sekunde nach der rettenden Stange, die ihnen entgegenschwang. Chinesen mit Tellern und Bällen zeigten ihre Geschicklichkeit, und ein Indianer im Federschmuck zielte mit einem Messer nach einer gefesselten Frau. Wann hatte sich, seit der Krieg ausgebrochen war, zum letztenmal ein Zirkus in die böhmische Kleinstadt verirrt?

Gregor nahm sich vor, seine Mutter zu bestürmen, daß sie ihm erlaube, am nächsten mittagsvorstellung zu besuchen, aber er fürchtete, sie würde ihm seine schlechten Noten vorhalten und abweisend den Kopf schütteln wie schon oft, wenn er sie um etwas gebeten hatte. Könnte er doch wenigstens ein solches Plakat auftreiben! Wenn er es ansah, würde er sich jede einzelne Nummer vorstellen, die tolpatschigen Streiche des Clowns, die Dame mit den abgerichteten Tauben, den Zauberer, der ein junges Mädchen verschwinden ließ, den indianischen Messerwerfer.

Da bemerkte Gregor, daß die Ecke des Plakats nicht festgeklebt war. Er trat ganz nahe heran, blickte sich nach allen Seiten um, riß die Ecke ab und steckte sie in die Manteltasche. Dann stürmte der Junge hinter den anderen her, bis er sich außer Gefahr glaubte. Gregor holte den Fetzen aus einer Tasche. Ein Zirkuswagen war darauf abgebildet, auch ein Stück des Zelts. Zu Hause wollte er den Wagen ausschneiden und in

seiner Schublade aufbewahren.

Die Karte von Mitteleuropa hing neben der Tafel, und Herr Krämer, der Geschichtslehrer, war damit beschäftigt, Hakenkreuzfähnchen, die in der Landkarte steckten, behutsam herauszuziehen und etwas weiter westlich erneut einzusetzen.

„Auch an dieser Stelle mußte die Front begradigt werden“, erklärte er hüstelnd und rückte am Gestell seiner Brille. „Die Kampflinien sind kürzer geworden und werden sich leichter verteidigen lassen.“

Gregor blickte von seinem Plakatifetzen auf, den er unter seiner Bank liegen hatte, und betrachtete die Karte. Immer mehr wurde Deutschland eingekreist: die Linie der Fähnchen zog sich von einer Geschichtsstunde zur anderen immer enger zusammen. Wie eine Lassoschlinge, dachte der Junge, es gibt kein Entkommen. Das Gefühl, eingeschnürt zu sein, abgeschlossen von der Welt eingesperrt, überkam Gregor; am liebsten wäre er ans Fenster getreten, hätte es weit aufgerissen, damit der Straßenlärm ungehindert hereindringen konnte. Horst, sein linker Banknachbar, stieß ihn mit dem Ellbogen an und flüsterte: „Wollen wir nicht zum Zirkus gehen?“

„Wann?“ fragte Gregor hinter vorgehaltener Hand zurück. „Am besten gleich“, antwortete Horst. „Laß mich nur machen.“

Gregor wußte, was jetzt geschehen würde, und ein Seitenblick bestätigte ihm, daß er mit seiner Vermutung recht hatte: Horst hielt den Atem an, daß die Stirnadern hervortraten und sein Gesicht blaurot anlief. Gregor spürte, wie ihm selbst die Röte ins Gesicht schoß, aber er bemühte sich, gleichgültig auf die Landkarte zu schauen.

„Mir ist schlecht“, rüchelte sein Sitznachbar und sackte mit dem Oberkörper auf die Pultplatte.

„Dem Föhist ist schlecht“, rief Gregor aufgeregt in die Klasse. „Dann schaff ihn

hinaus an die Luft oder nach Hause", sagte der Lehrer, verärgert darüber, daß er unterbrochen worden war. Gregor nahm die zwei Schultaschen und half Horst auf, während die anderen Jungen ein Lachen unterdrückten. Gemeinsam verließen die beiden das Klassenzimmer.

Die Tauben flatterten aufgeregt in ihren Käfigen hin und her, daß ihr weißes Gefieder an den Maschendraht streifte; einige drängten sich verstört in der Ecke und gurrten. Die Unruhe auf dem Festplatz hatte sie angesteckt.

„Soll ich sie freilassen?“ fragte Horst.

„Du willst wohl unbedingt in die Zeitung kommen“, antwortete Gregor erschrocken, „damit der Krämer den ganzen Schwindel erfährt.“ Während Gregor mit seinem Schulfreund über den Platz schlenderte, stellte er sich vor, wie die Tauben in die Luft aufschwirrten, eine Vogelwolke, die der Wind erfaßte und rasch davontrug. Das Treiben auf der Festwiese begeisterte und berauschte ihn; das Klirren der Ketten, das Pferdegewieher, das zornige Rascheln, das aus einem der noch geschlossenen Käfigwagen drang; nur eine dünne Bretterwand und einige Gitterstäbe trennten ihn von der Löwengruppe. Ein beißender, wilder Dunst lag in der Luft, ein Gemisch der verwirrendsten Gerüche: Gregor dachte an Steppe und Savanne, an ein Land voll fremder Menschen und Tiere, wo die Erde in der Ferne flimmern mit dem Himmel verschmolz.

Eine Gruppe muskulöser Männer war dabei, Metallgestänge abzuladen und über den Platz zu tragen; Schweiß perlte auf den nackten Oberkörpern, obwohl ein kühler Luftzug vom Fluß heraufstrich. Kurze Rufe, für Gregor unverständlich, schwirrten an sein Ohr, Laute einer fremden Sprache vielleicht.

Die Jungen lehnten sich an einen der Wagen und beobachteten das Treiben. Über den Platz ging ein alter Mann mit auffallend krummen Beinen, und Gregor stellte sich vor, wie er am Abend sein Gesicht weiß

und seinen Mund grellrot schminkte, sich eine Glatzenperücke aufstülpte und in ein Clownkostüm schlüpfte. Jetzt sah sein Gesicht verknittert und ernst aus.

Aus dem Zirkuswagen trat eine junge Frau mit blauschwarzen Haaren; ihre Haut war bräunlich wie die einer Zigeunerin, und Gregor dachte, daß er seit Jahren keine Zigeuner mehr gesehen hatte. Wo mochten sie geblieben sein?

Die Frau schwenkte zwei Eimer, von denen das Emaille an manchen Stellen abgeplatzt war, lachte die Jungen an und fragte: „Wollt ihr mit anpacken?“

Gregor erschrak über die unvermutete Anrede; Horst dagegen faßte sich schneller und antwortete: „Warum nicht?“

Die Frau lächelte, daß ihre Zahnreihen zu sehen waren. „Das ist kein Zuckerlecken, so ein Leben auf Rädern“, sagte sie, bevor sie zur Zapfstelle weiterging.

Gregor dachte daran, daß die Zigeunerin ihm wirklich erlauben könnte, in ihrem Wagen mitzureisen, daß er mithelfen würde, bevor er mit den Artisten weiterzog. Konnte es etwas Aufregenderes geben als dieses Leben auf Rädern, als immer unterwegs zu sein zu neuen Zielen?

Mit einem Kopfnicken verständigten sich die Jungen; dann gingen sie der jungen Frau entgegen, um ihr die Wassereimer zu tragen.

Durch ein Gitterfenster des Güterwagens strich der Fahrtwind kalt herein. Obwohl Gregor auf einem Kleiderbündel saß, übertrug sich die Erschütterung der rollenden Räder auf seinen Körper. Manchmal huschte der Lichtstreifen einer Bahnhofslampe durch den Wagen, zu kurz, als daß man mehr erkennen konnte als die Umrisse der anderen, die, in Decken eingehüllt und breitbeinig auf Koffern sitzend, vor Erschöpfung eingeschlafen waren.

Gregor dachte an den Strohsack des Stockbetts, wo er die letzten Nächte zugebracht hatte, zusammen mit einigen hundert anderen Menschen, die auf ihre Ausweisung

gewartet hatten, auf den nächsten Transport; der schlackebestreute Hof fiel ihm ein, der Stacheldrahtzaun um das Lager, das die Miliz Tag und Nacht bewachte. Er hätte froh sein müssen, daß die Zeit des untätigen Wartens zu Ende ging: am Morgen schon mußten sie die Grenze erreicht haben.

Statt dessen quälte ihn eine Bitternis, die er nicht verstand; sie saß ihm in der Kehle, und er versuchte umsonst, sie hinabzuwürgen. Hatte er sich nicht gewünscht, von zu Hause fortzulaufen und mit einem Zirkus

durch die Welt zu reisen? Keine zwei Jahre lag das zurück. Der Zug fuhr an einem Fluß entlang. Winterdürres Schilf säumte das Wasser, über dem sich Nebel kräuselte. Hinter der Hügelkette dämmerte der Morgen herauf, ein trüber Spätwintertag. Als Gregor zum Himmel aufblickte, bemerkte er einen Vogel; es mußte eine Gabelweihe sein oder ein Bussard, der rüttelnd in der Luft stand und plötzlich wie ein Stein auf die Uferwiese herabstürzte, um eine Beute zu fassen.

Der Lindwurm von Trautenau

Die Stadt Trautenau führt in ihrem Wappen einen Lindwurm. Das bronzenes Bild desselben ist in den Anlagen am Fuße des Gablenzberges aufgestellt, wohin es vom Ringplatze in Trautenau, auf dem es früher sich befand, überführt wurde. Die ausgestopfte Hülle des Ungeheuers, das nach Annahme der Gelehrten eine große Landeidechse (nicht ein Krokodil) war, ist in der Torhalle des Rathauses zu Brünn aufgehängt.

Über die Tötung dieses Untieres erzählt die Sage folgendes:

Herr Albrecht von Trautenberg begann den Bau der jetzigen Stadt Trautenau. Zwei Knechte, welche ausgesandt wurden, Kalk und Mauersteine zu suchen, stiegen eines Tages in ein sumpfiges Tal hinab und gelangten endlich zu einer Höhle, welche sie eben durchsuchen wollten, als sie ein Anblick davon zurückhielt, der ihnen das Blut in den Adern erstarren machte. Sie sahen nämlich zuerst einen großen Vogel, der ängstlich in der Höhle umherflatterte, und sodann ein schlangenähnliches Ungetüm, das sich in dem sumpfigen Boden wälzte und giftige Dämpfe aus seinem Rachen blies. Die erschrockenen Männer eilten so rasch als möglich zu ihrem Gebieter und meldeten, was sie Schreckliches geschaut. Der Herr von Trautenberg verfügte sich alsobald an Ort und Stelle und als er das

Gemeldete bestätigt fand, ließ er sogleich eine große Falle von großen Baumstämmen zimmern und diese von der Höhe zur Höhle herablassen. Ein lebendes Kalb hatte man als Köder in die Falle gebunden und als dieses zu schreien anfang, schoß der Lindwurm aus seinem Versteck hervor und stürzte sich auf das Tier. Er schlug aber so unbändig in den Balken umher, daß man





Trautenuauer Marktplatz.

www.riesengebirgler.de

befürchtete, er werde die Falle zertrümmern. Man baute in der Eile eine zweite, welche dem Untier den Kopf so kräftig zusammenpreßte, daß es sich nicht mehr losreißen konnte. Als man sich von dem Erfolge der getroffenen Maßregel überzeugt hatte, wurde sofort trockenes Holz herbeigeschafft und die Falle damit umgeben. Hierauf zündete man das Holz an und sah bald mit großem Vergnügen, wie der Rauch und Qualm den Lindwurm, der mit seinem Schweife alles um sich her zu zertrümmern suchte, nach und nach erstickten. Als der Lindwurm sich nicht mehr regte und tot lag, machte man sich über ihn her und zog ihm die Haut ab. Das Fleisch

wurde in eine Grube geworfen und diese zugescharrt, die Haut dagegen an der Sonne getrocknet und nachher ausgestopft. Kurze Zeit darauf hielt der Herzog Udalrich von Böhmen in Brünn Hof. Herr Trautenberg und eine Gesandtschaft der Trautenuauer Bürgerschaft begaben sich dorthin und machten ihm mit dem Balge des Lindwurmes ein Geschenk, welches nicht wenig angestaunt wurde.

Der Herzog nahm das seltene Geschenk an und befahl, den Lindwurm in der Halle des Brünnner Rathauses aufzuhängen. Den Trautenuauern aber gab er den Drachen in ihr Insiegel.

*Soll Dein Nachbar bestraft sein jedenfalls,
dann wünsche den Geiz ihm an den Hals!* OLGA BRAUNER

Rübezahl und der Bettelmann

Der Winter hatte in Schlesien Einzug gehalten. Die Berge und Wälder des Riesengebirges waren tief verschneit. In jenem Winter war besonders viel Schnee gefallen. Dazu herrschte außerdem noch ein sehr strenger Frost, der Stein und Bein im Nu gefrieren ließ. Obwohl die Bewohner des Riesengebirges große Kältegrade gewohnt waren, so hatten sie jedoch eine derartige Kälte seit Menschengedenken noch nicht erlebt. Der Frost lag grimmig, starr und eis erfüllt in den Landen der Riesenberge. Wer nicht unbedingt draußen etwas zu tun hatte, verbarg sich vor ihm in den warmen und gemütlichen Gebirgshäuschen.

Die Natur ruhte im starren Frost des Wintertages. Die schmalen Bergstraßen waren menschenleer. Es war nachmittags, gegen drei Uhr. Die ersten Schatten des scheidenden Tages lagen schon auf den schneebedeckten Baumwipfeln der Kräberberge bei Arnsdorf. Auf einem der vielen Waldwege sah man nun eine menschliche Gestalt durch den tiefen Schnee stapfen. Nur recht mühsam bahnte er sich vorwärts, und er mußte recht oft stehenbleiben, da er wohl auch schon recht alt zu sein schien. Der Mann trug eine zerschlissene alte Lodenjacke, dünne Hosen, durch die der Eiswind frostig blies, dazu steckten seine Füße in arg ausgetretenen Schuhen. Der Kopf des armen Mannes war mit einem uralten Filzhut bedeckt, unter dem Ohrenschützer sichtbar waren. Seine Handschuhe waren voller Löcher. In seiner Rechten hatte der Mann einen derben Knotenstock, nach Art der Gebirgler. Auf seinem mageren Rücken hing ein armseliger Rucksack, an dem eine alte Woldecke befestigt war. Das Gesicht des Alten war von Wind und Wetter geberbt und tiefe Falten hatten sich darein gegraben. Sein grauer Bart war von Eis und Reif behängt. Keuchend ging er auf dem Waldwege, der nun allmählich steiler wur-

de, voran. Sein Atem dampfte und blieb starr in der winterlichen Luft stehen. Von den Bäumen der Kräberberge, die unter der großen Schneelast ächzten und stöhnten, stäubte leise der glitzernde Schnee auf den Mann herab.

Nach geraumer Zeit kam der Alte aus dem Walde heraus und plötzlich hörte er Stimmen von Menschen. Ja, dort vorn war ein großer Teich, auf dem einige Kinder über das blanke Eis schlidderten. Gleich hinter dem Teich gewahrte nun der Mann ein langgestrecktes Dorf. An dem tiefgefrorenen Weiher hielt der Alte inne und er sah eine Weile den Kindern auf der Eisfläche zu. Da fiel ihm seine Jugendzeit ein. Vor vielen, vielen Jahren war ein einstmals auch so über das Eis geflitzt, so wie diese Kinder dort. In Gedanken versunken war er im Begriff, seinen beschwerlichen Weg fortzusetzen. Da, was war das? Ein vielstimmiger Aufschrei der Kinder ließ den Alten alsbald zurückblicken. Und er erkannte sofort, daß auf jenem Teich ein Unglück geschehen sein mußte. So schnell es seine alten und müden Beine vermochten lief er zum Weiher hinüber. Nun sah er es. Ein Knabe war am Ufer des Teiches in ein Eisloch geraten. Sein Oberkörper war noch zu sehen. Krampfhaft versuchte er sich auf der spiegelblanken Eisfläche zu halten. Jeden Moment konnte er im Wasser versinken. Panisch vor Angst liefen die anderen Kinder fort. Der alte Mann am Ufer des Teiches sprach nun dem Knaben besänftigend zu und streckte ihm seine alten Hände entgegen. Und langsam, ganz langsam, zog er das angsterfüllte, vor Wasser triefende Kind an das rettende Ufer. Begütigend streichelte der Alte das Köpfchen des Knaben und er zog seine alte, zerschlissene Jacke aus und legte sie behutsam auf das frierende Kind. Dann erkundigte sich der alte Mann bei dem Jungen, wo er denn zuhause wäre.

Rasc
zum
Die
wo
ware
Man
Jack
Bas
Sohn



Ries

Der
und
an:
„Ich
Gefü
jetzt
laß'
sche
Wor
arm
gab
Jack
Trau
um
quan
grim
aber

Rasch, so gut es eben ging, lief nun der Alte zum nahen Dorf, um Hilfe herbeizuholen. Die Leute im Dorf zeigten ihm den Weg, wo die Eltern des Jungen wohnten. Es waren reiche Bauersleute. Der arme alte Mann, abgerissen und ohne wärmende Jacke, naß und frierend, erzählte dem Bauern die Geschichte und bat ihn, seinen Sohn schnell heimzuholen.

mit ihren sechs Kindern, die selbst bitterarm waren. Als die gutherzige Frau den alten Mann kommen sah, so bat sie ihn, gleich in ihr bescheidenes Häuschen zu kommen. Alle mußten nun etwas enger zusammenrücken, zumal sie nun neun Leute im Zimmer waren. Die Frau bereitete dem Alten sofort eine warme Mahlzeit, zwar karg, doch sie gab gerne von dem We-



Riesengebirge – Sudetengau.

Der reiche Bauer jedoch, ein vierschrotiger und ein grober Mann, fuhr den Alten barsch an: „Scher' Dich schnell von meinem Hof!“ „Ich habe keine Zeit, mir dein dummes Gefasel weiter anzuhören!“ „Ich muß mich jetzt um meinen Jungen kümmern!“ „Und laß' dich hier auf meinem Hof nie wieder sehen, du nichtsnutziger Vagabund!“ Kein Wort des Dankes für den hilfsbereiten armen Alten. Nur die mitleidige Bauersfrau gab dem armen Manne heimlich eine alte Jacke und dazu noch ein Stück Brot.

Traurig schritt der alte Mann von dannen, um sich irgendwo ein bescheidenes Nachtquartier zu suchen, da die Kälte nun immer grimmiger wurde. Am Rande des Dorfes aber wohnte eine arme Tagelöhnerfamilie

nigen, das die besaß. Eine warme Milchsuppe mit Brot, Ziegenkäse und Quark. Vor dem Essen sprach die Frau ein Gebet, denn sie war gottesfürchtig und fromm. Dann trocknete sie die nassen Sachen des alten Mannes und bat ihn, solange bei ihr im Hause zu bleiben, bis er sich wieder erholt habe. Der Alte fühlte sich bald wie zuhause bei dieser überaus freundlichen Frau, und er unterhielt sich mit ihr und dem Mann und spielte mit den Kinderlein. So eine gute Aufnahme hatte er bisher noch nirgendwo bekommen. Dem Himmel sei Dank dafür! Dann erzählte er seine Lebensgeschichte, daß er durch ein großes Mißgeschick zum Bettelmann geworden sei und er schon seit vielen Jah-

ren keine Heimat mehr hätte. Auf das Drängen seiner Gastgeber hin mußte er auch von der Rettung des Knaben berichten und was ihm bei dem reichen Bauern widerfahren war. Ja ja, dieser Bauer war schon in der ganzen Umgegend als grob, geizig und menschenverachtend bekannt und er stand in einem denkbar schlechten Ruf. Der Tagelöhner und seine Frau meinten, die Strafe Gottes würde diesen gemeinen Kerl auch wohl eines Tages treffen.

Grade als sie die Petroleumlampe löschen und zu Bett gehen wollten, hörten sie Pferdegetrappel draußen vor der kleinen Kate. Ein Wagen hielt vor der Tür, und ein stattlicher Mann mit wallendem Bart, in ein grünes Lodenwams gehüllt, sprang gewandt vom Kutschbock. Er band die Pferde an und klopfte dann donnernd an die alte morsche Tür des Tagelöhners. Die Leute waren arg erschrocken. So ein später Besuch und dazu noch so ein vornehmer und feiner Herr! Was hat das zu bedeuten, fragten sich die armen Leute.

Die Frau öffnete die Tür und fragte, was der Herr denn begehre. Dieser aber begrüßte einen jeden mit Handschlag und er war über alle Maßen höflich und freundlich. Und er sagte nun: „Ja, ich habe mich wohl bei diesem großen Schnee so geirrt, daß ich in die falsche Richtung gefahren bin! Habt ihr, ehrenwerte Leute, nicht ein kleines Plätzchen für mich? Ich werde es euch auch sehr gut entlohnen!“ „Natürlich, gern“, sagte die gute Frau. „Kommen Sie nur herein in unser bescheidenes Heim!“ Und der vornehme Herr ging ins Haus, und er freute sich voller Dankbarkeit. Die Frau bereitete ihm auch ein Mahl von dem Wenigen, was sie hatte. Dem Fremden gefiel es ausnehmend gut bei diesen armen, herzensguten Menschen. Ehe sie sich dann zur Ruhe begaben, fragte die einfache Frau diesen unerwarteten Gast, wo denn die Pferde mit der Kutsche über Nacht bleiben sollten. Der fremde Herr aber entgegnete geheimnisvoll, daß er sie schon heimgeschickt habe, sie ihn aber morgen in der

Frühe, wieder abholen kämen. Die Frau aber schloß verblüfft die Haustür zu und machte sich so ihre Gedanken über den Besuch dieses Herrn.

Ehe sie sich zur Ruhe legten, sagte der Fremde noch zu der Frau des Tagelöhners: „Mein Freund, der arme alte Bettelmann, ist doch sicher auch heute Nacht in eurem Häuschen!“ Die Frau sagte erstaunt: „Ja, das stimmt! Aber woher wissen sie denn das?“ Darauf antwortete der feine Herr: „Liebe gute Frau, ich weiß viel mehr, als ihr es zu denken vermögt! Dieser gute alte Mann ist mein getreuer Freund! Er, der vom Schicksal hart Gepeinigter, steht unter meinem persönlichen Schutz! Wer ihm etwas zuleide tut, der wird von mir persönlich schwer gestraft!“ Und zum Schluß sagte er: „Meine Boten haben es mir schon vor einigen Stunden berichtet, was diesem guten Manne widerfahren ist!“ Die Frau bekam einen gewaltigen Schrecken. Ja, dieser Fremde hier, der ist wahrhaft' unheimlich! Und sie wies dem Herrn eine ärmliche Bettstatt an. Eine bessere Schlafgelegenheit für diesen vornehmen Herrn hatte sie leider nicht. Die arme Frau wälzte sich noch stundenlang schlaflos auf ihrem Lager und gar böse Träume plagten sie, da sie die vergangenen Geschehnisse nicht vergessen konnte.

Als dann der nächste Morgen heraufdämmerte, war der fremde Herr bereits fertig bekleidet und er wollte sich nun zur Heimfahrt rüsten. Des Tagelöhners Frau bestand aber darauf, daß sie alle gemeinsam das morgendliche Mahl einnehmen sollten. Die Frau sprach vorher ein Gebet. Dann aßen sie alle, auch der Bettelmann und der Fremde, von der kärglichen Mehlsuppe mit Brot, und sie waren mit dem Wenigen mehr als zufrieden. Zu dem Bettelmann aber sagte der vornehme Herr: „Da du so viel Schweres im Leben hast erdulden müssen, so kommst du nun zu mir mit, in mein Schloß! Du sollst noch viele schöne Jahre bei mir verleben! Du, einer der Ärmsten, du hast es wahrlich ver-

dient! Nie mehr in deinem Leben sollst du Not erleiden! Komm, meine Kutsche wartet schon draußen!" Und die Pferde mit dem Wagen standen schon vor der Tür.

Der Bettelmann aber wurde bleich vor Schrecken, aber auch vor glückseliger Freude! Er konnte es immer noch nicht fassen. Kurz vor der Wegfahrt steckte der vornehme Herr der Tagelöhnerfrau einen seidenen Beutel mit Goldstücken zu und er sagte zu ihr: „Ich schenke für deine große Liebe und Güte, dir und deiner Familie zehn blanke Goldstücke. Du darfst von diesen Goldstücken aber immer nur höchstens neun davon ausgeben! So werden dann abends immer zehn neue Münzen in dem Beutel sein! Wenn du so tust, wie ich dir sage, so werdet ihr alle bis an euer Ende keine Not mehr haben! Es soll ein kleiner Dank dafür sein, daß ihr mich und meinen Freund, den Bettelmann, liebevoll beherbergt habt! Und nun Adieu! Ich komme bald mal wieder bei euch vorbei!" Die Tagelöhnersleute konnten ihr großes Glück kaum fassen, das ihnen ins *Mausigebirge* kamen war! Und später wußten sie es. Der Fremde war der Berggeist Rübezahn gewesen, der bei ihnen zu Gast gewillt hatte.

Der Fremde und der alte Bettelmann fuhren nun beide in der vornehmen Kutsche rasch von dannen. Der Alte machte sich während der rasanten Fahrt immerzu Gedanken, wer denn dieser Fremde sein könne. Das Gesicht dieses geheimnisvollen Mannes kam ihm irgendwie sehr bekannt vor. Als sie zum Dorfe hinaus fuhren und gerade bei dem Hofe des bösen, reichen Bauern vorbeikamen, drohte der Fremde vom Kutschbock herab mit seiner Peitsche zum Gehöft des reichen Bauern hinüber. Alsbald stand das Bauernhaus in hellen Flammen und nichts konnte mehr gerettet werden. „Siehst du“, sagte nun der Fremdling zu dem Alten, „nun hat er seine gerechte Strafe bekommen!“ Der reiche Bauer war zum Bettelmann geworden und er zog seither mit seiner Familie bettelnd durch die Lande. Zuhause im Schloß angekommen, gab sich der Berggeist dem Alten zu erkennen. Und der ehemalige Bettelmann, nun reich geworden, lebte noch viele Jahre glücklich bei seinem Freunde Rübezahn. Oft besuchten sie mal – bei einer Rundfahrt durch sein Reich – die Tagelöhnersleute in dem Dorf im Riesengebirge. Auch diese braven Leute lebten noch viele Jahre glücklich zusammen!

Erhart Proschwitzer

Die westlichen Vorsudeten

Iser und Elbe entströmen der Bergmasse des Riesen- und Isergebirges in südlichem Laufe, beim Austritte aus dem Gebirge entfernen sie sich jedoch in entgegengesetzter Richtung, die Iser nach Nordwesten, die Elbe nach Südosten, um dann nach einem Knie wieder gleichlaufend zu werden. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in einer Anzahl scharf hervorgehobener sudetisch (lausitzisch oder saxonisch) gerichteter Bergrücken, die durch die saxonische Faltung erst in der Jungzeit gebildet worden sind. Wir fassen sie unter dem Namen „Westliche Vorsudeten“ zusammen. (Mit

Ausnahme des Kozakovrückens stürzen die Bergzüge nach Nordosten steil ab. Die Seehöhe nimmt mit der Annäherung ans Riesengebirge zu.) Als Bausteine kommen vor



Aus Switschin.

allem kreidische Quadersandsteine in Betracht, im Norden auch permische Absatzgesteine und Melaphyre, auch etwas Porphyry, bei der letzten Faltung quollen auch Basalte hervor. Um Switschin wurde sogar uraltes Gestein, Gneis und kambrischer Schiefer, emporgepreßt, die nun zu Tage treten, da das darüber liegende permische Absatzgestein abgetragen worden ist.

Den besten Überblick über die westlichen Vorsudeten bietet ihr höchster Gipfel, der Kozakov östlich von Turnau, 743 m hoch. Das Gebirge steigt im Süden aus der Nimburger Ebene auf, ist im Westen durch die Iser vor der Dauber Platte und vom Jeschkengebirge getrennt, hängt am Kozakov innig mit den Schiefen des Schwarzbrunn- und Riesengebirges zusammen und erhebt sich im übrigen Norden über das Riesengebirgische Rothügelland.

Da die Westlichen Vorsudeten zum allergrößten Teile tschechisches Siedlungsgebiet sind, so liegen sie ziemlich abseits der deutschen Wanderei und sollen hier nur ganz übersichtlich behandelt werden; alles hier Erwähnte ist jedoch einer Besichtigung und Würdigung wert.

Der Mužsky-Rücken

Östlich von Münchengrätz zieht der Mužsky-Rücken, benannt nach dem Mužsky Kopec (462 m), der seinen Namen nach dem Dorfe Mužsky trägt. Die bewaldete Quadermasse erhebt sich jäh um 230 m aus der Ebene, zeigt senkrechte Felswände. Am 28. Juni 1866 erkletterten die Preußen diese Bastionen und zwangen die österreichische Artillerie zur Flucht.

Der Großskaler Rücken

Zwischen den Tälern der Zehrovka und Libunka zieht der Großskaler-Rücken mit ähnlichen Felswänden und Schluchten. Am herrlichsten ist der Quadersandstein in dem berühmten Prachover Felsen gestaltet. An diese östlich angelehnt, fand am 29. Juni 1866 die Schlacht bei Jičín statt. Weithin ins Land lugt der Gipfel des Großskaler

Rückens, der, 514 m hoch, die Ruinen der Doppelburg Trosky trägt. Nördlich des Dorfes Großskal mit seinem Felsenschloß liegen das Badeörtchen Wartenberg (Sedmihorky), die Großskaler Felsenstadt, nordöstlich Wallensteins Stammschlößchen Waldstein.

Das Sokol-Gebirge

Jenseits der Libunka lagert ein Dreieck aus Quadersandstein, das Sokol-Gebirge; es steigt von Turnau an und fällt im Osten geradlinig und steil zum Vaclavi-Bache ab. Im Norden ist es am höchsten und wird hier von der Iser durchbrochen. Rechts lehnt es sich an das Jeschken-, links an das Kozakov-Gebirge an, von beiden durch enge Täler getrennt. Wer von Turnau nach Norden fahrend, das Tunnel der Iser-schlinge passiert hat, staunt ob der kühnen Felsgebilde: rechts auf steilster Felszunge die Burgruine Zbiroh und der Berg Sokol, 559 m hoch, links die Drabovna (447 m) und der romantische Klippenkamm von Kleinskal, im Hintergrunde die Burgruine

Der Kozakov-Rücken

Wie ein großartiges Altarblatt ragen rechts hoch über der Schlucht die Dürren Felsen (Suché Skály), eine zackige dünne Steinwand. Sie sind der Beginn des Kozakov-Rückens, das als Fortsetzung des Jeschken-Gebirges bis an die Straße Rovensko Semil zieht. Es baut sich aus Quader (die südwestliche Seite), aus Permabsätzen, Melaphyr und Basalt auf.

Dieses Ergußgestein lieferte die berühmten böhmischen Halbedelsteine, die zu Turnau geschliffen wurden. Das Aussehen des Kozakov-Rückens weicht von dem der übrigen Vorsudeten ab, indem die Gipfelinie stark bewegt ist, das Gebirge im Nordwesten einen scharfen Kamm zeigt und wo es dem Perm angehört, nicht bloß mit Wald, sondern auch mit Feldern und Ortschaften bedeckt ist. Der 743 m hohe flache Gipfel trägt Felder, Hutweide und Steinriegel; seine Aussicht ist großartig: Jeschken-, Iser-

Schwarzbrunn- und Riesengebirge in schweigsamem Ernste, im Süden über die einfachen geraden Waldrücken der Vorsudeten hinweg in die sonnige Ebene, im Westen die vielen Kegel Nordböhmens; tief unten liegt das Isertal (Semil, 45 km, 318 m).

Der Switschin-Rücken

Das Gegenstück zu dem Kozakov-Rücken bildet der östlich gelegene Switschin-Rücken, der die Elbe von der langen Talsperre oberhalb Königinhofs bis Jaroměř und Josefstadt zu sudetischer Richtung zwingt.

Der Rücken beginnt an der Bystritz und zieht geradlinig, 22 km lang, zum Elb-Knie. Er erhebt sich rasch zum Switschin (Zvičín) mit 671 m Seehöhe und fällt hierauf allmählich: Třebihošter Berg 598, Zaleser Berg 451, Siebojeder Berg 423, Hermannitz 260. Der Nordabfall ist sehr steil, daher bewaldet; an seinem Fuß zieht die Eisenbahn Jaroměř-Altpaka; der Bahnhof von Königinhof liegt mit seinen 341 m Seehöhe um ganze 110 m tiefer als der unmittelbar benachbarte Zaleser Berg.

Der Nordhang des Switschin-Rückens gehört zum größten Teile dem deutschen Siedlungsgebiete an und sein Gipfel wird daher häufig auch von deutschen Wandernern bestiegen; nur um wenig niedriger liegt das deutsche Dorf Switschin, das bis in die jüngste Zeit zum Arnauer Gerichtsbe-

zirk gehörte. Die Aussicht von dem flachen Gipfel des Berges, den ein Kirchlein krönt und der ein Gasthaus des tschechischen Touristenklubs trägt, ist großartig. Man sieht die blauen Hochsudeten: Jeschken, Schwarzbrunn, Isergebirge, vom Riesengebirge außer seinem Südfall den Böhmisches Kamm, vom Grenzkamm das Hohe Rad, über dem ungeheuren Schwarzen Berge die Schneekoppe, das Rehorngebirge, das Raben- und Falkengebirge, in weiter Ferne das flache, aber mächtige Adlergebirge, im Süden den scharfen Hofitzer Rücken, im Westen und Norden das bunte Rothügelland, Georgsberg, Bösig, Donnersberg und Geltsch.

Am Nordhange liegt inmitten des Waldes das Bad Marienbrunn, am Ostfuß an der Elbe der ehemals berühmte Badeort Kukulus, von Franz Anton Reichsgrafen von Spork 1694 begründet und mit Barockkunstdenkmälern geschmückt. In dem Garten des großartigen Armenhospitals fühlt man sich beim Anblick der Pfründner, welche die Tracht von 1711 tragen, in die Zeiten vor zweihundert Jahren versetzt und man traut seinen Augen kaum, wenn man beim Verlassen des weltentrückten Platzes gleich vor dem Bahnhof steht. In die Quarzfelsen des Waldes sind die Figurengruppen „Bethlehem“ eingehauen.



Der Hofitzer Rücken

Ganz im tschechischen Siedlungsgebiete ist der Hofitzer Rücken gelegen. 22 km lang, wird er an drei Stellen von Bächen durchbrochen. Die Eisenbahn Chlumec-Altpráha benützt das Engtal zwischen Ostromě und

Lhota Sárova, ein Sudetentor. Der bewaldete Quadersandsteinrücken erreicht 456 m Seehöhe und liefert in großartigen Brüchen bei der Stadt Hofitz ausgezeichneten Quadersandstein: hier besteht auch eine Fachschule für Steinmetze und Bildhauer.

Die Gründung des Bistums Königgrätz

Der 10. November 1664 ist ein wichtiges Datum in der Kirchengeschichte Böhmens. An diesem Tage unterfertigte Papst Alexander VII. die Bulle, durch die er das Bistum Königgrätz errichtete. Bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges war ganz Böhmen mit Ausnahme des Egerlandes eine einzige Diözese, die Prager Erzdiözese. Zu ihr gehörte auch noch die Grafschaft Glatz.

Um das Jahr 1600 war Böhmen zu zwei Drittel protestantisch. Die weltlichen Grundherren hatten ihre Untertanen zur Annahme des neuen Glaubens gezwungen. Um diese Zeit waren neun Zehntel des Adels protestantisch. Am 26. August 1619 wählten sie Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen. Am 8. November 1620 errang das kaiserlich-ligistische Heer unter Tilly am Weißen Berge bei Prag über ihn einen glänzenden Sieg. Nun wollte Kaiser Ferdinand II. in seinem Erbland Böhmen den alten katholischen Glauben wieder herstellen. Er holte von verschiedenen Seiten Gutachten ein, mit welchen Mitteln die katholische Restauration am besten durchgeführt werden könnte. In diesem hieß es immer wieder: Eine wirksame religiöse Erneuerung sei nur möglich, wenn man die große Prager Erzdiözese teile und neue Bistümer errichtete. Der Mann, der von dieser Notwendigkeit am tiefsten überzeugt war und sich für ihre Verwirklichung am meisten einsetzte, war der Prager Erzbischof selbst, Kardinal Ernst Graf Harrach. So wurde nun dem Kaiser vorgeschlagen: Es sollten vier neue Bistümer errichtet werden, und zwar in jenen Kreisen, die von Prag am weitesten entfernt lägen, in Leitmeritz im

Norden, in Königgrätz im Osten, in Pilsen im Westen und in Budweis im Süden des Landes.

Die Kirche in Böhmen war sehr verarmt. Die Adeligen hatten auf ihren Besitzungen die Kirchengüter an sich gerissen, im Dreißigjährigen Kriege war so viel zerstört worden. Der Papst verhandelte nun mit dem Kaiser über eine Rückerstattung der geraubten Güter. Eine vollständige Rückerstattung war unmöglich, da diese Güter schon mehrmals ihre Besitzer gewechselt hatten und von den gegenwärtigen Besitzern keine Rückgabe zu erwarten war. Rom verlangte, daß der Kirche in Böhmen wenigstens so viele Güter zurückgegeben würden, daß die dringendsten kirchlichen Bedürfnisse befriedigt werden könnten. So kam zwischen Kaiser und Papst der sogenannte Salzvertrag zustande.

Böhmen hatte kein Salz; es mußte eingeführt werden. Von jeder eingeführten Kufe bezog der Staat 45 Kreuzer an Steuern.

Ferdinand II. verpflichtete sich nun, von dieser Steuer 15 Kreuzer für die kirchlichen Bedürfnisse abzutreten. Mit diesen Salzgeldern sollten im Laufe der Zeit die Prager Metropolitankirche und andere verarmte Kirchen und Klöster wieder hergestellt, Seminarien und die neuen Bistümer errichtet werden. Infolge der Dezimierung und Verarmung der Bevölkerung erreichten diese Gelder nicht die erwartete Höhe. Dazu waren der Ansprüche, die an die Salzkasse gestellt wurden, zu viele. So zog sich die Errichtung der Bistümer jahrelang hinaus, ja es kamen nur zwei Gründungen zustande.

Am leichtesten ging es mit der Gründung des Bistums Leitmeritz. Am 3. Juli 1655 wurde das Bistum errichtet, die dortige Propsteikirche zum hl. Stephan zur Domkirche und das Kollegiatkapitel zum Domkapitel erhoben. Nun nahm man sofort die Gründung des nächsten Bistums, des Königrätzer, in Angriff. Rom verlangte, daß zum Unterhalt des Bischofs liegende Güter im Wert von 100000 Gulden gekauft würden, die jährlich 6% als Einkommen für den Bischof abwerfen würden. Sehr bald bot sich dem Kardinal die Gelegenheit zu einem solchen Kaufe, als seine Schwägerin ihr Gut Chrast im Chrudimer Kreise verkaufen wollte, das im Kriege schwer gelitten hatte. Der Kaufkontrakt wurde am 8. März 1656 abgeschlossen.

Um das Ernennungsrecht für alle Bischöfe in Leitmeritz von Rom zu erlangen, hatte Kaiser Ferdinand III. die dortige Propstei, die einen Wert von 30000 Gulden darstellte und über die er das Patronatsrecht besaß, dem Bistum inkorporieren lassen. Um nun auch das Ernennungsrecht für alle Königrätzer Bischöfe zu erhalten, erbot sich sein Sohn, Leopold I., einen gleich hohen Betrag aus staatlichen Mitteln für das Bistum beizusteuern. Zu diesem Zweck sollten Güter überwiesen werden, die den aufständischen Adeligen konfisziert und dem Fiskus anheimfallen würden. Im Vertrauen auf den kaiserlichen Beitrag wurde das Gut Katzenstein an der Mettau erworben, dessen Name in Bischofstein umgeändert wurde.

Da Rom für das neue Bistum die Fundierung einiger Domherrenstellen verlangte, für die aber kein Geld aus der Salzkasse verwendet werden dürfte, da dieses für wichtigere Zwecke gebraucht würde, bestimmte Harrach das Gut Bischofstein als Sustentation für drei Domherren. Der vierte Domherr sollte der Seelsorger von Königrätz sein. Trotz vielen Drängens und Bittens erhielt der erste Bischof vom kaiserlichen Beitrag nur ungefähr ein Drittel. Das übrige mußte er selbst mit Sorgen und

Borgen aufbringen, um die Bistumsgründung nicht noch länger zu verzögern, da sonst Rom dem Kaiser das Ernennungsrecht nicht zugestanden hätte, auf das aber der Kaiser in keinem Fall verzichtet hätte. Nach der Errichtung des Leitmeritzer Bistums ernannte Ferdinand III. sofort einen Bischof für Königrätz, den durch sein universales Wissen berühmten Johann Caramuel y Lobkowitz, dessen Vater ein spanischer Adeliger war und dessen Mutter aus dem böhmischen Geschlecht der Lobkowitz stammte. Caramuel hatte sich große Verdienste bei der Verteidigung Prags gegen die Schweden in der letzten Phase des Dreißigjährigen Krieges erworben. Da sich die Verhandlungen über die Gründung des Königrätzer Bistums jahrelang hinauszogen, nahm er ein Bistum in Italien an. Dem neuen Kaiser Leopold I. dürfte er persönlich kaum bekannt gewesen sein. Dieser ernannte nun zum ersten Bischof den Benediktinerabt von St. Nikolaus in der Prager Altstadt, Mathäus Ferdinand Sobek von ~~Ustieberg~~ Ustieberg.

Sobek wurde 1618 in Raigern bei Brünn geboren und kam als 10jähriger Knabe an das Stiftsgymnasium in Braunau. Nach seinem Philosophiestudium bei den Jesuiten in Olmütz trat er bei den Benediktinern in Braunau ein und legte am 8. November 1638 die Gelübde ab. Nach einem kurzen Theologiestudium in Olmütz wurde er im folgenden Jahre zum Priester geweiht, dann wurde er in mehreren Stillsparreien in der Seelsorge verwendet. Doch schon 1650 wurde er, 32 Jahre alt, Abt bei St. Nikolaus in Prag. Er renovierte Kirche und Stift, die im Dreißigjährigen Kriege schwer gelitten hatten, und hob die Zahl der Klosterinsassen. Als Abt wurde er in verschiedene politische Kommissionen gewählt, in denen er sich die entsprechenden praktischen Kenntnisse auf dem Verwaltungsgebiete aneignete. Am gleichen Tage, an dem das Bistum errichtet und die Kirche zum Hl. Geist zur Domkirche erhoben wurde, unterfertigte der Papst auch die Ernennungs-

bulle für Sobek, nämlich am 10. November 1664. Kardinal Harrach konsekrierte ihn am 15. März 1665 in der Prager Metropolitankirche, am 29. Juli hielt er seinen feierlichen Einzug in Königgrätz. Am 4. Mai hatte der Kardinal den Königgrätzer Kreis, zu dem damals noch der spätere Bydschower Kreis gehörte, der neuen Diözese abgetreten. Zu ihr gehörten gegen 120 Pfarreien mit ungefähr 150000 Seelen. Die Errichtung des neuen Bistums war die große Freude des um die Kirche in Böhmen so hoch verdienten Kardinals Harrach an seinem Lebensabend.

Infolge der schweren Auseinandersetzungen zwischen den ersten Bischöfen und der Stadt Königgrätz dauerte es noch viele Jahre, bis die Bistumsgründung vollendet werden konnte. Erst der fünfte Bischof, der aus Grulich stammende Tobias Johannes Bekker, begann 1707 den Bau eines Priesterseminars und der Seminarkirche, den Umbau

des Hauses, das man als bischöfliche Residenz gekauft hatte, und den Bau von Wohnungen für die Domherren, die bis dahin in der Stadt in Miete wohnten. Das Knabenseminar Borromäum wurde erst vom 17. Bischof, Karl Borromäus Hanl, im Jahre 1860 erbaut.

Durch das Hofdekret Kaiser Josefs II. vom 20. November 1782 wurde die Diözese um mehr als die Hälfte vergrößert, da ihr die Kreise Chrudim und Tschaslau von der Prager Erzdiözese zugeteilt wurden. Nach dem Siebenjährigen Kriege wurde Königgrätz als Festung ausgebaut. Die österreichische Regierung trug sich nun mit dem Gedanken, den Bischofssitz von Königgrätz nach Chrudim zu verlegen, doch wegen der hohen Kosten wurde dieser Plan nicht ausgeführt. Mit welcher Freude wäre das 300jährige Gründungsjubiläum des Bistums ohne den großen religiösen Wandel in der Diözese gefeiert worden!

Walter Sommer

Der Schatz in der Zwergenschlucht in Starkstadt

Frau Friede konnte die schaurigsten und die schönsten Geschichten erzählen. Ich war noch ganz klein, sie war meine Ersatzgroßmutter geworden seit meine Eltern das kleine Häuschen in der Bräuhausstraße von ihr gekauft haben. In einer kleinen Stube hatte sie das Wohnrecht auf Lebzeit sich ausgedungen. Sie spulte Pfeifen für die Weber, um sich noch einige Kronen zu verdienen. Da saßen wir nun an manchem Tage, ob Winter oder Sommer, am Spulrad, sie links ich rechts, ich drehte die Kurbel, und sie führte den Faden von „Wertl zu Wertl“. Oft sang sie anheimelnde Lieder oder auch schaurige, wie die Geschichten, von Liebe, Freud und Leid. Aber auch viele Sagen kannte sie, von den Zwergen, den starken Leuten, den Gespenstern und vom Übermut der Gehenkten auf dem Galgenberge und den eingemauerten Sündern in der Kirche oder den Geistern auf dem Friedhof.

„No, do heerog amol har“, sagte sie einmal und dies will ich in „Hochdeutsch“ wiedererzählen.

Nein, den Zwergen hatte es nicht mehr gefallen in ihrer Zwergenschlucht im Stadtl, als die Menschen zum Christentum bekehrt waren. Wenn die Glocken von drüben über dem Erlitztal anschlugen und Nachricht von Freud oder Leid in die Täler schickten, vom Feierabend und der Frühmesse kündeten und am Sonntag noch ins Hochamt riefen, das war den heidnischen Winzlingen zuviel. Lange hatten sie mit den Leuten im Städtchen in Frieden gelebt, einträchtig hat man sich manchen Dienst erwiesen. Aber nach langen Beratungen hatten sie doch beschlossen, auszuwandern, und ein Fuhrmann fuhr sie ins Mährische; es mögen Hunderte gewesen sein.

Was der Grund auch immer gewesen sein mag, ob sie hofften, wiederkommen, oder als Prüfstein für die Menschen im



Starkstadt, vom Hohen Steinhaus gesehen.

Städtchen, oder gar als Dank? Keiner wußte es. Sie ließen in ihrem Reich am Hohen Stein ihren großen Schatz in Silber und Gold zurück, und viele große Edelsteine waren darunter. Und da ihre Zeit in Ewigkeit maß, bestimmten sie, daß alle hundert Jahre zur Osterzeit, wenn die Glocken ins Städtchen und in die Kirchdörfer riefen, daß der Herr auferstanden sei, da sollte sich die Felswand in der Schlucht öffnen und jeder sich von diesem Schatz nehmen können, soviel er tragen kann. Nur, nach der Zeit, wenn der große, schwarze Hund, der neben der Prinzessin saß, dreimal „Raff“ gebellt hat, dann sollte der Fels sich wieder schließen. Hatte ein Besucher es nicht geschafft, vorher zu entfliehen, mußte er hundert Jahre im Berg ausharren, ehe sich der Fels wieder öffnete, bis wieder die Glocken vom Kirchturm die Auferstehung einläuteten. Es sei vermerkt, daß für den Eingeschlossenen diese hundert Jahre als nur ein Jahr zählte.

Seit Jahren hatte sich ein armer Weber auf den Weg gemacht. Vielleicht würde sich für ihn an einem Auferstehungstage diese Felswand öffnen. Der Weg war ja immer mühsam, der Steig schmal und steil und oft lag ein umgestürzter Baum im Wege, bis zum Eingang der Schlucht am Hohen Stein. Und da hockte er nun in der dunklen Schlucht, bis eines Tages sich diese Felswand öffnete und die Düsternis der Schlucht durch helles Licht überstrahlt wurde. Drunten verkündeten die Glocken die Auferstehung des Herrn.

Dieser Glanz! Und plötzlich überkamen diesen armen Mann doch Zweifel, ob das wohl stimme, was man sich erzählte. Das viele Gold, der schwarze Hund und die Prinzessin, sie lächelte ihm zu. Und ob er nehmen könne, soviel er tragen kann? Und ob er es wohl schaffen würde, bis zum dritten „Raff“ wieder draußen zu sein? Drei „Vaterunser“ läuteten die Glocken, das wußte er wohl. Dann rannte er hinein, griff in die Juwelen, ins Gold und Silber, und

der Hund kläffte schon das zweite „Raff“, als er sich wendete. Da viel ein Stück auf den marmorenen Boden, er bückte sich – und da das dritte „Raff“! Mit lautem Dröhnen schlug der Fels zu. Eine Mutter und viele Kinder warteten vergebens auf die Rückkehr von Mann und Vater.

Es waren hundert Jahre vergangen, niemand sprach mehr von dem verschwundenen Mann im Städtchen. Ostern! Auferstehung! Und wieder läuteten die Glocken gegen Drewitsch, Wüstrei, Chliowitz, nach Wapenka, Skalke und Wasenka, und wo sie immer auch zu hören waren in den Tälern. Der Fels tat sich auf, und all der Glanz strahlte wieder in die Schlucht. Der Mann schritt hinaus, und es war ihm ganz wirt im Kopfe. Über Steine und herabgefallene Bäume stolperte er dem Westausgang zu, die Taschen voller Reichtum. Durch den Wald hinunter zur Erlitz, über die Brücke und ohne rechts und links zu blicken, strebte er dem Häuschen zu, wo er da gewohnt hatte, er war daheim. Auf sein Klopfen öffnete eine junge Frau. Er war erstaunt und fragte nach den Seinen. Sie schüttelte den Kopf. „Nein, lieber Mann, die kenne ich nicht, sind wohl verzogen oder gar tot!“ „Ach, da erzählt man sich, daß vor vielen Jahren ein Mann weggegangen ist und nicht wieder gekommen?“ Sie schloß die Tür und der Mann trottete von dannen. Jetzt erst bemerkte er, was sich da alles verändert hatte, er erkannte, daß ihm die Zeit davongelaufen war.

Rätsel

*Wer ist er, der so hochgelahrt,
der alle Zwiespalt eint und paart?
Er heißt „Humor“, der reichbejährt
und tausendfach geb n ward!
Der Kluge hält ihn wohl verwahrt,
der Frohe sich gern um ihn schart,
der Gute wertet seine Art,
den Griesgram er zuweilen narrt. –*

Olga Brauner

Die Hussiten vor Braunau



Braunau, Ostböhmen. Marktplatz mit Mariensäule.

Die durch das Auftreten des Huß entstandene Bewegung, die nicht nur in Böhmen, sondern im weitaus größeren Teile Europas ihre Folgen und Wirkungen hatte, ließ auch das Braunauer Ländchen nicht unberührt, wenn auch hier, im entlegenen Winkel des

Landes, die Greuel nicht von jener Heftigkeit und Dauer waren, wie in den meisten anderen Teilen Böhmens.

Nach der am 6. Juli 1415 erfolgten Verbrennung des Hus bildete sich bekanntlich in Böhmen die große, gegen die geistlichen

und weltlichen Obrigkeiten kämpfende Partei der Hussiten. Deren Hauptforderung war die Kommunion unter beiden Gestalten, weshalb der Kelch das Einigungs- und Erkennungszeichen der Partei wurde.

Nachdem König Wenzel IV. im Jahre 1419 plötzlich gestorben war, fiel der Thron an dessen Bruder Sigismund, König von Ungarn und erwählten deutsch-römischen Kaiser. Diesen nun wollten die Hussiten als König nicht anerkennen und zogen gegen ihn zu Felde. Sigismund kam von Ungarn nach Breslau und sammelte hier durch mehrere Monate hindurch ein Heer gegen die aufständischen Böhmen; in den letzten Tagen des April 1420 fiel er dann mit diesem Heere von Schweidnitz über Nachod und Braunau in Böhmen ein, nahm zuerst die Stadt Königgrätz, dann Kuttenberg, wurde jedoch von den Hussiten und Taboriten bald darauf zweimal bei Prag geschlagen und mußte sich nach Mähren und Ungarn zurückziehen. Die siegreichen Hussitenheere wandten sich nun gegen Ostböhmen, um es dem König wieder zu entreißen. Am 15. Mai 1421 hatten sie Jaromer, Königinhof und Trautenau erobert und zogen etwas westwärts. Inzwischen sammelten die tschechischen Teilfürsten für den König ein Heer von 20000 Mann und fielen mit ihm über Braunau in Böhmen ein. Die Stadt Braunau wählten sie zu ihrem festen Punkte, verstärkten mit Hilfe der Bürger deren Befestigung durch Parkane (hölzerne Vormauern) und unternahmen von da aus verschiedene Streifzüge ins Land. Zu allererst rächten sie sich an Politz, das zu den Hussiten hielt; das offene Städtchen konnte an keine Befestigung denken und wurde am 27. Mai 1421 vollständig in Asche gelegt, die etwa vorgefundenen Einwohner wurden niedergemetzelt. Die meisten hatten sich jedoch auf den Berg Ostasch (von Eustachius) geflüchtet; dieser Berg war daher das nächste Ziel der siegestaumelnden Schlesier. Trotz des äußerst schweren Zuges wurde der Berg erstürmt und die

Flüchtlinge grausam niedergemordet. Am 10. Juni war ein ähnliches Blutbad im Städtchen Eipel. Am 13. Juni erschien ein neues schlesisches Heer unter der Anführung Bischof Konrads von Breslau. Da zu befürchten stand, daß die inzwischen gesammelten hussitischen Aufgebote aus den benachbarten böhmischen Städten im ganzen Königgrätzer Kreise sich gegen den Haltepunkt der Schlesier, Braunau, wenden könnten, wurde eine ständige große Besatzung in die Stadt gelegt und die Hauptleute Franz von Peterswald und Bernard von Gersdorf angewiesen, die Verteidigung zu leiten. Tatsächlich erschien am 14. Juni 1421 ein böhmisch-hussitisches Heer von 22000 Mann vor Braunau. Anführer waren Cenek von Wartenberg und Hynko Krusina aus Nachod. Die schlesischen Anführer – der Stadtmagistrat mag ihnen beratend zur Seite gestanden haben – verloren beim Erscheinen des Feindes, obwohl die Stadt ziemlich gut befestigt war, alsbald den Mut; während die Hussiten in den Vorstädten zu sengen und zu plündern begannen, versuchte man, mit ihnen zu unterhandeln und erreichte durch entsprechende Gegenleistungen, die sich insbesondere auf die Aufgabe der von den Schlesiern gewonnenen Positionen bezogen haben dürften, nach drei Tagen den Abzug der Hussiten. Das Hospital, die Liebfrauenkirche sowie die Vorstädte waren allerdings niedergebrannt, sonst aber die Stadt unversehrt geblieben. Die Besatzung aus dem Heere Bischof Konrads von Breslau blieb nach wie vor in Braunau und wurde später noch vermehrt. Zu dieser Zeit waren im Stadtmagistrate folgende Bürger: Paul Marquard als Vogt, Johann Tzaudir als Bürgermeister, Sigel Schulz, Nikolaus Kaler, Peter Beck, Nikolaus Werner, Nikolaus Hillebrandt, Peter Schulz als geschworene Schöppen.

Die Braunauer Probstei wurde bald darauf zu einem regelrechten Kloster. Der Brevener Abt Nikolaus (erwählt 1419) verließ nämlich bei zunehmenden Unruhen um

Prag das alte Mutterstift Brewnov, dessen Vernichtung durch die Hussiten nur zu sehr zu befürchten war, und nahm mit den meisten Mitgliedern des Ordens in der Braunauer Probstei seinen Wohnsitz. Die Stiftsprivilegien und andere Wertsachen waren nach Glatz gerettet worden, wo sie bei den Hospitälern bis 1486 verblieben. Das Brewnover Stift ist dann wirklich verbrannt und

von Grund aus zerstört worden, wobei neun Mönche gefangen wurden und zwei von ihnen am 6. Juni am Prager Hradschind den grausamsten Feuertod erlitten. Die Brewnover Ruine blieb sodann über 300 Jahre als solche bestehen, die Braunauer Probstei der Mittelpunkt des Ordens. Die Äbte nannten sich nunmehr „Brewnover Äbte auf Braunau“.

Hanns Kappler

Ein Sommertag in Stonsdorf

Das liebe Dörfchen Stonsdorf war das Ziel unserer Wanderung. Auf dem Königswege gelangten wir zum Rotherberg und danach an den Häusern von Zillertal vorbei zum Aussichtspunkt „Schießls Höhe“. Das Schmiedeberger Tal entfaltete sich vor unseren Augen zu einem wundervollen Panorama. Nach einer Stunde erreichten wir Stonsdorf. Der kleine Gebirgsort liegt in 418 m Seehöhe und hatte in jenen Tagen etwa eintausend Einwohner. In Ober Stonsdorf liegt inmitten eines schönen Parkes das Schloß, das einem Prinzen Reuß (aus der jüngeren Linie) gehörte.

Schon von weitem hatten wir den Prudelberg gesehen, den wir nun erstiegen. Wir kamen auf unserem Pfad vorbei an merkwürdigen Felspartien, die von den Einwohnern Stonsdorfs mit lustigen Namen bedacht waren. So gab es zum Beispiel eine Gesteinsgruppe mit dem Namen „Käse und Brot“, außerdem die „Muschel“, den „Sarg“ und andere mehr. Besondere Neugier erweckten in uns die bekannten Grotten im Berg. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde eine davon die „Rischmannshöhle“ genannt. In ihr hauste ein religiöser Schwärmer namens Rischmann, der durch Weissagungen weitum im Gebirge bekannt geworden war. Im Volke stand er in hohem Ansehen, während die Geistlichkeit glaubte, vor ihm warnen zu müssen. Aber in harten Kriegszeiten fanden solche Einsiedler schnell einen großen Zulauf, dies

war auch an anderen Orten unseres Vaterlandes der Fall. Die Höhe des Prudelberges krönte seit dem Jahr 1901 ein trutziger Bismarckturm. Von seinem Sockel umfaßte der Blick des Wanderers das ganze Riesengebirge und das Boberkatzbachgebirge dazu. Nachdem wir uns an der prächtigen Aussicht sattgesehen hatten, wanderten wir ins trauliche Stonsdorf zurück. Zur alten schönen, schlichten Kirche zog es uns zurück. Der kleine Friedhof bot eine Idylle: junge fürwitzige Ziegen sprangen umher oder lupften von den überall frisch sprießenden Gräsern zwischen den Hügeln.

Es blieb natürlich nicht aus, daß wir uns jenes bekannten Witzes erinnerten, der wohl einem jeden Schlesier bekannt war, jener Witz, wonach ein Pastor vor dem Grab eines verstorbenen Einwohners die Worte ausrief: „Nun hat der liebe Gott wieder einen Stonsdorfer zu sich genommen...“

Wer denkt bei dem Namen „Stonsdorf“ nicht sogleich an den berühmten Gebirgskräuterlikör, den als erster ein Mann namens Christian Gottlieb Koerner in Stonsdorf braute? Von den eifrigen Krummhübler Kräutersuchern und Laboranten übernahm er ein Rezept und gab ihm den letzten Pfiff, indem er neben Gebirgskräutern vor allem echte Riesengebirgsh Heidelbeeren seinem Urgebräu zusetzte. Dieses Rezept entwickelte sich sehr bald zu einem Volltreffer. Der Sohn des Erfinders, Wil-

helm Koerner, verlegte die Fabrik im Jahre 1868 nach Hirschberg-Cunnersdorf, da des großen Erfolges wegen das Stonsdorfer Gewand zu eng geworden war. Weit verbreitet war der Echte Stonsdorfer, als 1945 das Kriegsende dem Aufschwung ein Ende zu setzen drohte. Aber was ein echter Schlesier ist, der wird in der Not zum wahren „Stieh-uff-Mannla“! Die jetzigen Inhaber, die Stabrins, bauten das Unternehmen in der Nähe Hamburgs von neuem auf, das heute über 150 Waggons Waldheidelbeeren pro Jahr verarbeitet.

Wir aber sind damals auf der Weiterwande-

Gustav Wimmer

Glückauf, Herr Bergverwalter!

Wir waren knapp 5 Monate bei unserem 1. Arbeitgeber beschäftigt, das war im Jahre 1938. Wir, das waren meine Freunde und Kollegen vom Jahrgang 1923 und ich. Arbeitgeber war die Bergfreiheitgrube in Schmiedeberg im Riesengebirge. Da wir alle noch Jungen im Alter von 15 Jahren waren, wurden wir über Tage in der Aulbereitung beschäftigt.

Wir wurden in zwei Gruppen geteilt, auf jede Schicht eine, wechselweise Früh- und Mittagsschicht.

In der Frühschicht wurde einer von uns als Botengänger eingeteilt. Dieser hatte die Aufgabe, Akten und Unterlagen vom Steigerbüro am Schacht zum Zechenhaus in Oberschmiedeberg zu überbringen, anschließend beim Bäcker Petrasch und beim Fleischer Krause für die Arbeiter Frühstück einzukaufen. Fußweg etwa 20 Minuten.

Da ereignet sich folgendes: Mein Freund Franz war in jener Woche als Botengänger eingeteilt. Es hatte seit Tagen schon geschneit, und an jenem Morgen stürmte es besonders stark; der Wind trieb einem den Schnee in die Augen, so daß man kaum ein paar Meter weit sehen konnte.

Dazu noch die Kälte. Franz war auf dem Weg zum Zechenhaus. Da kam ihm jemand entgegen, beim Näherkommen sah

er ein letztes Mal vor der tausendjährigen Eiche mit dem hohlen Stamm gesessen und haben die Strophen am Ende des Gedichts gelesen, das auf einer am Stamm befestigten Holztafel stand:

*„Nun steh' ich wieder hier nach vielen Jahren,
mit Weh im Herzen muß ich sagen.
Und eines möcht' ich noch verkünden:
Von Freunden, die ich einst gehabt,
sind jetzt nicht viele mehr zu finden...“*

Vielleicht hat der Verfasser dieser Verse geahnt, daß sich der Weg vieler Freunde – fern der Heimat – nach allen Himmelsrichtungen verlief.

er, daß es ein kleines, altes und schwächliches Männlein war, das aber einen ledernen Bergmannshelm auf dem Kopfe trug und sich auf einen knorrigen Spazierstock stützte.

In seiner linken Hand trug er eine blitzblank geputzte Messinggrubenlampe. Franz wußte nicht, was das bedeuten sollte, zu dieser ungewöhnlichen Zeit einem Bergmann von dieser Art zu begegnen. Die Frühschicht fing doch schon um 6 Uhr an, da konnte man doch nicht um 9 Uhr einfahren.

Die Begegnung verlief für Franz ohne Gruß, da er das Männlein noch nie gesehen hatte und auch nicht kannte.

Als Franz seinen Botengang beendet hatte, das Frühstück verteilt, an seinem Arbeitsplatz angekommen war, wurde er in das Steigerbüro gerufen.

Na, habe ich was vergessen, oder was wollen die denn von mir? Ich habe doch alles erledigt; hatte aber auch einen großen Fehler begangen.

Als er ins Steigerbüro eintrat, erschrak er ein wenig, denn da standen alle Steiger von der Frühschicht und mittendring das kleine, alte Männlein, dem er begegnet war, und diesmal konnte er es ganz genau sehen. Barsch wurde Franz gefragt, ob er diesen

Was Steine der Heimat erzählen

Mit Staunen steht der Naturfreund vor solchen „Werken der bildenden Kunst“, die ich einmal in einer Zusammenfassung den Baukasten „Rübezahls“ genannt habe. Gerät man angesichts solcher Gebilde ins Träumen, so vermeint man zu sehen, wie sich die Hände eines Riesen spielerisch Felsblock um Felsblock greifen, um diese Kuriosen Werke aufeinander zu türmen.

Überall wo sich Gestein auftürmt, das seit Jahrtausenden der Witterung ausgesetzt blieb, schaffte die Natur im Verein mit allen Elementen oft wahre Kunstwerke in bizarren Formen. Gerade das Riesengebirge ist reich davon. Hier und da sind gewaltige Quadern aufgebaut, werden von Eis, Hagel und Regen zerfurcht, von Frösten genarbt und von den Sonnenstrahlen des Hochsommers zerbröckelt. Schließlich bleibt ein wuchtiger Bau übrig, dessen Gefüge beispielsweise aus übereinander gestapelten, breitgedrückten Pfannkuchen zu bestehen scheint: die Quarzsteine hoch droben auf dem Gebirgskamm.

Oder der „Mädelstein“, vor allem aber die „Dreisteine“, letztere 1204 m hoch gelegen, sie stellen eine zerklüftete und ausgewach-

Herrn schon einmal gesehen hätte? Eigentlich nicht, entfuhr es Franz, aber es könnte doch wohl sein, daß er ihm bei seinem Botengang begegnet sei.

Er sei ihm begegnet, hatte ihn aber nicht begrüßt. Das war in jener Zeit ein schweres Vergehen, denn dieses kleine, alte Männlein war niemand anderes als der ranghöchste Bergmann auf der Bergfreiheitsgrube, der Herr Bergverwalter Berthold, der einmal in der Woche zu ungewöhnlicher Zeit in den Schacht einfuhr und nach dem Rechten sah. Was glauben Sie, was Franz an diesem Tage alles zu hören bekam, aber von diesem Tage an kannte er den Herrn Bergverwalter Berthold. Glück auf!

sene Felsgruppe dar, die großartigste im ganzen Gebirge.

Am bekanntesten dürften indessen die „Mittagssteine“ sein, die den Bergbauern in gewissem Sinne als eine Art Sonnenuhr dienen: Ich habe es selbst erlebt, daß Zillertaler Mäher hinauf zu den Mittagssteinen schauten, bis die Sonne genau über der weithin sichtbaren Felsengruppe stand – und nun machten die fleißigen Grasmäher ihre Mittagspause.

Ein mächtiger, schrägliegender „Grabstein“ in der Nähe der Wiesenbaude gab uns einige Rätsel auf. Wir suchten sie zu ergründen, indem wir das kurzhaarige, trockene, sehr harte Moos aus den Ruinen kratzen wollten. Es gelang uns aber nicht so gründlich, daß wir die eingemeißelten Runen hätten ergründen können.

Anders ist es im Vorgebirge. Hier bleibt es den Heimatwanderer reizvoll, auf Entdeckerfahrten zu gehen. Zwischen Hochwald und wildem Gestrüpp hatten sich wunderliche Gebilde versteckt, zu denen meist nur schmale Trampelpfade oder Pürschsteige führen.

Der Volksmund findet schnell treffende Bezeichnungen für die Scherze der Natur, von „Rübezahls Backofen“ in der Nähe des Hainfalles angefangen bis zur „Teufelskirche“ hinter Fischbach. Wenn man von diesem Dorf in Richtung des Bolzenschlusses weiterwandert, gelangt man zu „Rübezahls Fäustel“, seinem Handschuh auf hochdeutsch gesagt, einem verwegenen freistehenden Felsenturm zwischen mächtigen Quadermauern.

An den nördlichen Ausläufen des Landeshuter Kammes gibt es den Mariannenfels. Ein Wunderwerk ist der „Versteinerte Ritter“ auf dem Kräberberg bei Seidorf, der sein leidgequältes Gesicht der Sonne zuwendet: hier zeigt sich ohne jegliches Zutun von Menschenhand eine wahre Meister-

leistung der Naturgewalten. Nimmt man eine alte Wanderkarte zur Hand, so entdeckt man einsam gelegene Felsbildungen, die eine besondere Bedeutung haben, so zum Beispiel den Predigerstein, auch Predigerstuhl genannt, unweit der Brodbaude und den Neuhäusern gelegen. Er ist die Stätte heimlicher Gottesdienste zur Zeit der Gegenreformation. Bei Obergiersdorf gibt es eine interessante Felsgruppe mit prächtiger Aussicht, den Taufstein, auf dem damals heimliche Taufen durchgeführt wurden. Einen beliebten Ausflugspunkt bildeten die Bibersteine. Sie erheben sich auf dem Kernitzkamm, und zwar auf dem östlichen Ab-

hang des Nebelberges. Am Fuße des Aussichtsgütes liegen mehrere uralte Mahlsteine.

Auch für einheimische Spaßvögel gibt es etwas, wenn sie ihre Gäste aus dem Flachland ein wenig erschrecken wollen: In Nieder-Schreiberhau, in der Nähe des Forsthauses am Luisenstein, steht die Zuckerschale, ein Fels, der die Form eines Doppelkegels hat. Dieser kann durch zwei Personen, die an dem entgegengesetzten Ende Aufstellung nehmen, ins Schwanken gebracht werden.

Es gibt noch viele Felsformationen in den heimatlichen Bergen. Rubezahl's Baukasten ist riesengroß!

Erhard Krause

Die eiszeitlichen Moränen des Riesengebirges

Die jüngsten Formen des Riesengebirges schufen die Gletscher der Eiszeit, in welcher kleine Firnbecken die Mulden am Rande des Hochkammes zu steilwandigen Karen „ausmodellierten“, wodurch die prächtigen Felsnischen der „Gruben“ und „Teiche“ entstanden, welche fast alle in einer Höhe von 1050 und 1250 Meter liegen und meist nach NO und N gerichtet sind. Am bekanntesten von diesem früheren Glet-

ter sind die kleinen Teichbauden im Riesengebirge. Sie sind kleine, steilwandige Mulden, die durch Gletscher entstanden sind. Sie liegen meist in einer Höhe von 1050 und 1250 Metern und sind meist nach NO und N gerichtet. Am bekanntesten von diesem früheren Gletscher sind die kleinen Teichbauden im Riesengebirge.



Kleine Teichbaude im Riesengebirge.

schergebiet sind die Schneegruben, denen sich die Schwarze (Aagnetendorfer) Schneegrube, die Felsenbecken des Großen und Kleinen Teiches, die Kesselgruben, die Melzergrube, die Braunkessel und die Seifengrube nahe der Hampelbaude zugesellen. Auf der böhmischen Seite weiteten große Talgletscher an verschiedenen Stellen enge Flußkerben zu Trogtälern (Aupatal, Schlucht des Elbfalles, Weißwassergrund) aus und schufen damit echte Hochgebirgsformen.

Die aus der Firnregion sich vorschubenden Gletscher drängten mächtige Steinwälle (Moränen) zusammen, von denen sich an mehreren Stellen interessante Reste erhalten haben. Sie schütteten solche Steinwälle auch vor ihren heute zum Teil mit kleinen Seen („Moränenseen“) erfüllten Zungenbecken auf, wie wir diese vor den Schneegruben finden. Solche Moränenwälle umfassen die beiden Teiche des Gebirges und umklammern wie leicht geöffnete Zangen den oberen Riesengrund und den Braunkessel bei Petzer. Von den tiefsten Tal liegenden Moränenresten sind die bei den Bärlöchern, der Schlingelbaude und oberhalb des Petzerkreischams zu nennen. Diese Reste sind Marken der Höchstaudehnung der betreffenden Talgletscher, die von Etappe zu Etappe zurückwichen.

Als erster hat der aus dem Schreiberhauer Ortsteil Josephinhütte gebürtige Geograph Prof. Dr. Joseph Partsch (1851 bis 1925) die eiszeitliche Vergletscherung des Riesengebirges nachgewiesen, und zwar zuerst an den Moränen der beiden Schneegruben. Die äußersten und ältesten Moränenwälle der Schneegruben liegen zwischen 950 und 1050 m Höhe bei den erwähnten „Bärlöchern“, ein zweiter Wall umfaßt die Gruben an der Grenze zwischen Hochwald und Knieholz (1220 m), die dritte Moräne dämmt die „Kochelteiche“ ab, in der sich das Moränenwasser staut (1240 m), und die oberste bildet eine 12 m hohe Schwelle über der Sohle der Großen Schneegrube (1273 m). Einen schönen

Blick über diese Moränenwälle hat man vom Joseph-Partsch-Weg, der an der Stillen und Dürren Kochel und zuletzt am Nordhang des Hohen Rades zur Schneegrubenbaude hinansteigt.

Die beiden „Teiche“ des Riesengebirges werden durch einen breiten Trümmergrat, den sogenannten „Zöllershübel“, voneinander getrennt. Dieser Grat stellt nach Prof. Partsch die ehemalige Mittelmoräne eines Gletschers dar, der, wie bei den Schneegruben, einst die Felsenbuchten der Teichgruben ausgefüllt hat. Der in einem tiefen Felsenkessel ungemein malerisch eingebettete Kleine Teich (1183 m), dessen 220 m lange und 6,5 m tiefe Wasserfläche von zahlreichen Forellen belebt ist, wird an der Ostseite von einer 60 m hohen Moräne begrenzt. An diese lehnt sich auf schmaler Wiesenfläche die kleine, betürmte Teichbaude an, die noch den alten Baudenstil zeigt. Auch das Nordufer des 551 m langen, 172 m breiten und 23 m tiefen Großen Teiches (1225 m) besteht aus einem gewaltigen, mit Knieholz und Gestrüpp überwachsenen Moränendamm.

Wandert man von dem Luftkurort Spindelwühle bei der Mädelstegbaude links in dem vom Elbseifen durchflossenen Elbgrund aufwärts, der zu den romantischsten Tälern des Riesengebirges gehört, so kommt man nach 25 Minuten links an der Endmoräne des eiszeitlichen Elbgletschers vorbei und später, zwischen dem Pudelfall (35 m) und dem Patschefall (rechts) an zwei weiteren Moränen des gleichen Gletschers vorüber.

Auch die Kesselgruben, die in ihrer wildromantischen Szenerie ein würdiges Gegenstück zu den Schneegruben darstellen und wie diese durch einen Grat in eine größere und kleinere Grube geteilt sind, waren in der Eiszeit das Lager eines mächtigen Gletschers, der 2,5 km nach Süden reichte. Das typische Muster einer Karbildung ist die Schwarze oder Aagnetendorfer Schneegrube (1202 m), deren altes Gletscherkar eine tief in den Kamm eingeschnittene Ni-

sche mit 157 m hohen Felswänden bildet. Sie ist das Quellgebiet des im Oberlauf „Tiefer Graben“ genannten Schneegrubenwassers. Die obere Talsohle der Grube ist eine fast ebene Wiese, welche nordwärts durch eine querziehende Erhöhung aus aufgetürmten Granitblöcken begrenzt wird. Dieser Trümmerwall stellt die Endmoräne des ehem. Gletschers dar, der in der Eiszeit die Grube ausgefüllt hat. Hinter der Moräne dehnt sich eine weitere Grasebene aus, übersät mit Felsblöcken, unter diesen sich der berühmte „Wanderstein“ befindet, ein würfelförmiger Felsblock, der seit dem 18. Jahrhundert mehrmals seinen Platz verlassen haben soll. Der „Tiefe Graben“ hat die Endmoräne der Grube durchsägt und durchfließt sie z. T. unter den Feistrümmern verschwindend.

Von dem im waldumkränzten Talgrund der Großen Aupa gelegenen Luftkurort und Wintersportplatz Petzer (756 m) ist die Hauptrichtung der Gebirgswanderer der Aupa grund, der weiter oben, wo die Schneekoppe sichtbar wird, Riesengrund heißt. Der Talgrund erweitert sich bald zu einem von dem eiszeitlichen Aupagletscher ausgestalteten Trogtal, das Reste von Moränen birgt, u. a. gegenüber dem rechts mündenden Stumpegrund. Der Aupagletscher, welcher nach Partsch einst den Riesengrund bis zum heutigen Ort Petzer ausfüllte, war der größte des Riesengebirges. Karl Meyer beschreibt ihn und seine Moränen in dem von Wilhelm Müller-Rüdersdorf herausgegebenen Heimatbuch „Das Riesengebirge“ (Leipzig 1925) u. a. wie folgt:

„Wohl der stärkste unter den Gletschern des Riesengebirges erfüllte das Aupatal. Ungeheure Mengen von Blöcken, Geröll, Schutt und Sand hatten die Jahrtausende

angehäuft, während welcher das Gebirge im Zustande des Festlandes den sprengenden und lösenden Mächten der Verwitterung ausgesetzt gewesen war; die stetige und unwiderstehliche Kraft des drängenden Eises ordnete die Wüst. An den Talrändern, wo der weiße Strom die steilen Hänge streifte, wurden Trümmerwälle aufgebaut. Sie lagern noch heute dort. Und namentlich am rechten Ufer erkennt oberhalb der Einmündung des Blaugrundwassers auch der Unkundige leicht zwei ihrer übereinander. Aber auch der Kopf des Ungetüms war mit grobem und feinem Schutt schwer beladen. Wenn dann die talwärts zunehmende Wärme den weiteren Vorstoß des schuppigen Drachens erfolgreich hinderte und ihm ein Rinnsal lauterer Wassers abzupfte, fiel die Last von Haupt und Schultern wirt übereinander, die Endmoräne bildete sich. Sie strebt meist von beiden Talhängen der Mitte zu, indem sie einen Mondbogen bildet, dessen Wölbung sich nach unten kehrt. In der Nähe des Gasthauses Riesengrund durchschreitet der Wanderer glattebedeckte Wälle, welche diese Bildung veranschaulichen.“

Die tiefste Grenze des nichtschmelzenden Firns lag nach Prof. Partsch ungefähr bei 1200 m. Auf Grund seiner Untersuchungen, die er im Aupatal und dem Gelände der Schneegruben durchführte, gelangte Partsch zu der Überzeugung, daß das Riesengebirge „mindestens zweimal von Gletschern gefurcht worden ist“. Deutlich sichtbar ist auch noch die linke Seitenmoräne des Braunkesselgletschers bei Petzer. Einen schönen Blick in dieses alte interessante Gletscherkar genießt man vom Fuchsberg (1363 m), während man von der ehemaligen Kranzbaude des Braunkessels Moränenwasser schaut.

Sonnabend im Dorfe

*Wie heilig ist der Abend heut;
es kommt auf weichen Wogen
mein Heimwehtag im Festgeläut*

*der Glocken hergezogen.
Denn wie die letzte Glocke schweigt,
erstirbt das Werktagssorgen.
Ein Englein nur im Herzen geigt
den Sonntag ein für morgen.*

Glaskunst aus dem Riesengebirge

Das Leben des heutigen Menschen spiegelt sich im Glas. Wir leben, arbeiten und wohnen hinter gläsernen Wänden, – ganze Häusertrakte werden in Glas aufgelöst und all diese lichtbringenden Bauelemente verlangen geradezu danach, werkgerecht veredelt zu werden, wo sie außer ihrer zweckdienlichen Funktion auch wahrnehmbar sein sollen. Der Glasschliff macht diesen Werkstoff durch seine dezente Veredelungsart zu einem gediegenen Schmuckstück und erfüllt darüberhinaus die so notwendige Sichtbarmachung.

Die ersten Versuche, Flachglas durch Schliff zu veredeln, geschah zum Beispiel in der Kunstgewerbeschule Breslau. Wir Glasveredler waren seit Jahrhunderten auf ein bestimmtes Werkzeug dressiert, den sogenannten „Bock“. Es war das ein feststehendes Schleifgerät. Hier war es nur möglich, mit verhältnismäßig kleinen Glasscheiben auf das Werkzeug zu gehen. Durch Bewegen dieser Glasscheibe auf dem sich drehenden Schleifstein wurden figurale oder ornamentale Vertiefungen in das Glas gearbeitet. Die maximale Größe solch einer Glasplatte lag bei etwa 1/2 Quadratmeter. Um nun große und größte Glasscheiben durch Schliff veredeln zu können, bedurfte es eines neuen Werkzeuges.

Erst durch die Verwendung der biegsamen Welle war es möglich, die verschiedensten Glasschliff-Techniken auch auf größte Schaufensterflächen zu bringen.

Es war der Direktor des Stuttgarter Landesmuseums Prof. Dr. Gustav Pazaurek, der die Anregung gab, vermittels dieses neuen Werkzeuges Versuche anzustellen.

Hier geht man nun mit dem Werkzeug an das Glas heran – bisher mußte man mit dem Glasobjekt an das Schleifgerät gehen. Dieses Gerät wurde weiter entwickelt, verbessert und wir haben heute mit der biegsamen Welle ein ausgereiftes Werkzeug in

den Händen, mit dem es uns möglich ist, frei gestaltend am Glas zu arbeiten.

Der Lichtbringer Tafelglas wird als Bauelement stark gewertet, er wird aber repräsentativ, wo er sich als Fenster, Glastür oder Glaswand, durch Schliff veredelt zeigt. „Holz soll man schnitzen, Glas muß man schleifen“.

Der Schliff und das Glas kommen vom Kristallischen her und gehören zusammen. Wo Licht ist, ist Leben und dieses lebensbringende Licht, gebrochen durch die Schliffprismen, strahlt und durchflutet das Glas nach eigenen Gesetzen.

Neue Gravurtechniken und Glasschliff gaben dem Künstler die Möglichkeit auf dem Gebiet des Graphischen wie auch auf dem Sektor des Malerischen unbeschadet neue Wege zu beschreiten, wenn das Können eines Interpreten in Anspruch genommen wird.

Bei der Vollendung einer Arbeit, die sich aus Entwurf und Ausführung zusammensetzt, besser gesagt zusammenfügt zu einem Ganzen, wird immer die Handschrift des Übersetzers erkennbar sein.

Hier geschieht kein „Abklatsch“, es entsteht kein „Abziehbild“. Es soll und darf nichts nachgemacht werden, denn das hat mit Gestaltung nichts gemein.

Was übersetzt wird, fügt sich harmonisch in die Grundkonzeption ein und wird bereichert durch die Eigenart der Arbeit des Interpreten.

Wer nicht die Freiheit erhält oder nicht mehr über die Freiheit verfügt, mitzugestalten, zieht sich die Zwangsjacke an, in der er auf der Mittelmäßigkeit verharren muß.

Der Übersetzer muß souverän über dem „Machen“ stehen, er hat die gestellte Aufgabe mit den ihm gegebenen Fähigkeiten zu erfüllen und darüber hinaus die Möglichkeit, vermöge seinem Können, die gestellte

Aufgabe gut, ja sogar ausgezeichnet zu lösen.

Was ist nun Kunstschliff, was Gravur?

Grundsätzlich unterscheiden sie sich durch die Anwendung der verschiedenen Steine. Vergleichbar könnte man sagen, Kunstschliff gleich Kunstschmiedearbeit. Es wird mit großen, schweren Schleifscheiben gearbeitet.

Glasgravur gleicht Goldschmiedearbeit. Hier wird mit kleinen und kleinsten Schleifscheibchen im Glas gearbeitet, à la miniature. Die Glasgravur ist die Königin unter den Veredelungstechniken und der Könner auf diesem Gebiet – er ist ein wirklicher Künstler. Kunst kommt von Können. Es gibt Gelegenheiten, in Museen die schwierigsten und verschiedensten Gravurarbeiten zu bewundern. Ein Wegradiieren oder Übermalen ist nicht möglich – jeder Schnitt muß gekonnt in die Fläche gebracht werden. Die Schönheit von Gravur- und Schliffarbeiten begeistert immer wieder aufs Neue und zeigt auch, welch hohes Niveau diese Arbeiten haben.

In den meisten Fällen wird in der Gravur bereits das Handwerkliche überschritten und das große Gebiet der künstlerischen Gestaltung geöffnet.

Im Sektor der profanen Bauten ist die Verwendung von geschliffenen Flachgläsern außerordentlich groß. Da die Sichtbarmachung der Ganzglastüranlagen eine baupolizeiliche Notwendigkeit darstellt, versteht es sich fast von selbst, diese Gläser durch Schliff zu veredeln. Wir finden sie also in Verwaltungsgebäuden und Schulen, in Banken und Krankenhäusern.

Im sakralen Raum finden sie im modernen Bau Verwendung. Stellen wir gegenüber – auf der einen Seite die berauschte Bild- und Farbkomposition der Kirchenfenster, die ihren stimmungsvollen Ausdruck fanden und finden, und hier nun die klare Sprache des weißen Lichtes als Bauelement. Die Kirche zeigt sich heute offen für das „Außen“, nichts was da zu verbergen wäre, gleichzeitig will man auch dem Men-

schen im sakralen Raum seine empfindungsmäßige Verbindung zu dem allumfassenden Licht lassen, nicht einschließen, abtrennen, sondern öffnen und weiten.

Hier erschließen sich neue Perspektiven für die edle, dezente Art des künstlerischen Glasschliffs.

Vermittels neu entwickelter Gravurtechniken ist es möglich, die dem Glase anhaftende kristallische Kälte des Materials so weit zu dämpfen, daß eine angenehme Lichtwärme geschaffen wird, die das brillante Strahlen der Schliffarbeit nicht als Feuer sondern als Glut erscheinen läßt.

Der Glasschliff und die Gravur stellen ein eigenes in sich geschlossenes Gebiet dar und lassen die Glasmalerei in dem ihr zukommenden Raum unangefochten.

Da wo die Farbe als dominierendes Element vorherrscht, wird der Glasschliff durch seine Eigenart bereichernd wirken und eine harmonische Verbindung beider Arten ermöglichen.

In welcher Fülle von Licht und leuchtenden Farben, Reinheit und einer nicht zu überbietenden immateriellen Gestalt, Durchsicht und Heiligkeit, zeigt sich uns das Glas und bietet sich uns an.

Die Welt wäre um vieles ärmer, gäbe es kein Glas – darum

„Laß nicht das Glas zu Splittern gehn,
gönn Kanne und Kelch den Erben:
Die Welt hat genug der Scherben.“

Gieh's uns gutt aber schlecht
sei der Herr aber Knecht,
gieh's nach Ost aber West,
sitz' der irgendwo fest —
wu der zieh' n, wu der sein:
Schläsinger wull der
ümmer blein. KARL KLINGB



Glasbläser im Riesengebirge

Der ungewollte Einstand

Seit Generationen fanden Arbeiter aus dem böhmischen Riesengebirge Arbeit in der Schmiedeberger Gegend. Die einen arbeiteten beim Forstamt, die anderen auf der Eisenerzgrube in Schmiedeberg. Um dieser Arbeit nachkommen zu können, mußten wir täglich zweimal die Grenze in Oberkleinaupa (Grenzbauden) überschreiten. Mein Vater war ein gut verdienender Bergmann, ein Spezialist im Streckentreiben, und so kam es dann am Zahltag manchmal vor, daß einige mit dem Finger auf ihn zeigten, der Wenzel hat wieder das meiste Geld bekommen. Deshalb ließ er sich auch nicht lumpen und gab des öfteren einen aus.

Das ging so vor sich: Einer unserer Vorarbeiter hatte einen kleinen Schnapshandel nebenbei. Bei ihm konnte man bestellen, was er dann am anderen Tag mitbrachte. Am Zahltag war dann auch Einkaufstag. Aber auch sonst konnte man einigewas bei ihm kaufen.

Auf unserem langen Heimweg von Oberschmiedeberg über Arnsberg nach Grenzbauden ging es immer bergauf. 90 Minuten lang durch den Wald, dann machte mein Vater den Rucksack auf und sagte: heute trinken wir einen von meinem Verdienst.

Die Flasche ging reihum, auch wir Jungen durften davon versuchen. In der Flasche war Stonsdorfer, und Stonsdorf war eine Nachbargemeinde von Schmiedeberg. Hier wurde der bekannte Magenbitter aus dem Riesengebirge gebrannt. Bis wir nach Hause kamen, hatten wir wohl dreimal davon getrunken und die Flasche geleert. Da unsere Bergeleute eine verschworene Gesellschaft waren und zusammenhielten, bezahlten auch die anderen ihren Einstand.

Aber einen hatten wir doch dabei, der trank wohl immer mit, aber bezahlt hatte er noch nie. Das wurmte meinen Vater heimlich, und er sann auf Rache, den Bert kriege ich noch.

Meistens war es bekannt, wenn einer was zu trinken gekauft hatte. Und so kam es denn auch an diesem Samstag nach der Mittagschicht, als wir müde und abgespannt, aber mit einem kleinen Gläschen auf unserem Heimweg durch die Nacht unserem Heimatorte entgegentrotzten. Bald war es Sonntag, ein freier Tag zum Ausruhen. Da sagte mein Vater: Schade, daß wir heute nichts zu trinken dabei haben. Ja, das war wirklich schade, denn an diesem Abend hätten sich mehrere bereiterklärt, einen auszugeben.



Harde Arbeit macht durstig...

Man besprach dieses und jenes, einige wollten in die Kirche und zur heiligen Barbara beten, einer wollte sogar zur Schneekoppe hinauf und immer wieder der Gedanke, daß keiner was zu trinken dabei hat.

Bert hatte wiederholt bekräftigt, eine Flasche Stonsdorfer zu bezahlen, sogar gewettet hätte er, daß wir heute ohne den guten Schluck nach Hause kommen werden.

Da wurde der Bert nochmals zur Rede gestellt wegen dem Bezahlen, und mein Vater wunderte sich, daß du gerade heute einmal bezahlen willst, das wäre aber schön.

Hanns Kappler

Hirschberg – das war ein Jugendtraum

Unvergeßlich blieb mir der Beginn einer Vollmondnacht auf dem Dachgarten des Hotels „Drei Berge“: Süßer Geigenklang einer Tanzkapelle – wir drehten uns im Walzertakt –, auf der Brüstung ringsum rotblühende Geranien, von unten her beleuchtet, am Himmelsrand www.riesengebirge.de über die Massivkette des Gebirges, vom fahlen Himmelslicht beglänzt . . .

Das bleibt im Herzen der Heimatlosen bis zum letzten Atemzug. Wie jung waren wir damals. Von Zillertal kommend, kehrten wir zunächst auf der Bahnhofstraße in der Konditorei Tschirpke ein. Ich hab' im Ohr noch das Geräusch der Grammophonkurbel, die der Meister selbst drehte. Und immer, wenn ein Liebespaar Hand in Hand auf dem Sofa saß, legte er die Platte auf mit der schmelzenden Tenorstimme des Max Hansen: „Im Kamin da knistern Flammen, und wir sitzen eng beisammen, in dem kleinen Zimmer, du und ich. Draußen sinkt die Nacht hernieder, fällt der Schnee wie weißer Flieder, und zwei heiße Hände finden sich.“

Dazu tranken wir eine Tasse Kaffee, genossen eine Creamschnitte. Zu mehr langte es nicht, es waren ja die traurigen, goldenen Zwanziger Jahre . . .

Zehn Quadratmeilen groß ist das Hirsch-

berger Tal. Na, dann wollen wir einmal sehen, ob in dem Rucksack gar nichts drin ist? Ja, was kam denn da zum Vorschein? Der Wenzel hatte eine Flasche Stonsdorfer in der Hand und reichte sie dem Bert. So, nun kannst du endlich einmal deinen Einstand bezahlen. Bert konnte es nicht glauben, daß man ihn so reingelegt hatte, entsprechend war auch sein Gesicht, Bert hat niemals mehr etwas von Bezahlen gesagt, und so hatte diese Woche doch noch einen schönen Abschluß gefunden, dank Berts Einstand.

Zu einem Spaziergang lockt der Kavalierberg, nahe dem sich das Museum des Riesengebirgsvereins befindet, mit einem Patrizier- und Bauernhaus als Anbauten. Seinen Namen erhielt der Kavalierberg nach dem im Bayerischen Erbfolgekrieg angelegten Bollwerk. In der Nähe des Bahnhofs gibt es den Fischerberg, und weiter abgelegen wäre noch zu nennen der Grünbusch mit dem Schloßberg, ein Bergwald, der sich bis nach Lomnitz hinzieht. Vom Hausberg mit seinem Aussichtsturm bietet sich ein herrlicher Rundblick in die Weite, dazu ein packender Blick in die Sattelschlucht. Dann gibt es noch den Helikon mit seinem weißen Tempel, Friedrich dem Großen gewidmet, und auf einem schönen Waldweg erreicht man den Trafalgarfelsen. Stufen führen hinab zum „Weltende“ in die Schlucht. Der höchste Berg in der Umgebung von Hirschberg ist mit 503 m ü. NN der Ottilienberg. Man ersieht aus dieser Aufzählung, wie sehr die Stadt von einem Kranz grüner Berge umgeben ist. Längs der Straße nach Stonsdorf gibt es aber noch die „Abruzzen“, eine Gruppe von seltsamen Felsbildungen. Die beiden großen Kirchen: Auf der Bahnhofstraße die evangelische Kirche „Zum Kreuze Christi“, sie ist eine der sechs durch

Karl XII. von Schweden im Jahre 1706 von dem österreichischen Kaiser Joseph I. geforderten schlesischen „Gnadkirchen“. Vor der Kirche steht das Denkmal für die im ersten Weltkrieg gefallenen Hirschberger Jäger. Die katholische Hauptkirche ist ein gotischer Quadersandsteinbau in der Nähe des Ringes, 1108 gegründet und 1304 von Herzog Bernhard von Schweidnitz neu erbaut. Berühmt ist der Markt mit seinen lückenlos gemauerten Laubengängen, von schönen Patrizierhäusern aus der Barock- und Rokokozeit überragt. Dieses Stadtbild hat zum Glück den Zweiten Weltkrieg gut überstanden.

So bin ich also heute noch einmal im Geiste durch die vertrauten Gassen gegangen. Ich höre das Rattern der elektrischen Bahn. Sie fuhr nach Giersdorf, die Endstation nannte sich das „Himmelsreich“. Vorbei an Hain, genannt die „Perle des Riesengebirges“. Von Hain aus erreichte man auf kürzestem Wanderweg den Spindlerpaß.

Ein herrlicher Bogen spannt sich vom „Hotel Drei Berge“ zu den Bergen unserer Heimat hin – ein Jugendtraum, unvergänglich schön . . .



Hirschberg im Riesengebirge

GERHARD R. RENNER

Heimatscholle

*Ich seh' die Bauern noch, im Morgenglüh'n,
daheim, zu ihren reichen Feldern zieh'n.
Wie säten sie, mit knorrig-starker Hand,
das Samenkorn in's fruchtbar weite Land.*

*Damit es wachsen und gedeihen sollt',
im Schoß der Heimateerde, gottgewollt.
Hier hatten Ahnen schon gepflügt, gesät,
das Feld gehegt, geerntet, früh und spät.*

*Denn tiefverwurzelt mit der Heimateird',
war jeder Bauer da, trotz Krieg und Schwert.
Die Heimatscholle, die sie so geliebt,
nun nicht mehr haben, macht sie tiefbetrübt.*

*Wenn Sommerwinde weh'n, die Blumen blüh'n,
Gedanken hin zu ihren Feldern zieh'n.
Zur Heimatscholle, in der Ferne dort,
zum Heimatdörflein, dem geliebten Ort.*

*Und Wehmut zieht durch jedes Bauernherz,
erfüllt ihn mit Trauer und mit Schmerz,
wenn er an seine Heimatscholle denkt,
an der er heute noch, voll' Sehnsucht, hängt!*

Wenn der Zacken stille stand

Der Bauernprophet Hans Rischmann war ein Stück Riesengebirge

In seinem Buche „Das Leben Jakob Böhm“, verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1924, erwähnt der bekannte schlesische Schriftsteller und Volkskundler Will-Erich Peuckert unter den verschiedenen Bußpredigern, Propheten und Boten Gottes des 17. Jahrhunderts, zu denen auch Jakob Böhme gezählt wird, u. a. den Bauernpropheten Hans Rischmann aus dem Riesengebirge. Er schreibt von diesem auf Seite 4 des Buches:

„Im Riesengebirge begann zu nämlicher Zeit ein Häusler aus Lomnitz, George Rischmann, zu prophezeien und sagte viel böse Zeit voraus: Kriege, Not und Brand und Verwüstung.“ Peuckert bemerkt dann, daß die Prophezeiungen, die Jakob Böhme

geschrieben hat, denen Rischmanns und des braunschweigischen Michels fast gleichen, doch unterschieden sich die Weissagungen Böhmens von denen seiner Zeitgenossen durch die Kraft und Schönheit seiner Sprache.

Was nun den religiösen Schwärmer und Propheten Hans Rischmann betrifft (Peuckert nennt ihn mit seinem zweiten Vornamen George), an dem noch heute die „Rischmannhöhle“, eine natürliche Felsgrotte auf dem Prudelberg (484 m) bei Stonsdorf erinnert, so sind seine im Volksmund lange Zeit erhalten gebliebenen und sagenhaft ausgesprochenen Wahrsagungen weit verbreitet gewesen. Selbst so bedeutende Männer wie Johann Amos Comenius (1592–1670) sollen den prophetischen



Blick ins Riesengebirge

Worten Rischmanns den Glauben nicht versagt haben, wenn auch seine Weissagungen über Krieg, Pest, Hungersnot und andere Jeremiaden in der Hauptsache das Schicksal der Bewohner des Hirschberger Tales und des Riesengebirges betrafen.

Geboren ist Rischmann nach Angabe des „Führers durch das Riesengebirge“ von Wilhelm Patschowaky (Schweidnitz 1910) im Jahre 1590 zu Lomnitz, wogegen der „Sudetenführer“ von Julius Krebs (Breslau 1839) und Woerls Reischandbuch „Das Riesengebirge“ (Leipzig 1908) berichten, daß Rischmann aus dem Dörfchen Glausnitz stamme. Wahrscheinlich ist Lomnitz der Geburtsort und Glausnitz der Wohnort des Propheten gewesen. Auch über seinen Berufsstand gibt es in den alten Schriften widersprüchliche Angaben, da er abwechselnd als Weber, Bauer und Häusler bezeichnet wird. Vermutlich war er den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend beides, Landwirt und Weber. Viel wird er nicht besessen haben, deswegen wohl auch die Bezeichnung Häusler. In dem erwähnten alten „Sudetenführer“ von Krebs lesen wir über Rischmann u. a.:

„Er war ein Weber aus Glausnitz, einer jener unglücklichen Unterleibskranken, die bei unverständigen Bibellesen göttliche Erleuchtungen zu haben rühmten, wie Jakob Böhme, Quirin Kuhlmann, Jung-Stilling und wer die Herren älterer Zeit noch sind, wie in neuerer Zeit Scheibel, Hengstenberg und Tholuck.“ Bereits 1617, ein Jahr vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, sei der Prophet Rischmann stumm geworden; er erhielt die Sprache nur zu seinen Weissagungen wieder. Er hauste dann während dieses Krieges in einer der vielen schluchtartigen Höhlen und Felsgrotten des Prudelberges, die diesen mit Mischwald bestandenen Porphyrfelskegel unmittelbar bei der Dorfmitte von Stonsdorf auszeichnen. Dort soll Rischmann im Jahre 1630 „unter fürchterlichen Gebärden und Zuckun-

gen“ seine erste Weissagung gemacht haben. Unter anderem prophezeite er, der Rathausurm in der Stadt Hirschberg werde einstürzen und der Zackenfluß „stillstehen“. Julius Krebs bemerkt dazu:

„Der 30jährige Krieg brachte nun allerdings Leiden genug über die Stadt, der Rathausurm fiel in Folgezeit wirklich ein, und der Zacken stand still, was dem Propheten, dessen Weissagungen noch in der Lomnitzer Kirche zu finden sein sollen, großes Ansehen verschaffte. Es ist übrigens dem Zacken eigen, bisweilen stillzustehen und auszubleiben, wie laufende Zahlungen, und erst nach drei Stunden wiederzukehren.“

Wir lesen über dieses bemerkenswerte Phänomen in dem Buche „Das Riesengebirge im Winter“ von Berthold Lessenthin (Breslau 1901) u. a.:

„Eine geschichtlich verbürgte, aber bisher wissenschaftlich ebensowenig aufgeklärte Erscheinung ist auch das aus älterer Zeit wiederholt gemeldete Stillstehen des Zackens. Am 17. März 1703, am 19. März 1746, am 19. März 1773, am 3. März 1797 und am 10. Dezember 1810 stand wie die alten Chroniken feststellen, während je zwei bis vier Stunden der Zacken vollkommen still, so daß die von seinem Wasser betriebenen Mühlen nicht mahlen konnten, und das Flußbett gänzlich ausgetrocknet war.“

In welchem Jahr Rischmann verstorben ist und wo er begraben wurde, melden die genannten Quellen nicht. Er dürfte aber noch während der Wirren des 30jährigen Krieges das Zeitliche gesegnet haben. Auf ihn trifft zu, was Will-Erich Peuckert in seinem eingangs erwähnten Buche über die Propheten des 17. Jahrhunderts schreibt: „Die vielen Propheten um 1600 sprechen nur aus, was damals das Volk aussprechen wollte. Die derben, lustigen Zeiten waren vorbei, Gewitter ballten sich

überall; manches, was die Gelehrten wußten, war durchgesickert – man hielt erwartend den Atem an – da predigten die Prediger ihre Furcht.“

Die Prophezeiungen Rischmanns, die noch in den Jahren vor der Heimatvertreibung von der Landbevölkerung im Hirschberger Tal viel gelesen wurden, waren im Gasthaus „Zur Brauerei“ in Stonsdorf erhältlich. Die

erwähnte „Rischmannhöhle“, die sich etwa auf halber Höhe des Bergkegels des Prudelberges befindet, war, wie Frau Anneliese Venatier in Darmstadt-Eberstadt dem Verfasser dieses Aufsatzes in einem Brief mitteilte, die Keimzelle zu dem Buch ihres Mannes „Narren Gottes, eine Chronik“, welches Werk im Klosterhaus-Verlag erschienen ist.

Gerhard R. Renner

Das Wunder in der Johannisnacht

Vor vielen, vielen Jahren lebte ein sehr armer Scherenschleifer mit seiner Frau und fünf kleinen Kindern in einem abgelegenen Dorf des Riesengebirges. Bei ihm, in seiner kärglichen Behausung, wohnte noch sein Bruder, der nicht allzuviel vom Arbeiten hielt. Die Familie des Scherenschleifers jedoch, rechtschaffene, ehrliche und gottesfürchtige Leute, ernährten den ungeratenen Bruder schon seit erdenklich langer Zeit recht und schlecht mit, obwohl sie ~~in der Gegend~~ nur das Notwendigste besaßen. Sie murrten wohl recht selten und sie teilten auch das Essen mit diesem Manne.

Nun schrieb man gerade wieder einmal den 24. Juni, den Tag, an dem Johannes der Täufer dereinst geboren wurde und der seitdem auch dessen Namen trägt. Der arme Scherenschleifer, der tagaus und tagein mit seinem alten Handwägelchen und der Schleifmaschine unterwegs war, hatte auch heute wieder, wie eh und je, auf oft gar sehr unwegsamen Pfaden die Gebirgsdörfer nah und fern besucht, um dort bei den Bauern und den Häuslern die Schneidewerkzeuge zu schärfen. Es war ein recht mühseliges Handwerk, zumal man die langen und beschwerlichen Wege zu diesen entlegenen Gebirgsdörfern noch berücksichtigen mußte. Der Lohn, den der Scherenschleifer für seine Arbeit bekam, war nicht gerade sehr üppig, jedoch er ernährte seine Familie damit, daß sie nicht betteln gehen mußte.

Der arme Schleifersmann war ja auch von frühester Jugend an von seinen armen Eltern zur größten Sparsamkeit erzogen worden. Zudem war er stets fleißig und bescheiden und er war mit seinem harten Los soweit zufrieden. Oft bekam er von einer mitleidigen Bauersfrau einige Lebensmittel für seine lieben Kinderchen zugesteckt.

Gerade heute, am Johannistage, hatte der Scherenschleifer einen besonders weiten Weg zu den langgestreckten Dörfern des Riesengebirges zurückgelegt. Jenseits der großen Berge, mit ihren steilen Felsklüften, war er mit seinem maroden Wägelchen durch Täler und schier unendlich erscheinende lange Wälder von Dorf zu Dorf gefahren. Und gerade heute, am Johannistage, hatte er mehr verdient, als er es zu hoffen gewagt hatte und somit war er auch mehr als zufrieden.

Es war abends in der neunten Stunde. Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Dunkle Schatten schwebten schon über den Bergen, als der Scherenschleifer, rechtschaffen müde und in Sorge um seine Lieben daheim, den mühsamen Heimweg antrat. Nach einigen Kilometern, an einer moosigen Waldwiese, hielt er inne und gönnte sich eine kleine Verschnaufpause. Dann zündete er sich sein altes Pfeifchen an und schritt, sein Wägelchen ziehend, rüstig weiter voran, damit er recht bald nach Hause käme. Daheim würde seine Familie schon sehnsüchtig auf sein Kommen warten. Und

gerade heute war es später geworden, als er es sich gedacht hatte. Nun ja, diese Tour heute war ja auch entschieden länger gewesen, als all die anderen, da er erstmalig Dörfer besucht hatte, in denen er bisher noch nicht gewesen war und die abseits seiner gewohnten Route lagen.

Bei einer Anhöhe teilte sich der Weg. Nirgends gewährte der Scherenschleifer einen Wegweiser. Gerade als er weiterziehen wollte, entdeckte er im letzten Moment ein kleines, unscheinbares Schild. Rasch entzündete der gute Mann ein Streichholz, um die Beschriftung des Schildes zu entziffern. Oh weh! Das wären ja noch fast zehn Kilometer bis zu seinem Dörfchen, sinnierte der Schleifersmann. Ja, auf der Straße. Da kam ihm just der Gedanke, daß er den Weg doch gehörig abkürzen könne, wenn er die Waldwege benutzen würde. Zwar kannte er diese Gegend nicht so genau, aber wenn es ihm gelänge, durch den langen Wald zu kommen, dann waren es sicher noch knapp sechs Kilometer nach Hause, dachte der Scherenschleifer so bei sich.

Also zog er in Richtung des Molkenbrunnwaldes von dannen. Der Weg war sehr steinig und holperig. Das Wägelchen mit der Schleifmaschine wurde bald zur schweren Plage. Fast wähnte er, das Gewicht würde von Stund an größer und größer. Aber dennoch. Die Sehnsucht nach seinen Lieben daheim trieb ihn, ungeachtet der Strapazen und Qualen, unentwegt weiter voran. Die Scheibe des Mondes hing golden-gelb am Nachthimmel und unzählige Sternlein flimmerten silbern in dieser Johannisnacht. Ein lauer Wind wehte sanft von den Höhen der Buchberge herüber und fächelte leise und zart das schweißnasse Antlitz des Mannes. Eine herrliche Nacht. Wenn nur diese schwere Last nicht gewesen wäre. Vor ihm war jetzt schon der Molkenbrunnwald. Der weitgestreckte Forst stand schweigend, wie eine dunkle Mauer, unheimlich und düster, vor seinen Augen. Ja, wahrlich unheimlich, dachte der Scherenschleifer, und er blickte unentschlossen zum Wald hinüber. Aber,

was soll's! Er mußte weiter. Nun machte der schmale Weg eine leichte Krümmung, und leicht ansteigend führte er in den Molkenbrunnwald hinein. Welch' herrlicher Duft hier im Walde. In den Baumwipfeln flatterte ein Vöglein und drüben aus dem Buchenwald rief munter ein Kuckuck. Der Scherenschleifer legte nun eine kurze Rast ein, und er erfreute sich ein wenig an dieser so überaus lieblichen Johannisnacht. Doch leider, er mußte weiter. Es half alles nichts. Dort hinten war eine Waldlichtung mit einer großen Wiese. Kaum angekommen, streckte sich der müde Mann ins weiche Gras. Inmitten der hohen Grashalme standen unzählige Pechnelken, Hahnenfuß, Wiesenschaukraut und viele andere Wiesenblumen. Glockenblumen wiegten ihre Köpfechen im lauen Nachtwind. In den Wipfeln der Bäume des nahen Waldes raunte und flüsterte es geheimnisvoll. Aus fernen Wiesengründen trug der sanft aufkommende Wind den herb-würzigen Duft von frischem Heu herauf zur Waldwiese des Molkenbrunnwaldes. Im Gebüsch und im gäheigen Walde glimmten und funkelten die Laternen unzähliger Glühwürmchen aus dem Dunkel. Lautlos schwebten sie allorts durch den Forst. Johanniskäferlein krabbelten übers Farnkraut, auf Halmen, Stengeln und Blättern. An der Waldwiese tummelte sich ein Mückenschwarm im goldenen Schein des Mondes. „So eine herrliche Mittsommernacht“, sagte der Mann so zu sich selbst, „so schön wie diese, habe ich bisher noch nirgendwo erlebt! Aber nun muß ich endlich weiter!“ Müde wankte er mit seiner argen Last von der Waldwiese hinfort, den Pfad hinab zum Kreuzweg. Nun blickte er hinunter ins Tal.

Da drüben, da war schon der Hopfenberg und gleich dahinter war ja auch sein Heimdörflein. Nun, da bin ich ja bald zu Hause, dachte der Schleifersmann. Und er freute sich riesig darüber und diese Freude beschwingte seine Schritte zusehends. Die Mitternacht hatte schon begonnen, als der Scherenschleifer zum Molkenbrunnwalde



Die Baberhäuser im Riesengebitge

De Baberhäuser

Ach, wie uft, ihr Leutei,
 Ach, wie schilgemoal,
 Den' ich a mei liebes,
 Schienes Baberioal!
 Darte, under'm Koamme,
 Under'm Mittligsteen,
 Weit vum Weltgetriebe —
 Eesoam und alleen —
 Js mei Härze sälig,
 Js mei Härze fruh,
 Ei der Roast, der siften,
 Ei der Summerruh'.
 Ei dam Winkel fühl' ich
 Mich a'm Kön'ge gleich,
 Wenn o uf'm Monde
 Leit mei Land und Reich —
 Do, do wees ich nischte
 Meh vu Surg und Leed
 Ei der Luft, die herrlich
 Dum Geberge weht —
 Wie a Gruuß, dan runder
 Schickt ei's grüne Coal,

Mit da tausend Blümeln,
 Voater Kübezoahl — —
 Su a Taag, a stiller,
 Der is werflich fein,
 Ganz vertreemt eim guld'nen,
 Hellen Sunneschein —
 Tu' mich under'm Boome
 Tief ei's Groas neidan,
 Brauch' ni Kuppelmente
 Und ni Phroasen dräh'n —
 Hier' ock, woas su plaudert
 's Mutterle Natur
 Uben ei dam Pausche,
 Unden uf der stur —
 Olles, oll's vernähm' ich,
 Woas se zu mer spricht,
 Und durch meine Seele
 Sieht mer moanch' Gedicht —
 Klingt mer moanches Liedel,
 Schien, wie ei der Zeit,
 Wa mer'sch ei mei Läben
 Blüten hot geschneit — —

Max Heinzl

hinausschritt. Doch, was war das? Drüben, dort am Waldrande, bei der alten Wetterfichte, regte sich etwas. Nun hörte er es ganz deutlich. Der Wind trug ein leises Wimmern an sein Ohr. Ein Stöhnen und ein Wehklagen. Wie das Stimmchen eines Kindes. Schnell, so schnell er konnte, eilte der Scherenschleifer zu der alten Wetterfichte hinüber. Und nun sah er es, und er konnte es nicht fassen. In der Nähe der alten Fichte, auf einem grünen Moospolster, saß ein gar kleines Büblein, das herzerreißend weinte und jammerte. Dicke Tränen kullerten unablässig über seine Wangen.

Sofort war alle Müdigkeit von dem Scherenschleifer gewichen. Nur helfen, war sein erster Gedanke! Behutsam näherte er sich dem Kinde, dessen Alter er auf vier oder fünf Jahre schätzte. Er nahm den Knaben zärtlich in seine starken Arme und er tröstete ihn, so gut er es vermochte. Alle Fragen, warum er denn so weine, blieben unbeantwortet. Im Gegenteil. Das Bübchen war untröstlich und es schluchzte, daß den guten Mann ein unsagbares Mitleid überkam. Er wischte ihm die Tränen ab, streichelte zärtlich das blonde Lockenköpfchen und er gab ihm einige Süßigkeiten, die er für seine Kinderchen daheim in seiner Tasche bei sich trug.

Der Knabe faßte allmählich Zutrauen zu dem fremden Manne und seine Tränen versiegten alsbald.

Nun, was mache ich nur mit diesem hilflosen Kinde, fragte sich der gute Mann. Ein rascher Entschluß. Ich nehme das Kind vorerst mit nach Hause zu mir! Dann werde ich weitersehen. Der hilfsbereite Mann zog nun seinen alten zerschissenen Kittel aus und er legte ihn dem Knaben liebevoll um die Schultern. Dann setzte er das Kind auf sein altes klappriches Handwägelchen und er lächelte ihm recht freundlich zu. Der Knabe jedoch sprach kein einziges Wort.

Vom Kreuzwege aus fuhr nun der arme Scherenschleifer in die Richtung des Hop-

fenberges davon. Immerwährend blickte er sich nach dem fremden Kinde um und er rief ihm oft ein paar Scherzworte zu. Inzwischen aber war das Kind auf dem Wägelchen eingeschlummert. Nach einer halben Stunde machte der brave Mann einmal Rast. Nun galt es nur noch den Wald des Hopfenberges zu durchfahren, dann war er endlich zu Hause. Schon sah er das alte Forsthaus vor sich liegen. Da erblickte er auch die ihm so gut bekannten zerfurchten Waldwege, die zu seinem Heimatdörflein führten.

Doch, was war denn das? Von der Heerstraße her, die zum Fuchsberge führt, klang deutlich das Getrappel von Pferdehufen. Rauhe Männerstimmen durchdrangen die Stille der Johannismacht. Hunde kläfften in der Ferne. Nanu, was hat denn das zu bedeuten? Der Scherenschleifer blieb stehen. Angst überkam ihn. Der Lärm wurde zunehmend größer und größer. Schon gewahrte er die schwarze Kutsche, mit zwei Schimmeln bespannt, die in rasendem Tempo auf ihn zukam. Bremsen, Rufe! Die Kutsche hielt an. Zwei Männer sprangen, wild gestikulierend, aus dem Gefährt. Nun gingen sie raschen Schrittes auf den angst erfüllten Scherenschleifer zu.

„Wer bist du, Fremdling, und was treibst du hier mitten in der Nacht?“ Dann erblickten die beiden Männer den Knaben auf des Schleifers altem Wägelchen. Freudestrahlend hoben sie ihn herunter und dann herzten und küßten sie ihn ununterbrochen, daß der Scherenschleifer ungläubig und voller Staunen zur Kenntnis nahm.

Nach einer geraumen Weile kamen die beiden feinen Herren mit dem armen Schleifersmann ins Gespräch. Zunächst ließen sie sich den genauen Vorgang erklären. Zweifelnd hörten sie sich dessen Reden an, zumal dieser Fremde in seiner schüßigen alten Arbeitskleidung nicht gerade vertrauenerweckend aussah. Aber der gute Mann beteuerte immer wieder, daß er die reine Wahrheit sage und notfalls dies auch be-

schwören könne.

„Dieser Mann ist ehrlich, sein Gesicht verrät es“, sagte hierauf einer dieser Herren. „Nun, wir schenken Dir Glauben! Dieser Knabe ist heute, am Johannisabend, beim Spiel in den Wald gelaufen und er hat den Weg nicht mehr nach Hause zurückgefunden. Er ist der einzige Sohn unseres Herrn und Gebieters. Schon seit Stunden sind wir auf der Suche nach dem Kinde. Viele Bedienstete mit Hunden haben uns dabei geholfen. Nun ist die Freude unermesslich groß, da wir den Knaben endlich unversehr gefunden haben. Wie sehr wird sich bald unser Fürst darüber freuen!“

„Fremdling, Du hast diesen Knaben vor dem sicheren Tode bewahrt! Du kommst nun mit uns ins fürstliche Schloß. Dort wird Dir große Ehre zuteil werden, und unser Fürst wird Dich gewiß mehr als nobel belohnen!“

Der arme Scherenschleifer aber wollte unbedingt schnell zu einen Lieben daheim, die sich gewiß schon sehr um ihn ängstigten. Aber die feinen Herren beharrten darauf, daß er sofort mit ins fürstliche Schloß käme. Sie schoben ihn mit sanfter Gewalt in die vornehme Kutsche und er mußte sich neben den Knaben setzen. Im Galopp fuhren sie nun die Heerstraße hinauf und schon bald lenkten sie das Gefährt in den Wald des Fuchsberges hinein. Vor dem höchsten Gipfel des Berges hielt nun die Kutsche. Ein flammend-roter Schein schimmerte aus dem Innern des Berges. Auf ein Zeichen hin öffnete sich die Pforte des mächtigen Gipfels und die Kutsche fuhr hinein. Welche Pracht! Welcher Glanz überall! Der arme Scherenschleifer wurde blaß vor Staunen. Er glaubte zu träumen. Er kniff sich in den Arm. Nein, er war hellwach. So etwas gibt es also wirklich? und dazu noch in der Johannisnacht.

Wohin er blickte, blendete Gold, Silber und Edelsteine, Spiegelsäle und feinstes Kristall in erlesenen Formen. Und überall Lakaien in herrlichen Brokatgewändern. Damen in

cremefarbenen, seidenen Kleidern. Dazu prachtvolle farbige Kerzen auf prunkvollen goldenen Haltern. Aus dem riesigen Thronsaal erklang himmlische Musik, wie sie der arme Mann in seinem ganzen Leben noch nie gehört hatte.

Nun wurde der Scherenschleifer in seinem armseligen Habitus zum Fürsten geführt. Doch dieser wußte bereits alles. Die zwei feinen Herren hatten ihn schon genau unterrichtet. Der Fürst saß auf einem goldenen Throne, das edelsteinbesetzte Zepter in seiner Rechten. Der Knabe saß auf seinem Schloß. Liebkosend strich des Fürsten Linke, gütig lächelnd, über den blondschopf des Kindes. Beseelt von übermächtiger Freude, sprach nun der Fürst zu dem armen Scherenschleifer: „Du Du meinem einzigen Sohne, ich habe nur dieses Kind, dem Thronerben, das Leben gerettet hast in dieser Johannisnacht, so darfst Du Dir soviel Gold, Silber und Edelsteine nun mit nach Hause nehmen, soviel zu tragen kannst! Du hast Dir diese Belohnung redlich verdient! Die Deinen zu Hause können diese Dinge wahrlich gut gebrauchen! Ihr werdet ab heute nie wieder arm sein! Dazu bekommst Du von mir einen Schlüssel aus purem Golde!“ Also sprach der Fürst. „Und solltest Du irgendwann doch einmal in Bedrängnis geraten, so kannst Du mit diesem Schlüssel die Pforte zu meinem unterirdischen Schlosse öffnen, jedoch nur einmal im Jahr, und zwar immer nur in der Johannisnacht, für eine Stunde, mit dem Beginn der Johannisnacht, damit meine ich die Stunde der Mitternacht!“

Nun nimm Dir, soviel Du tragen kannst, von diesen kostbaren Kleinodien und begib Dich damit schnell zu Deinen Lieben daheim! Sprich aber zu keinem von unserer Begegnung, sonst könnte Dir der plötzliche Reichtum zum Schaden gereichen! Meine Kutsche wird Dich bis zum Hopfenberge bringen!“

Der arme Scherenschleifer wußte nicht wie ihm geschah. Es war ihm ja so peinlich. Womit hatte er dies alles verdient? Er hatte

doch nur seine Christenpflicht erfüllt. Die Kutsche brachte ihn rasch zum Hopfenberg. Schwerbeladen fuhr er dann den kostbaren Schatz mit seinem alten Wägelchen nach Hause. Der Morgen des 25. Juni dämmerte schon hinter den Wäldern, als er bei seiner armseligen Hütte ankam. Sorgfältig vergrub er sofort die Kostbarkeiten in der Nähe seiner Behausung.

Seine Lieben daheim schlummerten friedlich und sie hatten daher sein Kommen nicht gehört. Der nunmehr reich gewordene Scherenschleifer wurde auch künftig nicht hoffärtig und er ging recht sparsam mit dem großen Schatze um. Auch den goldenen Schlüssel verwahrte er gut. Seiner Familie hatte der Brave nie etwas von seinem großen Glück in jener Johannisnacht anvertraut. Wenn er seinen Lieben ab und zu einmal etwas ganz besonders Schönes kaufte, so wunderten diese sich oft im Geheimen, womit ihr Vater diese Pracht wohl bezahlt haben könnte. Der gute Vater aber wich stets allen neugierigen Fragen aus. So ging das noch viele Jahre gut. Der Scherenschleifer lebte mit seiner Familie zusammen auch weiterhin in Frieden und Eintracht.

Als die Zeit gekommen war und der gute

Mann auf dem Sterbebette lag, gab er den Seinen das Geheimnis der Johannisnacht preis. Auch sein fauler Bruder, der Tagedieb und Nichtsnutz, erfuhr nun von dem großen Schatz. In einer Johannisnacht schlich sich der Ungeratene zur Stunde der Mitternacht mit dem goldenen Schlüssel zum Fuchsberge, um sich noch mehr Gold, Silber und Edelsteine aus dem Schloß des Fürsten zu holen. Er gelangte auch in den Berg hinein. Jedoch hinter ihm schlug die Pforte zu und er kam nimmermehr ans Licht des Tages.

Kommt ein einsamer Wanderer zufällig in der Johannisnacht, zur mitternächtlichen Stunde, an jener Stelle vorbei, so kann er noch heute das vergebliche Klopfen und das jammervolle Klagen aus dem Innern des Fuchsberges hören, da der unselige Bruder für alle Ewigkeit in den Schoß des Berges verbannt bleiben wird.

Die Familie aber lebte noch einige Jahre glücklich und zufrieden weiter, obgleich der riesige Schatz inzwischen zu Staub zerfallen war, da ja das Geheimnis jener Johannisnacht preisgegeben wurde. Fast könnte man vermuten, der Fürst in dem unterirdischen Schlosse des Fuchsberges wäre der Bergeist Rübezahl in Person gewesen!

RUTH STORM

Riesengebirgsnacht

*Verglühendes Licht über dem Kamm,
erste Schatten huschen am Felsendamm.
Und im Knieholz,
zwischen Silberdistel und Enzianblau,
schleicht der Fuchs aus seinem Bau.
Lautlos fliegt ein Kauz vorbei,
dunkel wird's
und fern sein Schrei.
Leises Raunen in der Wipfelpracht,*

*finster sinkt die Nähe
unter die Schwingen der Nacht.
Friede breitet weit sich aus
über Berg und Tal,
Stall und Haus.
Und der reine Atem
aus dem Weltenraum
hütet unsere Erde
im Schlaf und Traum.*

Heimat-Hymne

der Vertriebenen

Feierlich

Text und Musik: Leo Göbel

1. Das glei - che Los auf die - ser Welt um -
2. Dort wo wir einst ge - bo - ren sind wo
3. Zum Him - mel kehren wir un - sern Blick und

1. schließt ein fe - stes Band, das uns so brü - der - lich zu -
2. uns - re Wie - ge stand zu dir ziehn uns - re Her - zen
3. he - ben uns - re Hand. Führt uns o Gott in un - ser

1. sam - men hält; ge - lieb - tes Hei - mat - land.
2. e - wig hin, ge - lieb - tes Hei - mat - land.
3. Land zu - rück, in un - ser Hei - mat - land.

Weidlich



Das große Standardwerk

Schlesien, Hajo Knebel, 360 Seiten, 529 Schwarzweißabbildungen, 45 Farbabbildungen, 22 x 28 cm, Leinen mit farbigem Schutzumschlag DM 98,- ISBN 3-8035-1243-3

Der "Bildband der Heimat" ist ein Lese- und Handbuch für viele Schlesier und andere Interessierte. "Ein Buch, das jeder lesen sollte, der Schlesien und seine Menschen liebt."

Oberschlesischer Kurier

Bücher zum Schmunzeln



Schlesien wie es lachte, Herausgeber Albrecht Baehr, Zeichnungen Franz Gregor Vogt, 108 Seiten, 11 Zeichnungen, 17 x 17 cm, Einfall mit farbigem Schutzumschlag DM 19,80 ISBN 3-8035-8556-2

In diesem Buch sind Geschichten, Schwänke, Anekdoten und viele heitere Gedichte zusammengetragen, die ein Bild des schlesischen Menschen entstehen lassen.



Typisch Schlesisch, Herausgeber Hajo Knebel, 192 Seiten, 10 Zeichnungen, 17 x 20 cm, gebunden mit farbigem Überzug DM 29,80 ISBN 3-8035-1022-8 Charakter und Wesen, Eigenart und Besonderheit dieser großartigen Völkergemisches werden in den Beiträgen, ausgewählt aus Texten der 999 schlesischen Poeten aus sieben Jahrhunderten, deutlich.

Verlag Weidlich/Flehsig · Beethovenstraße 5 · 8700 Würzburg · Verk.-Nr. 17088
Telefon 09 31/156 43 · Telex 68798 · Telefax 09 31/38 52 00

DIE HEIMAT FÜR KINDER UND ENKEL – IM BUCH



Schönstes
Sudetenland-Bildwerk
ISBN 3-8083-1082-0 DM 68,-



ISBN 3-8083-1090-1 DM 40,-



In Vorbereitung 1989
ISBN 3-8083-1095-2 DM 40,-



ISBN 3-8083-1087-1 DM 45,-

Weitere Sudetenland-Bücher:
HEIMAT NORDBÖHMEN
HEIMAT WESTBÖHMEN
NORBÖHMEN IN FARBE
WESTBÖHMEN IN FARBE
SUDETENDEUTSCHE
GESCHICHTE
SO LACHT MAN IM
SUDETENLAND



ISBN 3-8083-1074-X DM 45,-



Neuerscheinung 1988
ISBN 3-8083-2003-6 DM 16,-



ISBN 3-8083-1163-0 DM 35,-



In Vorbereitung 1989
ISBN 3-8083-1180-0 DM 39,-

Adam Kraft Verlag · Beethovenstraße 5 · 8700 Würzburg



Die Schneekoppe im Mondenschein

www.riesengebirgler.de

Das Riesengebirge

Ihr Berge seid des Landes Geist, das leicht
zu euren Füßen bunte Wegen schlägt.
Was seiner Täler Sehnsucht nie erreicht,
das faßt ihr groß zusammen. Schimmernd legt
ihr an des Himmels blauen Toren nieder
des Landes Stolz und Traum der Märschenlieder.

Aus sumpfigen Felsenwäldern wegt es auf
und steigt in immer höherer Felsenflucht,
bis sich zu jähem Höhensturz der Lauf
zusammenballt in tiefstehender Wucht.
Die Koppe steht, des Tropes letztes Ahnen,
hoch überm Ringen armer Talritanen.

Es schauen diesem Kampf aus Tiefen zu
der Teiche unergründlich schwarze Augen.
Sie sind befeht, das Seilrömen und die Kuh
in ihren rätselhaften Grund zu saugen.
Und wer recht lauscht, hört manchmal tief erschrocken
das Zauberklingen von verfunkenen Gloden.

Dann stehen sich im Silbermondenschein
die Eifen auf dem weiten Riesensplan,
und, in dem Haar des Blühmorns Lichterkranz,
aus sieben Gründen Zwergengänge nah'n.
Versteinte Vogelbälge fangen an zu rfauchen
und Wollenlieder hört man traumhaft hauchen.

Verjagt sind lange aus der Niederung
die Märschen durch der Hämmer Berggedröhn.
Sie flohn hietzer und weben, immer jung,
tiefsinn'ger Weisheit panberchaft Geisn.
Und alle, die im Herzen rein gelieben,
sehn ihre Schleier um die Felsen fliehen.

Hermann Stehr



Die Schneekoppe im Mondenschein

www.niesengebirgier.de

Das Riesengebirge

Ihr Berge seid des Landes Stütz, das leicht
zu euren Füßen kunte Wogen schlägt.
Was seiner Täler Sehnsucht nie erreicht,
das saßt ihr groß zusammen. Schimmernd legt
ihr an des Himmels blauen Toren nieder
des Landes Eitelz und Traum der Mädchenlieder.

Aus dumpf'gen Felswäldern wegt es auf
und steigt in immer höherer Felsenflucht,
bis sich zu jähen Höhensturz der Lauf
gesammetelt in tiefenhafter Wucht.
Die Koppe steht, des Tages letzten Ahnen,
hoch überm Ringen armer Talnütanen.

Verjagt sind lange aus der Nüderung
die Märchen durch der Hämmer Erzgebirgen.
Sie stehn hierher und wehen, immer jung,
tuffinn'ger Weisheit zauberhafte Weis.
Und alle, die im Herzen rein geblieben,
sehn ihrer Schleiter um die Felsen stieben.

Es schauen diesen Komplex aus Tiefen zu
der Teiche unergrünlich schwarze Augen.
Sie sind befeht, das Stürmen und die Ruh
in ihren rätselhaften Grund zu laugen.
Und wer recht lauscht, hört manchmal tief erlösenden
das Zauberklängen von verfun'nen Staden.

Dann drehen sich im Silbermondenglanz
die Eifen auf dem weiten Riesensplan,
und, in dem Haar des Glühwurms Lichterkranz,
aus sieben Gründen Zwergenjäger nah'n.
Verstimmte Orgelbälge fangen an zu pfeifen
und Wäldenlieder hört man traumhaft baulen.

Bermann Steinhilber